

sächlich eher zu einer Schwächung als zu einer Stärkung des Gefühls der missionarischen Verantwortlichkeit in der Kirche führen.

Könnte nicht aber darüber hinaus noch eine vernichtende Kritik von außerhalb der Kirche erhoben werden? Immerhin machen die Christen auch heute noch nur 2 % der Bevölkerung Indiens aus. Sogar in den Gebieten, in denen die Gossner-Mission arbeitet, liegt der Anteil der Christen nicht sehr viel höher. Werden die Menschen, die die Gossner-Mission unterstützen, nicht mit Recht fragen: „Warum zieht ihr euch von der Arbeit zurück, wenn noch sehr viel zu tun bleibt? Heißt das nicht, daß es euch nicht gelungen ist, die richtige Art der Beziehungen mit der Kirche in Indien zu schaffen?“

Sogar wenn die Missionsgesellschaft, so wie es in dem Memorandum vorgeschlagen wird, sich anderen Gebieten in Indien oder sonstwo zuwenden sollte, würde sie entdecken, daß sie es mit demselben Problem der Beziehungen zur einheimischen Kirche zu tun hätte. Schließlich gibt es nur sehr wenige Gebiete der Erde, in denen es keine christliche Kirche gibt. Falls die Missionsgesellschaft keine Arbeit in einem anderen Gebiet aufbaut ohne Beziehung zur örtlichen Kirche, wird sie ihren gegenwärtigen Problemen in Indien nicht dadurch entfliehen, daß sie ein neues Missionsfeld anfängt.

Gerade wegen dieser Schwierigkeiten ist der Begriff des gemeinsamen Handelns in der Mission entwickelt worden. Ich bin sicher, daß Sie mit der Literatur darüber vertraut sind und keine langen Erklärungen darüber von mir erwarten. Nach meinem Dafürhalten ist der wesentliche Punkt dieser: Man hat anerkannt, daß die gegenwärtige einbahnige Beziehung zwischen einer Missionsgesellschaft und einer jungen Kirche, die eine Bedingung permanenter einseitiger Abhängigkeit der letzteren von der ersten schafft, mit der Entwicklung eines echten Verantwortungsgefühls für die missionarische Aufgabe in der jungen Kirche unvereinbar ist. Man weist aber darauf hin, daß diese Situation nicht einfach dadurch behoben werden kann, daß man die Verbindung löst. Sie muß dadurch behoben werden, daß beide, die junge Kirche und die Missionsgesellschaft, in eine umfassendere Partnerschaft, die alle Kirchen, die in diesem Gebiet arbeiten, und alle mit ihnen verbundenen Missionsgesellschaften einschließt, einbezogen werden, um zusammen eine gemeinsame Verantwortung für den gesamten Missionsauftrag zu übernehmen. Auf diese Weise wird die alte bilaterale Beziehung zur Kirche — Missionsgesellschaft hineingenommen in eine weitere multilaterale Beziehung, in der echte Freiheit und darum echte Verantwortung sich entwickeln können.

Die ostasiatischen Situationskonferenzen, die ernsthaft mit diesen Problemen gerungen haben, gelangten zu der festen Überzeugung, daß die Idee des gemeinsamen Handelns in der Mission die beste Gewähr dafür bietet, das Problem, das Sie in Ihrem Memorandum beschäftigt, einer Lösung zuzuführen. Ich möchte daher die Hoffnung aussprechen, daß das Kuratorium die Ergebnisse der Situationskonferenzen der Ostasiatischen Christlichen Konferenz, der kürzlich stattgefundenen Konsultation

von Heigh Leigh, die zur Auswertung dieser Konferenzen gehalten wurde, und der Sektion der Missionskonferenz in Mexiko, die sich mit dem gemeinsamen Handeln in der Mission befaßte, sorgfältig berücksichtigte.

6. Es ist zu hoffen, daß zu den ersten Konsequenzen, die sich aus einer ernsthaften Anwendung des Grundsatzes des gemeinsamen Handelns in der Mission ergeben, gehören würde, daß die Kirche in Indien anerkennt, daß sie die volle Verantwortung für gewisse grundlegende und zentrale Elemente in ihrem Leben, wie z.B. die für den Gottesdienst und die Unterhaltung und die Ausbildung ihrer Geistlichen, übernehmen muß. Das könnte sehr wohl zu einer Abmachung führen, die in Zusammenarbeit mit der Missionsgesellschaft ausgearbeitet wird, nach der in einer bestimmten Anzahl von Jahren die gesamte finanzielle Verantwortung für diese zentralen Elemente von der Kirche wahrgenommen wird. Das könnte sehr wohl den Weg für eine Zusammenarbeit der Missionsgesellschaft (vielleicht zusammen mit anderen Missionsgesellschaften und Kirchen) mit der Gossner-Kirche und einer Hilfe für die Gossner-Kirche in ihrer evangelistischen Aufgabe führen.

In ähnlicher Weise könnte zu den Konsequenzen aus einem gemeinsamen Handeln in der Mission eine Entscheidung gehören (wie Sie sie in Abschnitt 4 Ihres Memorandums vorschlagen), daß nämlich die Gossner-Mission und die Gossner-Kirche in irgendeinem missionarischen Unternehmen in einem anderen Teil der Welt zusammenarbeiten. Das würde in der Tat in bewunderungswürdiger Weise das missionarische Verantwortungsgefühl in der Gossner-Kirche stärken.

Jede „Pioniermission“ in irgendeinem Teil der Welt würde jedoch, wie ich bereits ausgeführt habe, Beziehungen zu einer in diesem Gebiet schon bestehenden Kirche einschließen. Die Erfahrung beim Ausarbeiten einer Form für gemeinsames Handeln in der Mission in Indien würde sehr hilfreich sein, um sicherzustellen, daß ein neues Missionsunternehmen nicht in eine solche Sackgasse hineinführt wie die, um deren Beseitigung Sie sich bemühen.

An verschiedenen Stellen in meinem Brief habe ich zum Ausdruck gebracht, daß wir es für wichtig halten, daß die indische Kirche mit voller Verantwortung an den zu fällenden Entscheidungen beteiligt ist. Darf ich dem noch ein Wort hinzufügen? Erfahrung in Indien hat in mir die Überzeugung entstehen lassen, daß es sehr leicht geschehen kann, daß die Kirchenleitung Entscheidungen fällt, die weit über die Einsicht und das Verständnis der Mitglieder hinausgehen. So bedauerlich das auch sein mag, man muß sich dabei vor Augen halten, daß eine große Anzahl der einfachen Gemeindeglieder in den indischen Kirchen in dem Gedanken groß geworden ist, sie gehörten zur Missionsgesellschaft, aber nicht zur Kirche. Sie neigen dazu, sich selbst als „Söhne und Töchter der Mission“ zu verstehen. Wenn nun ohne ausreichende Erklärung Entscheidungen gefällt werden, die diese seit langem bestehenden Beziehungen zur Missionsgesellschaft lösen, so kann das Ergebnis eine ernsthafte Revolte gegen die Kirchenleitung sein. Wir haben immer die Tatsache betont, daß einer

der Grundzüge des gemeinsamen Handelns in der Mission darin besteht, daß dieses Handeln einen sehr langen und gründlichen Prozeß einschließt, indem man dem einfachen Gemeindeglied der Kirche hilft zu verstehen, was es heißt, voll und verantwortlich an der Mission der Kirche teilzunehmen. Etwas Ähnliches wäre notwendig, wenn ein Schritt wie der von Ihnen in Ihrem Memorandum vorgelegte getan werden soll, und mir scheint, daß das von Ihnen gesuchte Ergebnis nur durch irgendwie etwas wie gemeinsames Handeln in der Mission erreicht werden kann.

Nachdem ich all dies gesagt habe, lassen Sie mich damit schließen, daß ich Ihnen versichere, daß

die Form, in der Sie die Frage aufgeworfen haben, ein Unternehmen ist, das sich als sehr fruchtbar erweisen kann. Sich abfinden mit einer permanenten Beziehung einseitiger Abhängigkeit kann die Kirche nur schwächen. Es ist gewiß richtig, darauf zu bestehen, daß diese Situation so nicht weiterbestehen darf. Das Ziel aber ist nicht Unabhängigkeit, sondern gegenseitige Abhängigkeit des einen von dem anderen innerhalb der ganzen Mission Gottes.

Wir sehen mit großem Interesse der weiteren Entwicklung dieser Diskussion entgegen.

Mit brüderlichen Grüßen
Ihr gez. Lesslie Newbigin

GOSSNER-MISSION

Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20

Berlin-Friedenau, 6. 11. 1964

Herrn Bischof D. Dr. L. Newbigin
Department of World Mission and Evangelism
im Ökumenischen Rat der Kirchen
17, route de Ferney, Genf/Schweiz

Lieber Herr Bischof Newbigin!

Die offizielle und formelle Antwort des Kuratoriums der Gossner-Mission habe ich Ihnen in dessen Auftrag sehr rasch nach dessen Sitzung vom 14. Oktober übersandt.

Heute darf ich Ihnen entsprechend meiner Ankündigung — ebenso wie Bruder Dr. Sovik — in eigener Verantwortung nochmals auf Ihren ausführlichen Brief vom 1. Oktober antworten, zumal ich auch persönlich herzlich dankbar war für Ihre so eingehende kritische Stellungnahme zu dem uns beschäftigenden Memorandum. Ich habe es wohl verstanden, daß Sie nicht offiziell für den Ökumenischen Rat geschrieben haben, wie Sie gewiß auch diesen Brief anders bewerten, als den Beschluß unseres leitenden Gremiums vom 14. Oktober.

Ihre so freundliche Anerkennung unserer Bemühung, Grundsatz-Fragen unseres Dienstes zu klären, erleichtert es mir sehr, die verschiedenen Gesichtspunkte Ihres Briefes in meiner Antwort zu erwägen und Ihnen damit die Gewißheit zu geben, daß es nicht vergeblich ist, wenn wir Zeit und Kraft an eine solche Sache wie diese setzen.

1. Sie fordern uns auf, sehr darauf zu achten, daß die beiden Fragen auseinander gehalten werden: Das Verhältnis einer Jungen Kirche zu ihrer Missionsgesellschaft; und die Erschwerung der Entsendung von Menschen in den Dienst einer solchen Kirche aus nicht dem Commonwealth angehörigen Ländern. Es ist sicher gut und heilsam, diesen Hinweis zu beachten.

Aber gleichzeitig aktualisiert doch die letztere Tatsache das Grundsatzproblem außerordentlich. Die Nötigung, über dieses verantwortliche Gedanken

und Richtlinien zu haben, wird durch jenes andere Faktum, das ich auf längere Zeit für kaum veränderlich ansehe, in hohem Maße verschärft. Wir sind in der Gossner-Mission weniger an einer missions-theologisch sauberen Klärung des Verhältnisses zu der aus unserem Dienst entstandenen Kirche interessiert, als an der rechten Ausrichtung des praktischen Dienstes selber.

2. Denn, lieber Bischof Newbigin, das Verhältnis Gossner-Kirche/Gossner-Mission ist nicht eigentlich von den Grundsatz-Fragen und Problemen belastet, wie es wohl in vielen anderen ähnlichen Beziehungen der Fall ist. Die Autonomie der Gossner-Kirche wird von uns voll und loyal respektiert. Wir fragen wirklich nur, welche Hilfen hat sie von unserer Seite aus noch nötig? Die im Anhang zu unserem Memorandum skizzierten Aufgaben sind eigentlich das Ergebnis sehr intensiver Diskussionen und Überlegungen, die ich im vergangenen Winter mit den leitenden Männern unserer jungen Bruderkirche geführt habe. Sie sind weit davon entfernt, als unsere Meinung im europäischen Missionshaus unseren indischen Brüdern ohne oder gar gegen ihren Willen verordnet und gleichsam übergestülpt zu werden. Sie können sich also das Verhältnis Gossner-Kirche/Gossner-Mission nicht reibungs- und vertrauensvoll genug vorstellen.

Aus den in der Anlage beigefügten „Terms of Reference 1964“, über die jetzt die Leitung der Gossner-Kirche abschließend berät, mögen Sie erkennen, in welchem fortgeschrittenen Stadium unsere gegenseitige Beziehung zu sehen ist. Es wirkt sich

jetzt aus, daß die Mission bereits 1919 ihr Missionsfeld freigab und daraus eine selbständige Kirche wurde.

3. Da ich sicher zu recht annehme, daß Sie und Dr. Sovik sich gegenseitig Kenntnis von Ihren Antworten auf die von uns gestellte Anfrage gegeben haben, handle ich gewiß richtig, wenn ich jedem von Ihnen eine Kopie meines Briefes an Sie beide übersende.

Deshalb möchte ich Ihnen gegenüber nicht nochmals auf meine Sicht des Verhältnisses Mission/Zwischenkirchliche Hilfe eingehen, wie ich es Dr. Sovik gegenüber tat. Tatsächlich beurteile ich es als sehr eng. Zwischenkirchliche Hilfe hat teil an der umfassenden Missio dei und darf gar nicht anders verstanden werden, so gewiß sie in diesem Gesamtzusammenhang ihre besonderen Strukturgesetze hat. Ich weiß nichts von einem Gegensatz, wohl aber von einem charakteristischen Unterschied. Die Sendung, bleibende Aufgabe der Christenheit, ist stets weiter und umfassender als die jeweils notwendige, aktuelle und befristete brüderliche Hilfe (2. Kor. 8 u. 9).

4. Wenn Sie uns auf die Notwendigkeit des „Gemeinsamen Handelns“ in der Mission hinweisen, so sind wir gewiß ständig bemüht um das Studium der zahlreichen wichtigen Dokumente der letzten Jahre, die in diese Richtung weisen; und um die mögliche Anwendung auf unser Arbeitsgebiet.

Wir werden die Gossner-Kirche zur tatkräftigen Teilnahme an dem Programm der Industrie-Mission Kalkutta unterstützen und ermutigen, soweit es dessen noch bedarf. Auch die Missionsaufgaben der „Ostasiatischen Christlichen Konferenz“ wollen wir mittragen.

Aber sonst setzen die großen Aufgaben der Gossner-Kirche in ihrem Gebiet selbst sowie die großen geographischen Distanzen in Indien doch dem „gemeinsamen Handeln“ rasch Grenzen. Auch das Verständnis der Heimat und der Freunde unserer

Mission wird nur Schritt um Schritt für diese größeren Dimensionen geöffnet werden können.

5. Daß wir es auch auf anderen etwaigen Tätigkeitsfeldern mit dort schon vorhandenen „Jungen Kirchen“ zu tun und gemeinsam mit ihnen zu arbeiten haben würden, dieser Gedanke schreckt Kuratorium und Leitung der Gossner-Mission ganz und gar nicht. Sie würden unser Memorandum in falscher Perspektive sehen, wenn Sie es so verständen, als ob wir diese Notwendigkeit als unerwünschten Zwang ansähen und deshalb aus Chotanagpur und Assam in ein „Pioniergebiet“ flüchten möchten. Dieser Gedanke ist uns völlig fern.

6. Daß ein Vorschlag wie der unseres Memorandums vielleicht nicht den leitenden Brüdern der Gossner-Kirche, aber den schlichten Gemeinden sehr überraschend, „unväterlich“ und schockierend kommen würde, haben wir in der Tat in Anschlag zu bringen. Sie weisen mit Ernst auf diese Möglichkeit hin.

Aber nicht auch letztlich heilsam? Weil er ihnen zeigt, wie ernst wir die Verantwortung der jungen autonomen Kirche und ihrer Gemeinden sehen, wieviel Gott von ihnen erwartet? Wir vertrauen darauf, daß das am Ende die entscheidende Empfindung und Reaktion sein wird, zumal wir sie bitten, auf einem neuen Arbeitsfeld mit uns zusammen tätig zu werden.

Wir sind nun zunächst sehr gespannt auf die Stellungnahme der Gossner-Kirche, die wir gemäß Ihrer dringenden Empfehlung um ihr Votum gebeten haben. So erwarte ich vor Mitte nächsten Jahres nicht, daß das Kuratorium die dritte Lesung des Memorandums halten kann.

Haben auch Sie, lieber Herr Bischof, nochmals sehr herzlichen Dank für den Dienst, den Sie uns in der uns bedrängenden Frage erwiesen haben.

Mit ehrerbietigen und brüderlichen Grüßen bin ich
Ihr gez. Dr. Berg

2.

The Lutheran World Federation — Department of World Mission

Route de Ferney 150, Geneva

September 30, 1964

Gossner-Mission Society
Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20, Germany

Lieber Dr. Berg!

Ihr Memorandum zur Frage des Verhältnisses Gossner-Kirche/Gossner-Mission habe ich aufmerksam gelesen und möchte — gemäß Ihrer Bitte in Ihrem Brief vom 9. Juli — im folgenden Stellungnahme dazu nehmen:

Ich brauche nicht hervorzuheben, wie interessant das Dokument ist. Ihr Vorschlag wirft weitreichende Fragen auf, sowohl theologischer als auch praktischer Natur, worüber ein ganzes Buch geschrie-

ben werden könnte und vielleicht auch geschrieben werden sollte. Aber in diesem Schreiben kann ich nur einige kurze Bemerkungen dazu machen und hoffe, daß sie hilfreich sein werden. Ich möchte aufzeigen, an welchen Punkten ich mit Ihren Vorschlägen einverstanden bin und wo ich nicht mit Ihnen übereinstimme. Ich werde mir nicht die Zeit nehmen, dies mit Diplomatie zu tun, hoffe jedoch, daß ich das komplizierte Problem nicht zu sehr vereinfache.

I.

Zuerst das Positive Ihres Memorandums.

1. Ihren Vorschlag, daß die Gossner-Mission sich nach einem neuen Missionsfeld umsieht, kann ich aus verschiedenen Gründen gutheißen. Einer der Gründe ist, daß es der Gossner-Mission unmöglich ist, ihre Kapazität aufgrund der bestehenden Visa-Schwierigkeiten in Indien voll zu entfalten. Eine Missionsgesellschaft sollte, wo sie ihr Gebiet auch haben mag, nicht nur Geld, sondern auch Menschen aussenden, denn sonst kann die Gesellschaft ihren Dienst als Instrument des Missionswillens in ihrem Arbeitsgebiet nicht voll erfüllen. Der Missionswille aber, der nicht voll zur Ausführung kommt, wächst nicht, sondern stirbt. Die Gossner-Mission, wenn sie als Instrument der Kirchen, die gleichsam als ihr Hinterland fungieren, dienen soll, sollte ein Programm haben, das nicht nur verfügbare Mittel vergibt, sondern auch anregend durch die Entsendung von Menschen und durch Fürbitte wirkt. Das ist durch die jetzige Situation in Indien nicht möglich.

2. Ein anderer Punkt meiner Überlegungen ist, daß eine Missionsgesellschaft, die sich nur auf ein Arbeitsgebiet konzentriert, auf Gefahren sowohl im eigenen Land als auch in der Beziehung zu der zu errichtenden Kirche stößt. Durch die Konzentration auf nur ein Missionsgebiet kann der Gesichtskreis zu eng werden und die Möglichkeiten, ein größeres Interesse und Unterstützung zu erreichen, könnten vielleicht nicht voll ausgenutzt werden, obwohl sich auf der anderen Seite tiefe und persönliche Verbindungen zwischen den beiden Partnern ergeben können. Für die junge Kirche kann es zu einem „Das einzige Kind“-Verhältnis führen. Meine Ausführungen meinen jedoch, daß ein neues Missionsfeld gefunden werden sollte, ohne daß dadurch das alte Verhältnis zur Gossner-Kirche sein Ende findet.

3. Wenn Sie in ein neues Gebiet gehen und Ihre Freunde für etwas Neues auffordern, würde das neuen Auftrieb und Wachstum für die Mission bedeuten sowie eine erweiterte Beteiligung in der Mission der Kirche.

II.

Bezüglich der Frage der zeitlichen Begrenzung der Arbeit in der Gossner-Kirche in Chota Nagpur ist meine Stellungnahme jedoch weniger positiv.

1. Zu allererst glaube ich nicht, daß die Analogie Mutter-Tochter, so alt sie auch ist, in biblischer Hinsicht als auch für die praktische Arbeit brauchbar ist, sondern mehr Schaden angerichtet hat, als wir annehmen. Paulus fühlt sich als geistlicher Vater für einige — und auch heute kann ein Christ sich einem anderen Menschen oder einer Gruppe besonders eng verbunden fühlen. Aber kann man das auch auf Organisationen anwenden? Ich kann nichts Grundlegendes dafür in der Heiligen Schrift finden. Wie Roland Allen und auch andere darauf hinwiesen, hat die schützende und elterliche Hand, die die Missionen über die jungen Kirchen gehalten

haben, schwere Konsequenzen zur Folge gehabt. Wir hielten es für eine Tatsache, daß die Christen einer älteren Kirche und Gemeinde reifer als die einer jüngeren sind; das ist aber nachweisbar nicht der Fall. Es gibt in jeder Kirche erwachsene und nicht erwachsene Menschen. Unsere westlichen Kirchen sind für die jüngeren Kirchen Schwestern und keine Mütter.

2. Wenn dieses Argument falsch sein sollte, dann ist die Ansicht, daß die Gossner-Kirche nun erwachsen ist und unabhängig sein sollte, auch nicht vertretbar. Wir sprechen jetzt davon, daß die Kirche unabhängig werden sollte, aber schon im Jahre 1919 wurde sie eine selbständige Kirche. Wir sind jedoch hundert Jahre in der Zeit zurück. Die Gossner-Kirche wurde errichtet, als die ersten Christen Mitte des 19. Jahrhunderts getauft wurden. Damals und nicht jetzt begann die zwischenkirchliche Hilfe. Schon damals hätten wir sehen müssen, daß wahrhaftig eine Kirche in Chota Nagpur besteht und nicht erst, seitdem die Gesetze Indiens ihre legale Körperschaft anerkannten. Damals brauchte die Kirche die Hilfe der Mission, die Pastoren, Lehrer und Geld sandte, um das Evangelium in diesem Teil Indiens zu verkünden. Denn die Kirche war zu schwach, um diese Aufgaben allein zu meistern. Durch die jahrelange Zusammenarbeit von Deutschen und Indern wurde diese Verbindung dadurch beeinträchtigt (wie es wohl überall der Fall war), daß sich die Inder als geistliche Kinder der Missionare fühlten. Sie arbeiteten jedoch zusammen, und ich bin gewiß, daß die Missionare immer wieder gelegentlich feststellen mußten, daß sie die eigentlichen Kinder im Vergleich zu einigen ihrer indischen Kollegen waren. Die Missionare blieben oft die geistlichen „Väter“ der Bekehrten im Sinn von Paulus. Dieses mag heute noch der Fall sein, jedoch auf einer individuellen und nicht organisatorischen Grundlage.

3. Heute ist die Gossner-Kirche eine große und ziemlich starke Kirche. Aber mir scheint, daß der Gossner-Mission die Frage gestellt werden sollte, ob sie ihre Aufgabe, das Evangelium in Chota Nagpur zu verkünden, erfüllt hat? Muß sie jetzt nicht statt auf die Kirche, eher auf das Missionsgebiet ihr Augenmerk richten? Wenn es im Missionsgebiet noch 90–95 % Nicht-Christen gibt, kann dann die Mission sagen, daß ihre Aufgabe erfüllt sei, weil eine Kirche errichtet wurde und missionarischen Dienst tut?

4. Meine Antwort lautet: Nein, denn die Arbeit bleibt bestehen. Es ist noch immer ein Missionsgebiet mit großen Möglichkeiten und Nöten. Wenn sich die Mission trotzdem aus diesem Gebiet zurückziehen will, kann das nur aus besonderen Gründen geschehen, z. B. daß es politische Gründe unmöglich machen, die Arbeit fortzusetzen. Aber das scheint in Indien im Augenblick nicht der Fall zu sein. Sie können gewiß nicht alles, aber doch etwas tun.

5. Als weitere Frage würde ich anführen, ob die Kirche ohne fremden Beistand eigentlich wirksamere Arbeit leisten kann. Aber wie ich die Situa-

tion in der Gossner-Kirche beurteile, ist dies nicht der Fall. Wie mir scheint, wird für weit mehr als zehn Jahre die Gossner-Kirche eine finanzielle Unterstützung brauchen sowie personelle Hilfe — soweit sie aus politischen und praktischen Gründen möglich ist — wenn das Evangelium in den kommenden Jahren wirksam in Indien verkündet werden soll. Ihr Vorschlag, daß eine internationale Organisation die Rolle der Gossner-Mission möglicherweise übernehmen müsse, wirft die gleiche Überlegung auf.

6. Eine weitere Frage wäre, ob die Gossner-Mission aufgrund alter Traditionen, die schwierig überwunden werden können und eine wirksame Entwicklung der Kirche verhindern, sich nicht aus der Arbeit zurückziehen sollte, um durch einen anderen Partner ersetzt zu werden, mit dem die Kirche eine fruchtbarere Missionsarbeit erreichen könnte. Obwohl hier zweifellos einige Probleme liegen, glaube ich doch, daß sie geringerer Natur sind und durch die Vorteile, die die Mission durch die lange Zusammenarbeit mit der Kirche gewonnen hat, ausgeglichen werden. Einer neuen Organisation würden die Vor- sowie Nachteile, die sich aus solch einer langen Verbindung ergeben, fehlen. Außerdem ist weder WB noch OKR WCC im Augenblick über die Art einer fortzuführenden Partnerschaft mit der jungen Kirche so orientiert, wie es bei den Missionsräten und Missionsgesellschaften der Fall ist. Wir können nicht im gleichen Maße wie Sie das geeignete Personal beschaffen, da wir in diesem Fall große Schwierigkeiten haben. Wir sind keine Missionsgesellschaft, und viele Leute sind der Ansicht, daß wir diese Richtung auch nicht einschlagen sollten. Wir können natürlich durch die Gewährung von besonderen Geldbeträgen und durch die Entsendung von Fachkräften für eine kürzere oder längere Zeit helfen, aber ob wir die Missionsgesellschaften ersetzen können, bezweifle ich.

Ich nehme an, daß es nun klar ist, daß ich den Unterschied, den Sie zwischen „Mission“ und „Zwischenkirchliche Hilfe“ machen, nicht akzeptieren kann. Ich gebe zu, daß mit „Zwischenkirchlicher Hilfe“ mancher Mißbrauch getrieben wird. Aber wenn eine Partnerschaft zwischen einer reichen und einer armen Kirche besteht, müssen die Missionsgesellschaften immer eine Art zwischenkirchlicher Hilfe betreiben, die als eine besondere Form missionarischen Dienstes bezeichnet werden kann, und das seit der Zeit, da Ziegenbalg den ersten Missionar oder Lehrer in Süd-Indien bezahlte.

III.

Nun möchte ich noch auf die vier theologischen Punkte in Ihrem Memorandum eingehen:

a) Ich stimme mit Ihnen überein, daß die Unabhängigkeit einer Kirche oft durch alte Missions-Traditionen behindert wird und daß sich dadurch die Mission manchmal aus ihrem Missionsgebiet zurückziehen muß, wenn mit den Traditionen nicht gebrochen werden kann. (Das ist einer der Gründe, weshalb ich die Analogie von Mutter-Tochter nicht mag, weil sich daraus diese schwierigen Traditio-

nen entwickeln.) Aber ist eine neue, ökumenische Verbindung mit der jungen Kirche die einzige Möglichkeit, dieses Problem zu lösen? Es haben sowohl multi-laterale, ökumenische Verbindungen als auch bi-laterale ihre Vorteile. Es ist wichtig, daß die Mission und die Kirche ihr Augenmerk auf das Missionsfeld richten. Das Ziel der Missionsarbeit in Chota Nagpur ist nicht die Gossner-Kirche, sondern das große Gebiet, in dem die Gossner-Kirche sowie die Gossner-Mission zusammenarbeiten. Ich glaube, daß Sie in dieser Richtung arbeiten, wenn ich Ihr Werk richtig beurteile.

b) Ich bin mir nicht im klaren, ob ich den Standpunkt der Synode von Bethel richtig verstehe. Wurde hier nicht von der „Gesellschaft“ im Unterschied zu einem kirchenamtlichen Missionsprogramm gesprochen? Wenn das der Fall ist, spricht es nicht für die Gossner-Mission, die Arbeit in Indien fortzusetzen, bis die Kirche (Berlin-Brandenburg?) in der Lage ist, die Gossner-Mission zu absorbieren?

c) Wenn es sich auf die Missionsgesellschaften bezieht, so auch auf die ökumenischen Organisationen.

Paulus hatte nicht in dem Maße mit sprachlichen und kulturellen Problemen zu tun, wie unsere heutigen, modernen Missionare. D.T. Niles sagte kürzlich: „Sendet uns keine Leute, die nur kurze Zeit bleiben, denn sie verbrauchen all unsere Kraft“. Die Batak-Kirche kritisierte den LWB, daß er seine Mitarbeiter zu oft wechselt.

d) Das spricht gegen alle Missionsgesellschaften. Ich nehme jedoch an, daß Sie in Roland Allen's Sinn denken und würde äußerst interessiert sein, ob Sie in dieser Richtung arbeiten. Aber würde das nicht bedeuten, daß Sie gerade den Zehn-Jahres-Plan aufgeben?

Zusammengefaßt möchte ich sagen, daß ich den Vorschlag der Gossner-Mission, sich ein neues Missionsgebiet zu suchen, gut finde. Es sollte jedoch im Jahre 1965 und nicht 1974 damit begonnen werden. Ich bin jedoch nicht sicher, daß dadurch die Arbeit in Chota Nagpur zeitlich begrenzt werden sollte, denn es gibt einfach zuviel zu tun. Setzen Sie die Joint-Mission-Arbeit mit der Gossner-Kirche fort und wenn möglich erweitern Sie sie und sehen Sie alles, was Sie in der GELC tun, als Missionsarbeit an, wenn es dazu beiträgt, das Missionsleben in der Gossner-Kirche zu stärken. Wenn es diesem Entscheidenden nicht dient, dann sollte es weder die Gossner-Mission noch die Gossner-Kirche tun. Wenn der LW helfen kann, dann werden wir das selbstverständlich tun, wie es auch bereits in der Vergangenheit geschehen ist. Aber ich neige zu der Auffassung, daß wir als dritter Partner unsere Hilfe geben sollten und nicht als Ersatz für die Gossner-Mission. Alle drei Organisationen haben ihre eigenen, besonderen Möglichkeiten, Hilfe für eine Aufgabe zu leisten, die noch lange nicht erfüllt ist.

Mit den besten Grüßen bin ich

Ihr gez. Dr. Arne Sovik

GOSSNER-MISSION

Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20

Berlin-Friedenau, den 6. 11. 1964

Herrn Direktor Dr. Arne Sovik
Department of World Mission
im Lutherischen Weltbund
17, route de Ferney, Genf/Schweiz

Lieber Dr. Sovik!

Die offizielle und formelle Antwort des Kuratoriums der Gossner-Mission habe ich Ihnen in dessen Auftrag sehr rasch nach dessen Sitzung am 14. Oktober übersandt.

Heute darf ich Ihnen gewiß entsprechend meiner Ankündigung in eigener Verantwortung nochmals auf Ihren ausführlichen Brief vom 30. September antworten, zumal ich auch persönlich herzlich dankbar war für Ihre detaillierte kritische Stellungnahme zu dem uns beschäftigenden Memorandum. Wenn ich mir vollends von Augen halte, daß Mitte Oktober — und nun noch gar in Ranchi, dem Sitz der Leitung unserer Gossner-Kirche, um die unser Nachdenken im Gossner-Haus Berlin kreist — offenbar recht radikale Äußerungen auf der Konferenz lutherischer Kirchen in Asien über die zukünftige Arbeit der Mission laut geworden sind, dann scheint es mir vollends notwendig zu sein, daß wir mit Energie und einem Höchstmaß geistiger und geistlicher Anstrengung die begonnene Diskussion fortsetzen, indem wir uns dabei nach der Gabe der „Vision“ ausstrecken. Dies Wort und die dahinter stehende innere Kraft lieben Sie ja in Amerika ganz besonders.

I.

Nochmals auch persönlich gesprochen: Es war uns eine Freude, daß Sie bei überwiegend kritischer Einstellung zu unserem Memorandum nicht bedeutungslose positive Züge hervorgehoben haben: Außer der grundsätzlichen Anerkennung, diese Diskussion aufgenommen und das Nachdenken über die Probleme Mission/Junge Kirche mit ungewöhnlichen Thesen neu begonnen zu haben, haben Sie besonders unsere Bereitschaft zum missionarischen Dienst in einer neuen Region in Übersee begrüßt. Und Sie haben anerkannt, daß die Visum-Situation in Indien wirklich eine besondere Lage für die Gossner-Mission (und andere europäische und amerikanische Missionen) schafft. Sie schwächen freilich die dadurch für uns immer bitter werdende Situation später mit dem Satz ab: „Sie können gewiß nicht alles, aber doch einiges tun.“

Wir sind im Gossner-Haus nicht die Leute, die meinen, „alles“ tun zu können oder gar zu müssen. Wir mißtrauen jenen üblichen Statistiken, die Wert und Bedeutung einer Mission nach der Zahl der ausgesandten Kräfte bemessen. Das ist ja in der Regel so üblich. Wir halten uns durchaus dafür offen — nicht aus der Not eine Tugend machend — daß es wohl unseres Herrn Wille sein möchte, nicht nur trotz, sondern sogar wegen der geringen Zahl der missionarischen Mitarbeiter, die nach Übersee kommen können, Seine Kirche dort zu bauen und wachsen zu lassen. Und Sie wissen

auch, daß wir uns nicht widerstrebend, sondern ausdrücklich und bewußt damit einverstanden erklärten, daß in Durchbrechung und Aufhebung des direkten und einseitigen Verhältnisses Berlin-Ranchi von mehr als 100 Jahren ökumenischer Geist mit seinen Konsequenzen einzöge und Mitarbeiter aus anderen Bruderkirchen der Welt der Gossner-Kirche Indiens bei der Erfüllung ihrer großen Aufgaben helfen sollten. So ist Anfang 1964 — nicht wie früher amerikanische Brüder in kriegsbedingter Not-situation — das Ehepaar Pastor Schmidt aus Australien mit Hilfe des Weltbundes zu unserer Freude nach Ranchi gekommen. Und sicher werden weitere folgen — ein bedeutungsvolles Zeichen der heute gebotenen „joint action“.

Aber eben, daß wir mehr und mehr der Gossner-Kirche nur finanzielle Hilfe gewähren können — auch diese in sorgfältiger Planung — und die notwendige personelle Hilfe nur in sehr einseitiger Auswahl möglich ist, dies ist doch einer der entscheidenden Ansatzpunkte unseres Memorandums. Wenn es aber die grundlegende Erkenntnis ist, daß die persönliche Präsenz und Mitarbeit die unerläßliche Gabe der Mission an ihre junge Schwesterkirche ist, so zwingt uns eben die zunehmende Verriegelung unseres Dienstes an diesem Punkt zu der grundsätzlichen Überprüfung unserer Aufgabe in der Gossner-Mission.

II.

Von da her darf ich nun eine Reihe Ihrer kritischen Gegenfragen zu unserem Memorandum aufnehmen.

1. Sie richten sich offenkundig zunächst gegen seine beiden Kernsätze: Der Dienst der Gossner-Mission an der Gossner-Kirche ist seinem Wesen nach heute „zwischenkirchliche Hilfe“; und: Diese Hilfe darf nicht zeitlich unbegrenzt andauern. In dieser Frage ist Ihr Widerspruch am entschiedensten. Möglicherweise vermuten Sie gerade hier bei mir, der ich 16 Jahre in diesem Bereich kirchlicher ökumenischer Arbeit gestanden habe, ein mangelndes Verständnis für den Auftrag der Mission. Ich glaube allerdings, nicht zu recht; und äußere mich deshalb gerade zu diesem Punkt sehr bereitwillig.

In der grundsätzlichen theologischen Durchdenkung des Verhältnisses von Mission und Zwischenkirchlicher Hilfe meine ich, den Irrtum von zwei heute vielfach umgehenden extremistischen Auffassungen erkannt zu haben:

a) als ob zwischenkirchliche Hilfe die Mission ersetzen könne. Weil die Sendung die umfassende Funktion und Aufgabe der Jünger Jesu Christi und zwischenkirchliche Hilfe nur ein Teil dieser „Apo-

stole" ist, darum kann jene nie für diese Ersatz sein, auch wenn sie in der augenblicklichen Situation der jungen überseeischen Kirchen besondere schwerpunktmäßige Bedeutung hat.

b) Als ob man — wie es jüngst auf dem Deutschen Evangelischen Missionstag durch Martin Pörksen geschah — pointiert formulieren dürfte: Zwischenkirchliche Hilfe sei keine Mission! Wenn hierzu gesagt worden wäre im gleichen Satz und mit gleicher Betonung: Aber sie ist zugleich ein unveräußerlicher Teil von ihr und hat ihren besonderen Auftrag im Rahmen der Sendung, dann könnte ich, dann würden sicher auch Sie nach dem, was Sie schreiben, zustimmen. Denn Sie haben völlig recht damit, daß der Vollzug der Sendung von Anfang an — wirklich mit dem Kommen Jesu (Matth. 4, 23!) — den Dienst am Menschen in umfassender Weise einbezogen hat, so daß witness nie ohne service geschah.

In der Abwehr dieser beiden Irrtümer möchte die Position unseres Memorandums gesehen werden: Weil die Stärkung einer jungen Bruderkirche und die Hilfe für sie ein legitimer Teil der Sendung ist, deshalb können wir uns auch heute noch guten Gewissens „Gossner-Mission“ nennen, obwohl der Charakter unserer Arbeit nach Indien hin seit den Tagen J. E. Gossners charakteristische Änderungen erfahren hat.

Zugleich aber wegen dieser Verschiebung schauen wir nach einem etwa neuen Auftrag aus, der in umfassender Weise dem Vorbild Jesu folgt. Denn den von uns jetzt getanen Dienst könnten sehr bald einige Kirchen in Deutschland über und durch die ökumenischen Zentralen tun, ohne daß solche Hilfe das Gossner-Haus in Berlin unbedingt durchlaufen müßte.

2. Nur weniger Bemerkungen bedarf Ihre Kritik des Sprachgebrauchs Mutter-Tochter-Kirche. Ich stimme Ihnen eigentlich völlig zu. Die Diener und Gemeinden der Gossner-Kirche sind es in erster Linie, die diesen Sprachgebrauch lieben und sicher sehr viel dabei empfinden: Die Dankbarkeit für das aus Berlin empfangene Evangelium. Nicht wir also von der Gossner-Mission sind es, die nur zu gern unter Aufrechterhaltung eines heimlichen paternalistischen Anspruchs und Rechts eine elterlich bestimmende Stellung gegenüber der Gossner-Kirche bewahren möchten. Je weniger also davon die Rede sein wird, um so mehr wird der Verdacht schwinden, als ob wir unsererseits die Zeit anhalten und eine gottgewollte geistliche Entwicklung aufhalten wollten. Und auf der anderen Seite würden Sie ja doch auch nie jene lebendige Dankbarkeit ausjäten wollen, die unsere indischen Brüder und Schwestern gegenüber den ersten Evangeliumsboten erfüllt, auch wenn das „pleroma Christon“ unter ihnen teilweise reicher und reifer zu erkennen ist als unter Christen in den „alten Kirchen“. An diesem Punkt sind wir uns also gewiß völlig einig, und einige vielleicht mißverständliche Passagen des Memorandums sollten im Licht dieser unserer Korrespondenz geklärt sein.

3. Sie weisen mit besonderer Dringlichkeit auf die ganz und gar noch nicht gelöste Aufgabe der Evangelisierung Indiens hin; und fragen uns von daher sehr ernst, ob wir uns solange überhaupt oder auch

nur nach einem gewissen Termin von dort zurückziehen dürften.

Gerade aus diesem Dilemma, der unvollendeten Aufgabe der Mission in Indien; sowie der Unmöglichkeit, an ihr wirksam mitzuarbeiten, ist das Memorandum entscheidend entstanden. Nach Gottes Führung und verborgener Absicht ist der Missionsauftrag in Indien heute mit absolutem Vorrang den Christen und Kirchen Indiens zugefallen. Wir versuchen z. Zt., sie an unserem Teil dafür zu stärken. Aber zu einer Pionierarbeit sind wir durch die Visumsbeschränkungen kaum in der Lage, und ich sehe nicht, wie sich das in absehbarer Zeit ändern könnte. Missionsgesellschaften aber, solange solche bestehen, sind zu solchen Pionieraufgaben berufen. Die Stärkung der jungen Bruderkirche in den ihr zufallenden Aufgaben können ältere und stärkere Bruderkirchen übernehmen, vollends heute in der klar bejahten ökumenischen Gemeinschaft miteinander und Verantwortung füreinander.

In dieser Auffassung haben mich Ihre Einwände nur sehr bedingt erschüttern können, lieber Bruder Sovik.

III.

Die Frage, die Ihr Votum aufwirft, ist für uns natürlich diese, ob wir die Kraft haben können und würden, sowohl in näherer Zukunft auf einem neuen Gebiet tätig zu werden — wie Sie es herzlich wünschen; und zugleich in Chota Nagpur mit derselben Kraft wie jetzt und zusammen mit der Gossner-Kirche weiterzuarbeiten — wie Sie dringend empfehlen. Damit testen Sie die Kapazität der Gossner-Mission. Und wir haben uns sehr zu prüfen, ob wir dem Drängen nach einer so bedeutsamen Ausweitung unseres Dienstes nachgeben können und dürfen.

Die Alternative ist klar: Das Memorandum vertritt den Standpunkt, dann für eine neue Aufgabe offen zu sein, wenn die bisherige guten Gewissens als getan angesehen werden oder in andere Hände übergeben werden kann.

Sie bestreiten, daß wir im Blick auf Indien dieses gute Gewissen haben und uns entlastet ansehen können; empfehlen aber zu dem Dienst in Indien und seiner Fortsetzung ohne zeitliche Begrenzung die Bereitschaft zu einer baldigen Aufnahme einer neuen Wirksamkeit in Übersee.

Wie immer die — nach dem Beschluß des Kuratoriums — zu erwartende Stellungnahme der Gossner-Kirche zu dem Problem ausfallen mag, in dieser Alternative eine Entscheidung zu treffen, wird uns im Gossner-Haus nächstes Jahr nicht leicht fallen.

*

Denn es sollte nun zum Schluß noch ein kurzer Blick auf die Situation „in der Heimat“ geworfen werden — wenn Sie den Gebrauch dieses auch in mancher Weise überholten Begriffs erlauben. Dazu zwei Erwägungen:

1. Ich beurteile persönlich die Möglichkeit, unsere Freundeskreise wesentlich zu verstärken und mehr Gemeinden in die Mitverantwortung unseres Dienstes hineinzuziehen, ziemlich skeptisch. Es würde höchstens darauf hinauskommen, Menschen von anderen Missionen abzuwerben. Das sollten wir nicht wollen, ganz abgesehen davon, ob wir es

vermöchten. In welcher Richtung ich die Möglichkeit und wirkliche Chance einer Steigerung des Missionsopfers im evangelischen Deutschland sehe, das wissen Sie: In einer umfassenden Sammlung „Das Wort in die Welt“. Ihr Ertrag könnte vielleicht auch uns die Mittel zur zusätzlichen Aufnahme eines neuen Dienstes gewähren. Nur in dieser Richtung beurteile ich die Möglichkeiten positiv.

2. Etwas mehr oder weniger als 50 % der Mittel für eine große Anzahl der deutschen Missionsgesellschaften stammen seit der Entwicklung der letzten Jahre heute bereits von den Kirchen. Würden aber diejenigen, die uns verbunden sind und die Gossner-Mission als eines der Instrumente ihres Missionswillens ansehen, eine Ausweitung unserer

Arbeit wünschen, gutheißen und durch Gewährung erhöhter Unterstützung ermöglichen? Das wirft nochmals eine Vielzahl von Fragen auf, die Sie gewiß verstehen, die ich aber jetzt nicht vertiefen möchte.

Ich hoffe, lieber Dr. Sovik, daß Ihnen dieser persönliche Antwortbrief zeigt, wie sehr ich mich bemüht habe, Ihnen ein deutliches Bild auch meiner Reaktion mit ihren Empfindungen und Überlegungen zu geben — über das hinaus, was unser Kuratorium beschlossen hat. Daß Sie durch Ihr Schreiben Ende September das Gespräch sehr vertieft haben, danke ich Ihnen nochmals sehr herzlich.

Ihr Ihnen verbundener
gez. Dr. Berg

IV. Erste Stellungnahme des Kuratoriums

Die ablehnende Stimme aus Ranchi und die kritischen Stellungnahmen aus Genf erörtere das Kuratorium Mitte Oktober in Berlin. Es faßte nachfolgenden Beschluß:

Beschluß vom 14. Oktober 1964

Das Kuratorium hat mit großem Dank die erbetteten Voten unserer ökumenischen Freunde, Bischof D. Dr. Newbiggin (WCC) und Direktor Dr. Sovik (LWF), entgegengenommen. Ihre ausführlichen Äußerungen waren bei der weiteren Erörterung der Grundsatze probleme unseres Dienstes außerordentlich hilfreich. Auch unserem Mitarbeiter, Pfarrer Kloss (Ranchi), möchten wir nicht versäumen, für seine Stellungnahme zu danken.

Kuratorium und Missionsleitung haben es als stärkend empfunden, daß beide Brüder aus Genf unsere Initiative und den Mut begrüßt haben, in diese Überlegungen eingetreten zu sein. Wir hören erfreut die Versicherung, daß die Form, in der wir die Frage aufgeworfen haben, ein Unternehmen ist, das sich als sehr „fruchtbar erweisen kann“. Im aufmerksamen Hören auf die verschiedenen kritischen Bedenken und missionstheologischen Gegenfragen beider Briefe, die wir bemüht sein wollen, weiter zu durchdenken, möchten wir heute folgende Punkte aufgreifen:

a) Der dringenden Empfehlung D. Newbiggins, die Leitung der „Evangelisch-Lutherischen Gossner-Kirche von Chota Nagpur und Assam“ offiziell in die Diskussion und Beschlußfassung über das Memorandum einzubeziehen, soll entsprochen werden. Selbstverständlich hat Präsident Dr. Bage das Dokument persönlich im August schon (in zwei Kopien) erhalten; er ist aber nunmehr zu bitten, daß er es mit der Kirchenleitung in Ranchi formell erörtert und behandelt mit dem Ziel einer verantwortlichen Stellungnahme.

b) Von Dr. Sovik haben wir zur Kenntnis genommen, daß weder WCC noch LWF in der Lage sein

werden, die Aufgabe der Unterstützung der Gossner-Kirche, wie sie z. Zt. die Gossner-Mission ausübt, zu einem späteren Zeitpunkt allein ihrerseits zu übernehmen.

Es bleibt freilich die Möglichkeit, daß nach dem im Memorandum vorgesehenen Termin eine oder zwei deutsche Kirchen, die der Gossner-Kirche verbunden sind, ihrerseits den Auftrag annehmen, über die ökumenischen Stellen der jungen Schwesterkirche in Asien die dann noch erforderliche Hilfe zu gewähren. Ob dazu die Bereitschaft vorhanden sein wird, sollte die Missionsleitung in Verhandlungen zu klären versuchen.

c) Wenn Dr. Sovik dafür eintritt, daß bis auf weiteres die Kirche in Übersee sowohl von der Missionsgesellschaft als auch gleichzeitig von ökumenischen Organisationen brüderlich unterstützt wird; er es aber in positiver Würdigung unserer Erwägungen begrüßen würde, wenn die Gossner-Mission „im Jahr 1965 und nicht 1974“ mit der Gossner-Kirche zusammen auf einem neuen Arbeitsfeld ihren Dienst begänne, so ist das Kuratorium durchaus offen, entsprechend konkrete Hinweise und Bitten von den zuständigen Gremien für Weltmission in Genf entgegenzunehmen.

d) Unsere Mitarbeiter hier im Gossner-Haus bitten wir — den Darlegungen und Anregungen Bischof Newbiggins folgend — bei allem Dienst an und mit der Gossner-Kirche in den nächsten Jahren darauf bedacht zu sein, der Aufgabe „Gemeinsamen Handelns“ im Verband der anderen christlichen Kirchen Indiens erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken. Die Missionsleitung wird gebeten, die aus diesem Beschluß sich ergebenden Aufgaben weiterzubehandeln. Nach Vorliegen einer Stellungnahme der Gossner-Kirche wird im kommenden Jahr das Material den leitenden Missionsstellen in Hamburg zur Kenntnis gebracht und eine 3. Lesung des Memorandums vorgesehen.

gez. Präses D. Scharf, Vorsitzender

V. Die Antwort der Leitung der Gossner-Kirche in Indien

Aus dem Protokoll der Sitzung des KSS der Gossner-Kirche vom 11. bis 14. März 1965 zu Punkt 5 der Agenda*)

Bei der Prüfung der Würdigung der nun folgenden, teilweise überraschenden Stellungnahme der Kirchenleitung in Ranchi muß bedacht werden, daß die Vorbereitung und Formulierung dieses Beschlusses ohne jegliche Mitarbeit und Einflußnahme deutscher Theologen und Mitarbeiter in der Gossner-Kirche allein von Männern der indischen Bruderkirche geschah.

Diskussion mit Dr. Berg über das Memorandum des Kuratoriums der Gossner-Mission

Wie das KSS in seiner Sitzung vom 17.—22. Januar beschlossen hatte, wurden an Dr. Berg einige Fragen zur Klärung gerichtet. Nach einer längeren Debatte wurde beschlossen:

1. Die Kirchenleitung hat das Empfinden, die Gossner-Kirche müsse von der Verantwortung dafür erfüllt sein, in finanzieller Hinsicht eine solche Stärke zu erreichen, daß sie ihre Aufgaben aus eigener Kraft wahrnehmen kann.
2. Ebenso ist die Kirchenleitung der Meinung, daß das jetzt vom Kuratorium beratene Memorandum ein indirekter Ansporn für die Gossner-Kirche ist, ernstliche Anstrengungen zur Erreichung der vollen finanziellen Unabhängigkeit zu machen. In dieser Beziehung begrüßt die Gossner-Kirche den gemachten Vorschlag.
3. Die Kirchenleitung bietet dem Kuratorium nachstehend neue „Terms of Reference“ (Regelungen und Bestimmungen) für diejenigen „brüderlichen Mitarbeiter“ an, die bereits in der Gossner-Kirche mitarbeiten und die sie gern auch in Zukunft zum Dienst in der Gossner-Kirche einzuladen bereit ist. (Vgl. dazu die ausführliche Anlage zum Protokoll.)

Erklärung der Leitung der Gossner-Kirche zum Memorandum des Kuratoriums der Gossner-Mission vom Juli/Oktobre 1964

Präambel

Wir preisen Gott, den Vater unseres Herrn und Heilands Jesus Christus, der nach seiner ewigen Vorsehung Vater Johannes E. Gossner und seine Boten sowie die Gossnersche Missionsgesellschaft zu Seinen Werkzeugen ausersah, daß Sein Evangelium in unserem Land voller Aberglauben, Götzendienst und Unglauben verkündet wurde. Die Gossner-Mission hat durch Gottes Gnade gleich liebevollen Eltern unter Mühe und Arbeit unsere geliebte „Evangelisch-lutherische Gossner-Kirche“ entstehen lassen. Worte können nicht genug zum Ausdruck bringen, wie unschätzbar und gesegnet sich ihr und ihrer Freunde Dienst ausgewirkt hat; sie alle sind in unserer Erinnerung, die nun mit dem Lamm vereint sind, das den Thron eingenommen hat, umgeben von allen Heiligen, deren Tränen jetzt

abgewischt und die angetan sind durch das Lamm mit neuen Kleidern.

Durch die geschichtliche Entwicklung und den Gang der Ereignisse hat Gott gezeigt, daß die Gossner-Mission, nachdem sie mit ganzer Hingabe die ihr zugewiesenen Aufgaben erfüllt, die „Evangelisch-lutherische Gossner-Kirche von Chota Nagpur und Assam“ errichtet und ihr die geistliche Nahrung gegeben hat, zur gegebenen Zeit die Gossner-Kirche sich selber überlassen solle.

Die Gossner-Kirche, die durch Gottes Gnade ihre Autonomie am 10. Juli 1919 erklärte und heute etwa 230 000 Glieder zählt, hat seit nunmehr 45 Jahren um ihren Aufbau und ihre Ausbreitung ringen müssen. Von 1919 ab ist das Verhältnis der Gossner-Mission (als der „Heimatleitung“) und der Gossner-Kirche (dem „Missionsfeld“) zum Ende gekommen. Die Gossner-Kirche hat die Verantwortung für ihre Selbständigkeit auf sich genommen, ganz allein im Vertrauen auf Gottes starken Arm und die Gaben, die Christus als Herr und Haupt Seiner Kirche den Seinen verleiht. Wir halten daran fest und verpflichten uns, gegenüber jener Erklärung vor Gott und den Menschen treu zu sein und diese Autonomie unverletzt zu bewahren.

I.

Als Mitgliedskirche des Lutherischen Weltbundes und in der Gemeinschaft des Ökumenischen Rats der Kirchen hat die Gossner-Kirche den Wunsch, daß Glieder anderer Bruderkirchen mit ihr in der Bewältigung der gegenwärtigen Aufgaben zusammenarbeiten. Dieser Wunsch beruht letztlich auf Gottes Heiligem Geist und sollte darum allezeit das Verlangen jeder christlichen Kirche sein. In Verfolg dieses ökumenischen Charakters der Christenheit, der die Gossner-Kirche zugehört, nimmt sie vor allen ökumenischen Stellen und ebenso auch der Regierung das Recht in Anspruch, heute und in Zukunft solche Mitarbeiter als Helfer einzuladen. Im Blick auf ihre Geschichte weiß die Gossner-Kirche um die Möglichkeit solcher wertvollen Unterstützung, geistlichen Bereicherung und mannigfaltigen Dienstes durch Mitarbeiter aus ihr brüderlich verbundenen Kirchen.

Die Gossner-Kirche ist sich in Dankbarkeit und Liebe ihrer besonderen Verbundenheit mit der Kirche der deutschen Reformation bewußt, weil sie ihr Leben und ihren Ursprung den Missionaren Vater Gossners verdankt. Deshalb wird die Gossner-Kirche mit besonderer Freude brüderliche Mitarbeiter aus der Evangelischen Kirche in Deutschland empfangen. Wir würdigen gleichzeitig das freundliche Verständnis in aller Zusammenarbeit,

*) Übersetzung von Chr. Berg

die indische Regierungsstellen uns in all diesen Jahren erwiesen haben, seit die Gossner-Kirche selbständig wurde. In der Gewährung finanzieller Hilfe (in der Schularbeit) und von Visa für unsere Mitarbeiter(innen) aus dem Ausland, die zur Unterstützung in unserer Arbeit kamen, hat dies Entgegenkommen seinen Ausdruck gefunden. Die Leitung der „Evangelisch-lutherischen Gossner-Kirche von Chota Nagpur und Assam“ hat seinerzeit dankbar die Erklärung des Kuratoriums der Gossner-Mission vom 3. November 1950 entgegengenommen, in der es heißt:

„Das Kuratorium der Gossner-Mission begrüßt die Tatsache, daß die Gossner-Kirche ihre Autonomie erlangt hat. Deshalb besteht für Missionare nicht mehr die Notwendigkeit, Verwaltungsaufgaben wahrzunehmen. Sie werden entsprechende Anweisungen erhalten“. Und „Das Kuratorium ist überzeugt, daß es in der gegenwärtigen Lage der autonomen Gossner-Kirche weder notwendig noch erwünscht ist, den Missionaren verantwortliche Posten in der Kirche oder das Stimmrecht zu geben“ (vgl. Protokoll der Synode vom März 1954).

Die Kirchenleitung bietet die folgenden neuen „Terms of Reference“ an, die die Grundlage sind für die „Brüderlichen Mitarbeiter“, welche das Kuratorium der Gossner-Mission oder andere uns ökumenisch verbundene kirchliche Stellen zu uns senden wollen.

1. Die Gossner-Kirche ist gern bereit, „Fraternal Worker“ als Brüderliche Mitarbeiter aus Deutschland durch das Kuratorium der Gossner-Mission, aus Lutherischen Kirchen in der Welt durch den Lutherischen Weltbund, aber auch vom Ökumenischen Rat der Kirchen und anderen kirchlichen Stellen, denen die Mitarbeiter angehören, zu sich einzuladen.
2. Diese Brüderlichen Mitarbeiter in der Arbeit und Entwicklung der Gossner-Kirche werden als Freunde und Helfer für bestimmte Zeit tätig sein, indem sie diese Regelungen und Bestimmungen annehmen, die die Gossner-Kirche ihnen durch ihre vorgesetzten Stellen anbietet. Sie werden also unter diesen Arbeitsbedingungen zu wirken haben, nachdem zwischen den Entsendestellen und der Gossner-Kirche über Dienst und Vergütung entsprechende Übereinkunft erzielt ist.
3. Alle brüderlichen Mitarbeiter in der Gossner-Kirche erhalten für die Dauer ihrer Tätigkeit gastweise die Mitgliedschaft in ihr.
4. Alle ordinierten brüderlichen Mitarbeiter sind gastweise Mitglieder des Ministeriums (Pastorenschaft) der Gossner-Kirche.
5. Jedem brüderlichen Mitarbeiter wird ein spezieller Auftrag in der Kirche zuteil: Dazu gehört beispielsweise evangelistische Arbeit unter Nichtchristen, Lehrtätigkeit im Theologischen College, Literatur-Arbeit, Hilfe in der Leitung diakonischer Institutionen, Frauen- und Jugendarbeit usw.
6. Die Gossner-Kirche wird für die erforderliche Unterbringung dieser Mitarbeiter sorgen.

7. Sie können in die Fachausschüsse und Komitees, die zu ihrem Dienst besondere Beziehung haben, eingeladen werden, wenn das wünschenswert ist.

8. Um die Einheit der Kirchen zu bezeugen, wird es die Gossner-Kirche begrüßen, wenn Glieder aus ihrer Mitte gleichermaßen Einladungen zur Mitarbeit empfangen aus Bruderkirchen, die dem Lutherischen Weltbund oder dem Ökumenischen Rat der Kirchen angehören.

In diesem Zusammenhang erkennt die Gossner-Kirche an, daß sie besondere Fonds und Fachleute von auswärts benötigt. Solchen Spezialarbeitern wird besondere Verantwortung übertragen werden, solange die Kirche ihrer bedarf. Entsprechende Projekte und Einrichtungen werden direkt der Kirchenleitung unterstehen, von ihr beaufsichtigt und von Gremien geleitet werden, die das KSS beruft. Dafür werden Richtlinien ausgearbeitet werden. Anregungen für die Aufstellung solcher Direktiven nimmt die Kirchenleitung gern von denen entgegen, die an diesen Institutionen interessiert sind. Ihre Leitung wird jeweils von der Kirchenleitung berufen werden.

II.

Vordringliche Aufgaben während der nächsten Jahre 1965—1975

(vgl. dazu den Anhang des Memorandums des Kuratoriums!)

1. Die Aufgabe der Evangelisation

Hier ist die Aufgabe für die Gossner-Kirche unendlich groß. Die Möglichkeiten sind riesig; die Verantwortung dafür und das Vorrecht, sie wahrnehmen zu dürfen, ist gleichermaßen unbegrenzt. In dreifacher Richtung kann die Arbeit erfolgen:

- a) durch die Gossner-Kirche selber;
- b) durch sie in Verbindung mit den anderen Kirchen in gemeinsamer Bemühung;
- c) durch die Gossner-Kirche und die Gossner-Mission oder aber auch etwaige andere Missionsorganisationen.

Die Tätigkeitsfelder können im Bereich der Gossner-Kirche unter der noch nicht christianisierten Bevölkerung liegen; auch in den benachbarten Distrikten und missionarisch noch nicht besetzten Regionen Indiens; oder aber auch außerhalb Indiens. Um das Evangelium mindestens nochmals 230 000 Menschen zu verkündigen, die es noch nie vernommen haben, sollte sich die Gossner-Kirche als Ziel setzen, wenigstens 100 geeignete, hauptamtliche Evangelisten zu berufen, die sich in den nächsten 10 Jahren gänzlich für die Verkündigung unter Nichtchristen zur Verfügung stellen. Wir nehmen in Aussicht, während des Zeitraums der nächsten 10 Jahre die Distrikte von Keonjhar, Mayurbhanj, Udaipur und Chatra ganz in intensiver Evangelisationsarbeit zu durchdringen.

2. Theologische Ausbildung

Es wird in Aussicht genommen, daß während der nächsten 10 Jahre die Verstärkung der verschiedenen Typen qualifizierter Pastoren, Professoren, Gemeindevorsteher, Evangelisten und Bibelfrauen in folgender Anzahl geschehen sollte:

- 6 Master der Theologie
- 12 Bachelors der Theologie
- 30 Lizentiaten der Theologie
- 400 Prediger (Pracharakas)
- 200 Gemeindegliederinnen (Precharikas)

*

3. Laienschulung für laufende Aufgaben

Die Kirche sollte unbedingt planen, in folgenden Berufen fähige Menschen aus ihrer Mitte heranzubilden, damit sie in den verschiedenen Bereichen kirchlicher Arbeit Verantwortung übernehmen können. Sie braucht im nächsten Jahrzehnt

- | | |
|--------------------|----------------------------|
| 20 Erzieher | 20 Internatsleiter (innen) |
| 10 Ärzte | 30 Schwestern und Pfleger |
| 20 Laboranten | 20 Sozialarbeiter |
| 10 Ingenieure | 15 Buchhalter |
| 12 Publizisten | 20 Büroinspektoren und |
| 20 Oberschullehrer | Stenotypisten |

4. Die Notwendigkeit, einen **Finanzberater** der Kirche zu gewinnen, ist bereits erfüllt.

5. Die Ausdehnung des zunächst für 5 Jahre gedachten **Bauplans** auf 10 Jahre ist zu begrüßen.

6. Die Errichtung von **College-Internaten** ist nicht nur in Gumla, Khunti, Simdega und Ranchi notwendig, sondern an sechs weiteren Plätzen.

7. Oberschulen

Statt an fünf sollte zunächst an **eine Oberschule** gedacht werden, die ihrem Charakter nach eine gute Lutherische Höhere Lehranstalt ist, nur Christen als Lehrer(innen) und Schüler(innen) hat und unabhängig von aller fremden Finanzierung geführt wird.

8. **Indische Leitung in den diakonischen Institutionen**
Es sollte in der Tat angestrebt werden, daß in der Handwerkerschule Fudi, der Lehrfarm Khuntitoli und im Hospital Amgaon die gesamte Verantwortung mit eigenem Personal einschließlich der Finanzierung von der Gossner-Kirche getragen wird.

9. Die **Jugendarbeit** und das **Frauenwerk** muß erweitert und entwickelt werden.

10. Wir stimmen der Auffassung des Memorandums zu, daß die Arbeit auf dem Gebiet von **Gottesdienst** und **Liturgie** verstärkt werden soll.

11. Gossner-Gemeinden inmitten der gesellschaftlichen Wandlungen

Auch hier stimmen wir zu und verweisen darauf, daß (cf. 3) die Schulung von Laien und besonders Sozialarbeitern erforderlich ist.

12. Neue Vorschläge über das vom Memorandum Gesagte hinaus werden gemacht für Errichtung eines College, den Bau eines Hospiz und Gästehauses in Ranchi sowie eines kaufmännischen Instituts.

III.

Die Gossner-Kirche nimmt die Anregung der Gossner-Mission auf und stimmt dem Vorschlag zu, daß die Gossner-Kirche, der Lutherische Weltbund und die Gossner-Mission während des nächsten Jahrzehnts in gemeinsamer Planung für eine Verbesserung der Finanzlage zusammenarbeiten.

Ranchi, im März 1965

gez. Präsident Dr. Bage

VI. Die abschließende Meinung des Kuratoriums

Der Beschluß auf der Sitzung am 7. Juli 1965

Das Kuratorium der Gossner-Mission hat mit herzlichem Dank die Stellungnahme der Leitung der Gossner-Kirche zu dem Memorandum empfangen, welches seit Mitte des vergangenen Jahres Gegenstand seiner ernsthaften Erwägung und Beratung gewesen ist.

Es sieht sich nunmehr in der Lage, das Memorandum abschließend zu behandeln und es als allgemeine Direktive für die Arbeit der Missionsleitung anzunehmen, ohne damit jede einzelne missions-theologische These der Denkschrift zu übernehmen. Das erscheint aber auch nicht notwendig, wenn die Gesamttendenz gebilligt und zur Grundlage des praktischen Handelns gemacht wird.

Folgende Punkte möchte das Kuratorium noch besonders aufnehmen:

I.

1. Wir sind erneut bewegt worden von der Liebe und Dankbarkeit, die die Leitung der Gossner-Kirche im Blick auf den Dienst der Gossner-Mission seit den Tagen Vater Gossners zum Ausdruck gebracht hat. Jawohl, laßt uns Gottes Gnade über den Taten preisen, die ER gewirkt hat; und laßt uns bitten, daß Sein Geist sich mächtig bezeuge bei allen, die das Heil in Jesus Christus im großen Volk Indiens verkündigen, besonders bei den Missionaren, die die Gossner-Kirche heute und morgen ihrerseits entsendet!

2. Die von der Kirchenleitung angenommenen und angebotenen neuen „Terms of Reference“ nimmt das Kuratorium seinerseits dankbar als Grundlage an, auf der die von ihm in Zukunft entsandten Mitarbeiter(innen) an den Aufgaben der Gossner-Kirche brüderliche Aufnahme und Möglichkeit der Mitarbeit finden sollen.

Die Erweiterung des Angebots zur Mitarbeit an Glieder aus allen der Gossner-Kirche ökumenisch verbundenen Kirchen möchte das Kuratorium ausdrücklich begrüßen, weil sie dem Geist der wachsenden Einheit des Volkes Gottes auf Erden entspricht; ebenso die Bitte, daß auch Glieder der Gossner-Kirche zur Mitarbeit in andere Kirchen eingeladen werden, damit ein Austausch der Gaben und Erfahrungen stattfindet.

3. Besonders dankbar ist das Kuratorium dafür, daß die verantwortlichen Brüder in Ranchi die Skizzierung der wichtigsten Aufgaben der Gossner-Kirche im kommenden Jahrzehnt, welche das Memorandum anhangsweise bedacht hat, zum Anlaß einer gründlichen Überlegung genommen haben, was für Schritte in der nächsten Zeit von ihr selber zu gehen sind und was Gott von ihr erwartet. Möchte Gottes Beistand und Barmherzigkeit Euch im Glauben und allem guten Werk stärken! Wir bieten zur Verwirklichung der wichtigen Vorhaben alle uns nur mögliche Hilfe an in der Erwartung, daß der Geist der Einheit, der Liebe und brüderlichen Gemeinschaft unter der Verheißung des Herrn die Gemeinden immer lebendiger verbindet und zu gehorsamem Handeln drängt.

II.

Innerhalb der durch das Memorandum gegebenen allgemeinen Direktive für die Missionsleitung möchte das Kuratorium noch folgendes aussprechen und als wichtig einschärfen:

a) Die im kommenden Jahrzehnt durch die Gossner-Mission mögliche personelle Hilfe sollte besonders sorgfältig und planvoll geschehen. Es sollten der Gossner-Kirche im Glauben gegründete Christen als Mitarbeiter(innen) angeboten werden, die den indischen Brüdern und Schwestern ein Vorbild an Integrität und Hingabe um Christi willen zu sein vermögen. Fachliche Kenntnisse allein genügen für die Entsendung nach Indien nicht; das haben Erfahrungen der letzten Jahre gelehrt.

b) bei allen finanziellen Hilfen sollte darauf geachtet werden, daß sie die Verantwortung der indischen Bruderkirche nicht schwächen, sondern deren eigene Kräfte zur Inangriffnahme der ihnen verordneten Aufgaben wecken und stärken.

c) Die sorgfältige Prüfung für ein etwaiges neues Arbeitsgebiet am Ende des kommenden Jahrzehnts sollte sehr sorgfältig, rechtzeitig und in gründlicher Prüfung erfolgen. Wir wissen, daß dafür letztlich entscheidend ein deutlicher Ruf Gottes ist, dessen klaren Sendung die Gossner-Mission zu folgen hätte.

d) Nicht zu spät sollte sich die Missionsleitung in Verhandlungen mit einzelnen Landeskirchen darum bemühen, daß auch nach 1975 — unter der Voraussetzung heutiger Gegebenheiten — bei ihnen die Bereitschaft besteht, der Gossner-Kirche etwa benötigte Unterstützung in wichtigen Aufgaben über die ökumenischen Stellen zu gewähren.

Euch und uns selber rufen wir das Wort des Apostels Jesu Christi zu: „Darum, meine lieben Brüder, seid fest, unbeweglich und nehmet immer mehr zu im Werk des Herrn, sintemal ihr wisset, daß Eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn“ (1. Kor. 15, 58).

gez. Präses D. Scharf, Vorsitzender

Die Gossner-Mission

A 20 759 F

Gegründet 1834 als „Biene auf dem Missionsfelde“



Der Zentralkomitee des Ökumenischen Rates der Kirchen wählte auf seiner Sitzung in Genf vom 8.—17. Februar 1966 als Nachfolger des bisherigen Generalsekretärs Visser't Hooft den Amerikaner Eugene C. Blake

Inhalt:

Die Hungerkatastrophe in Indien	Seite 2
Daß Gott zu den Menschen komme ...	Seite 4
Der Gottesdienst der Gemeinde	Seite 10
Eine Kirche — verschiedene Gesellschaftsformen	Seite 13
Der zehnjährige Bauplan der Gossner-Kirche	Seite 14

Berlin • März 1966

2

Die Hungerkatastrophe in Indien

Kritisches Jahr

Frau Indira Gandhi ermahnte das Volk, daß 1966 das schwierigste Jahr seit der Unabhängigkeit in Bezug auf die Ernährung sei, und daß die Nation nur bestehen könne, wenn sie einig bliebe.

„Das Volk muß sich vergegenwärtigen, daß die Ernährungslage ein nationales Problem ist“ fügte sie hinzu, „und nicht beschränkt auf nur einen Teil des Landes“.

Indem sie auf die kürzlich in Kerala aufgetretenen Agitationen für „größere Reiszuteilungen“ einging, sagte Frau Gandhi, daß sie für diese Leute Verständnis hätte „aber das Niederbrennen von Autobussen und Eisenbahnzügen würde die Reisproduktion nicht erhöhen“.

„Sie vergessen“, fuhr sie fort, „daß die Eisenbahnen nicht nur benützt wurden, um Menschen zu befördern, sondern auch Nahrungsmittel. Wenn die Leute in Kerala glauben, daß sie dadurch die Regierung erschrecken könnten, irren sie sich“.

(Aus der indischen Wochenzeitschrift „Statesman“ vom 26. 2. 1966)

Zusammenarbeit mit der römisch-katholischen Kirche

Die vom Ökumenischen Rat der Kirchen und vom Vatikan befürwortete Zusammenarbeit aller christlichen Kirchen bei der Durchführung der Indienhilfe wird an Ort und Stelle bereits praktiziert. Nach einer Mitteilung aus Neu-Delhi arbeiten der Kirchenrat Indiens und die römisch-katholischen Behörden des Landes Hand in Hand bei der Planung und Koordination ihrer Bemühungen. Auch die Kirchen in den USA wollen ihre Hilfsvorhaben und Spendenappelle so eng wie möglich koordinieren. Ein Sprecher des amerikanischen Kirchenrates (National Council of Churches) und der „National Catholic Welfare Conference“ stellten in einem gemeinsamen Appell an die Christen des Landes fest, die Not Millionen Hungerleidenden appelliere an das Gewissen der christlichen Kirchen, im Namen der Gerechtigkeit und der Barmherzigkeit mit einmütiger Stimme für die Notleidenden einzutreten. Unter Hinweis auf die gemeinsamen Beratungen zwischen Vertretern des Ökumenischen Rates der Kirchen und der römisch-katholischen Kirche hat auch der Präsident von „Caritas Internationalis“, Mgr. Rhodain, alle Christen aufgefordert, „im Geist ökumenischer Barmherzigkeit“ gemeinsam zu handeln.

OPD

Der Höhepunkt ist noch nicht erreicht

Indien hungert seit Jahren. Dieses Jahr jedoch ist nicht zu vergleichen mit dem vorhergehenden. In großer Breite bricht **die Katastrophe in alle Teile Indiens** ein.

Nur vereinzelt werden in Deutschland darüber Nachrichten verbreitet. Begreifen wir es nicht, daß angesichts der gegenwärtigen Lage in Indien die ernstesten Meldungen aus Rhodesien und Vietnam zeitweilig zurücktreten müssen? Die Hungerkatastrophe Indien 1966 ist in den nächsten Monaten das Weltproblem Nummer Eins. Das große Sterben hat begonnen.

Wieviele Opfer werden gefordert werden, bis im Herbst die neue Ernte kommt? Sie werden zahlenmäßig größer sein als die Opfer, die alle Kriege und Katastrophen in den letzten 20 Jahren gefordert haben.

Kaum ist noch Zeit, über die Gründe zu sprechen. Doch einige Zahlen sollen genannt werden.

Die Dürre des letzten Jahres ließ die ohnehin nicht ausreichende Nahrungsmittelproduktion beträchtlich absinken.

Die Ernte November 1965 bis Januar 1966 ergab schätzungsweise knapp 75 Millionen t Nahrungsmittel, während im Jahr davor 89 Millionen t eingebracht wurden, dazu etwa 6 Millionen t amerikanischer Lieferungen. Im gleichen Zeitraum stieg die Zahl der Bevölkerung um rund 10 Millionen Menschen. Selbst wenn die Weizenlieferungen aus den USA wie angekündigt dieses Jahr 15 Millionen t erreichen — das wäre ein beispielloser Riesentransport aller dort liegenden Vorräte —, fehlen etwa 10 Millionen t Lebensmittel, das heißt Nahrung für 30–40 Millionen Menschen, die unmittelbar vom Hungertod bedroht sind.

Meldungen aus Indien:

Ende Januar begannen in **Kerala** Streiks und Unruhen, weil die Reisrationen pro Person und Tag von 160 auf 130 g herabgesetzt werden sollten.

In **Neu-Delhi** erklärte am 22. Februar 1966 der indische Ernährungsminister Subramaniam sieben der sechzehn Unionsstaaten zu Hungergebieten. In wenigen Wochen — so befürchten wir — werden noch andere Bundesstaaten folgen. Besonders schwer betroffen sind die Staaten Rajasthan und Madhya Pradesh. Der Minister sagte, daß augenblicklich 60 % der 480 Millionen Inder nicht das Minimum von 2000 Kalorien täglicher Nahrung erreichten.

(Das ist weit ernster als der deutsche Hungerwinter 1945/46. Erinnern sich die Älteren noch daran?)

Die Hamburger „Welt“ brachte diese Nachricht in einem kleinen Absatz auf S. 6 ihrer Ausgabe vom 23. Februar. So wichtig erschien sie der Redaktion offenbar nicht.

Schwester Marianne Koch schreibt am 6. Februar 1966 aus dem Hospital **Amgaon** (Orissa): „... Es kommen weniger Patienten als in den anderen Jahren um die gleiche Zeit. Die Leute haben einfach kein Geld und zögern sehr damit, zu einer Behandlung ins Krankenhaus zu kommen. Auch wenn wir freie Medizin versprechen, nützt es oft nicht viel, da ja die ganze Familie zum Hospital kommt und der Mann während dieser Zeit nicht arbeiten und Geld verdienen kann, um Reis zu kaufen und doch alle essen müssen.“

(Wir berichteten in der letzten Nummer der „Gossner-Mission“ über Eindrücke unserer anderen deutschen Mitarbeiter.)

Helfen - Eile tut not!

Fieberhaft arbeiten Organisationen, um Lebensmitteltransporte vorzubereiten. Gemeinden rufen zum besonderen Opfer auf, damit viele Kräfte zusammengefaßt werden.

Die reformierte Gemeinde des holländischen Seebads Noordwijk aam Zee hat ihre Gemeindeglieder aufgefordert, zu Gunsten der Hunger leidenden Bevölkerung Indiens eine Woche lang zu fasten. Das auf diese Weise gesparte Geld soll für Lebensmitteltransporte nach Indien verwendet werden. Der Geistliche der Gemeinde, Pfarrer A.L. Lapré, erklärte in seinem Aufruf zur Fastenwoche, daß es unchristlich sei, andere durch Hunger umkommen zu lassen, während man selbst keine andere Sorge habe als die, wie man sich wieder von überschüssigem Gewicht befreien könnte.

In der holländischen Ortschaft Rheden bei Arnheim haben die insgesamt 7000 Schüler aller Schulen des Ortes aus eigenem Antrieb zwei Tage bei Tee und Zuckerwasser gefastet, um zur Aktion gegen den Hunger in Indien beitragen zu können.

Sonderflugzeug mit Vitamintabletten

Elf Millionen Vitamintabletten und drei Tonnen Trockenmilch hat die dänische Zwischenkirchliche Hilfe als Antwort auf den Spendenappell des Ökumenischen Rates für die Indienhilfe zur Verfügung gestellt. Sie wurden am vergangenen Montag, dem 28. Februar, mit einem Charter-Flugzeug nach Indien befördert. An Bord der DC 6 befanden sich der Leiter der Dänischen Zwischenkirchlichen Hilfe, Pastor Viggo Møllerup, sowie Mr. John Taylor, Mitarbeiter der Informationsabteilung des Ökumenischen Rates. Das Hilfswerk des indischen Christenrates hat zusammen mit der staatlichen Fürsorge Anordnungen für die sofortige Verteilung der Vitamintabletten in den akutesten Notgebieten getroffen.

OPD

Kampf gegen die Hungersnot in Indien Rekordspendenbetrag in Holland

(Rotterdam) — Die holländische Bevölkerung hat innerhalb eines einzigen Tages den erstaunlich hohen Betrag von 18 Millionen Guilders (knapp 20 Millionen DM) für die Opfer der Hungersnot in Indien aufgebracht. Damit hat die Spendenaktion, zu der die Kirchen — Protestanten, Altkatholiken und römische Katholiken — gemeinsam mit einer Reihe internationaler Organisationen und den fünf größeren Fernseh- und Rundfunkanstalten des Landes aufgerufen hatten, selbst die kühnsten Erwartungen übertroffen. Nur einmal seit Kriegsende war in den Niederlanden ein höherer Betrag — 22 Millionen Guilders — gesammelt worden, doch handelte es sich damals um eine längere Spendenaktion für den Wiederaufbau kriegszerstörter Kirchen.

OPD

Die Freunde und Förderer unserer **Gossner-Mission** werden aufgerufen zu besonderer Fürbitte und zu einem Sonderopfer. Zwar erreichen wir mit unserer Arbeit nur ein kleines Gebiet im großen Land, aber auch dort in Chotanagpur leidet die Bevölkerung, leidet auch unsere junge Bruderkirche. Verstärkte Hilfsmaßnahmen auf den Arbeitsgebieten der Gossner-Mission müssen jetzt getroffen werden.

Das Diakonische Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland hat sich zu einer größeren Hilfsaktion in Indien entschlossen — abgesehen von der Mitverantwortung für die bekanntgewordenen Hilfsmaßnahmen der ökumenischen Stellen in Genf.

Nach Rücksprache mit dem indischen Botschafter in Bonn soll ein bestimmter Bundesstaat mit Lebensmittellieferungen wesentlich unterstützt werden.

Am 8. März ist eine Delegation zu den notwendigen Verhandlungen in Neu-Delhi eingetroffen, der außer Direktor P. Diehl und Herrn Dietz/Stuttgart auch Missionsdirektor Dr. Christian Berg angehört.

Er war wegen seiner Erfahrung vom Diakonischen Werk dringend um seine Mitarbeit bei der Planung des großen Vorhaben gebeten worden. Alle Freunde der Gossner-Mission sollten für ihn und diese Hilfsaktion den Beistand unseres Gottes erbitten.

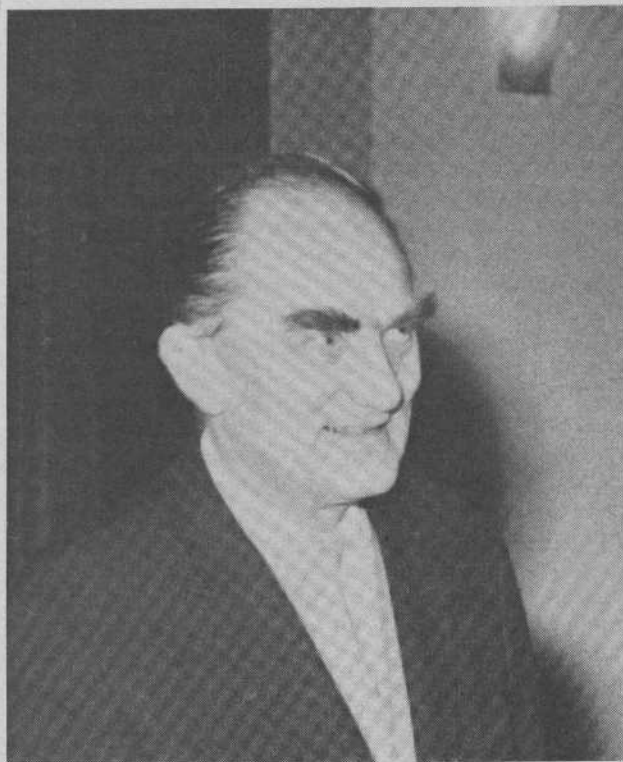
Diese Ausgabe der „Gossner-Mission“ berichtet in besonderer Weise über die Arbeit der **Gossner-Mission in der DDR**. Zunächst geben wir Pfarrer Schottstädt das Wort. Auf Seite 10 folgt das Ergebnis einer Studie über den Gottesdienst, die von der theologischen Kommission unserer Freunde erarbeitet wurde.

DASS GOTT ZU DEN MENSCHEN KOMME ...

Wir sind ein selbständiges Werk, seit 1955 Werk der Kirche. Die Arbeit wurde aber schon vorher angefangen. 1948 waren erstmalig Wohnwagen im zerstörten Oderbruch eingesetzt worden. Dort, an der deutsch-polnischen Grenze, die heute wieder so stark diskutiert wird, wo der Krieg so schreckliche Zerstörungen hinterlassen hatte, wollten wir — eine kleine Mannschaft aus der Arbeit der Gossner-Mission — zusammen mit jüngeren Pfarrern in Berlin (Unterwegs-Kreis) ein Zeichen des Friedens setzen. In diesem Grenzgebiet wollten wir bei der Aufbauarbeit mit dabei sein. Unser Dienst war es, dahin mitzuhelfen, daß Menschen, die getauft und konfirmiert waren, wieder anfangen, auf den lebendigen Herrn zu hören und unter seiner Führung „gewisse Tritte“ tun. Es waren damals harte Zeiten. Die Menschen um uns her wohnten in schnell reparierten Häusern, in Holzbuden und auch in Kellern. Aber sie gingen daran, sich eine Heimat — für einige war es die alte, für andere die neue — aufzubauen. Sie haben viel Kraft in den Aufbau investiert. Und wir merkten sehr bald, daß wir nicht nur durch Einzelseelsorge und in Gottesdiensten mit den Menschen um uns her Kontakt haben sollten. Wir gingen arbeiten auf ihre Felder und Höfe. Daneben unterrichteten wir die Kinder, holten Kleidung und Kindernahrung ins Dorf. Und was passierte nicht alles sonst noch: wir lebten immer als Bruderschaft in einem Wohnwagen (sehr bald hatten wir übrigens drei Wohnwagen als Geschenk der Oekumene bekommen). Wir hatten täglich Gäste aus der Gemeinde bei unseren Mahlzeiten, es kamen viele, um Rat zu erbitten im Blick auf ihr Familienleben, im Blick auf schriftliche Arbeiten, die sie erledigen sollten, im Blick auf Wahrheitsagen in den neuen Arbeits- und Lebensverhältnissen. Wir hielten Tabakskollegien zusammen mit führenden Vertretern der politischen Gemeinde. Natürlich hielten wir an jedem Sonntag Gottesdienst, in der Woche Hausbibelkreise und führten eine lebendige Jugendarbeit. Später — ab 1950-1951 — wurde wieder im Oderbruch auf die „ordentliche Kirche“ Wert gelegt: Pfarrer, Pfarrwohnung, Kirchgemeinde-saal, renovierte Kirchen — Veranstaltungen, Versorgung! — alles spielte wieder eine Rolle. Mit dem Wohnwagen zogen wir weiter. Die neuen Wohnstädte wurden uns nun zur Aufgabe. Als erste entstand damals neben einem großen Eisenhüttenkombinat StalinStadt, auch an der Oder gelegen. Heute heißt diese Stadt Eisenhüttenstadt. Hier sollten wir nun den vielen Menschen, die aus dem ganzen Gebiet der DDR zugezogen waren, nachgehen und Gespräche führen. Wir wußten schon, daß der Mensch im Gespräch lebt und daß das Entscheidende bei Gesprächen die Anteilnahme ist. Was

bedeutete das aber in einer Situation, in der wir mit unseren Partnern nicht solidarisch sein konnten von der Arbeit her? Wir gingen von Tür zu Tür: „Guten Tag, ich komme von der Kirche — ich bin hier der Pfarrer — sind Sie evangelisch? Wenn ja, darf ich Sie besuchen?“ Man stelle sich die Gesprächssituationen auf den Treppenaufgängen in Neubauten vor! Ein Herr in mittleren Jahren kam in Hausschuhen und Bademantel an die Tür, ein anderer in Turnhemd und Turnhose, Hausfrauen in besten Kostümen, weil sie kurz vor dem Ausgehen waren. Wenn man unangemeldet Besuche macht, wird es in jeder Stadt solche Bilder geben. Und die Antworten? Die einen: „Wir sind katholisch, aber treten Sie bitte ein. Wir freuen uns, wenn wir einmal mit Evangelischen reden können.“ Die anderen: „Wir sind Marxisten, kommen Sie aber getrost herein, wir haben eine Reihe Fragen an die Evangelische Kirche.“ Und dann ging es los: „Was sagen Sie zum verlorenen Krieg? Was halten Sie von unserem sozialistischen Aufbau? Warum predigt Bischof Dibelius immer gegen die DDR? Kann man Christus nicht als ersten Revolutionär bezeichnen und was halten Sie von einer Revolution in seinem Sinne in der Kirche? Warum segnet die Kirche die Waffen? Warum war die Kirche immer mit den Mächtigen verbunden — und was halten Sie von der Oder-Neiße-Friedensgrenze?“. Der Leser wird merken, daß hier Gesprächsstoff für viele Stunden vorhanden war. Für den Unterzeichneten waren diese Gespräche der Anfang eines neuen Mitdenkens mit den Marxisten, die so entscheidend unsere Gesellschaft bestimmen. Sie waren der Anfang eines Dialogs, den wir heute auch unter dem Dienst in unserer Gesellschaft verstehen. Und nun noch die Antwort der Dritten: „Jawohl, wir gehören zur Kirche, was möchten Sie? Kirchensteuer? Sollen wir wieder in die Kirche kommen? Sollen wir Ihnen unsere Kinder bringen?“ Kirche wurde von diesen Gesprächspartnern weithin als ein Soll gedacht, das in Form von Geld und Besuch von Veranstaltungen zu erfüllen ist. Wir mußten diesen erklären: dazu sind wir nicht gekommen. Uns geht es nicht um Geld und um Sitzen in den Kirchenbänken. „Worum geht es Ihnen dann?“ — „Uns geht es um Jesus Christus und seinen Dienst.“ Und nun mußten wir unseren Gesprächspartnern deutlich machen, was Christus heute für uns bedeutet. Er ist keine abstrakte Idee, er ist auf keinen Fall ein Gott, der hinter der Welt sitzt, sondern ist unter uns und mit uns und er will, daß wir ihn auch vor uns in unserer Welt sehen.

In dieser Zeit in StalinStadt (1954–1956) konnten wir schon Studenten der Theologie ein wenig einüben für ihren späteren Dienst. Nachdem eine



In Verbundenheit mit seinen vielen Freunden in ganz Deutschland grüßt das Kuratorium der Gossner-Mission seinen Vorsitzenden **Präses D. Scharf** mit den herzlichsten Segenswünschen.

Nach seiner Wahl durch die Regionalsynoden in Ost- und West-Berlin zum Bischof der Evangelischen Kirche von Berlin-Brandenburg am 15. Februar 1966 wird ihm das leitende geistliche Amt am 2. Oostertag übertragen werden.



Am 8. Februar 1966 wurde **Generalsuperintendent Günter Jacob**, Cottbus, 60 Jahre alt.

In seinem von gewaltigen Strukturveränderungen gekennzeichneten Sprengel sieht er es als seine Hauptaufgabe an, den Gemeinden bei dem als nötig erkannten Übergang von der Volkskirche zur Freiwilligkeitskirche Mut zu machen und zu helfen. Dem Bemühen um neue Wege für den Dienst der Kirche in der Welt von heute entsprach es auch, daß er 1962 den Vorsitz im Kuratorium der Gossner-Mission in der DDR übernahm.

„Es ist gut auf den Herrn vertrauen,
und nicht sich verlassen auf Menschen.“

Ps. 118, 8

Holzkirche und ein Holzpfarrhaus gebaut waren, rollte der Wohnwagen weiter. Die neuen Einsatzorte zeigte uns nun unser jetziger Vorsitzender im Kuratorium der Gossner-Mission in der DDR, der Verwalter im Bischofsamt und Generalsuperintendent der Niederlausitz D. Günter Jacob. Er zeigte uns Dörfer in der Lausitz, die nie Pfarrhaus und Kirche besaßen, vor allem auch einen See, den Schwielochsee. Hier sollten wir den Urlaubern Gesprächspartner werden. Und so versuchten wir uns mit kleinen Teams zwei Jahre lang in einer „Strandmission“. Der Wohnwagen stand am Strand des Sees und wurde sehr bald zum Ort des „Weißen Kreuzes“. Ein weißes Kreuz war auf die Außenwand gemalt. Wenn das „Rote Kreuz“ abends geschlossen hatte, kamen sehr bald die Verletzten zum „Weißen Kreuz“. Neben diesen kleinen Sanitarbeiten konnten Bücher ausgeborgt werden und es ergaben sich nach der Rückgabe allerlei Gespräche. Spirituskocher wurden ausgeborgt, Gesprächsabende über ganz verschiedene Themen durchgeführt. Wichtiger aber als dieser Einsatz am

See war uns die Arbeit auf den gerade entstehenden landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften. Wir waren als Traktoristen und Erntehelfer in diesen tätig. Und es gibt heute in unseren Team-Pfarrämtern immer noch Brüder, die während der Sommermonate auf dem Traktor sitzen. Wir übten und üben in den Dörfern zweierlei: Mitarbeit in der Arbeitswelt, das heißt, auf dem Feld oder im Stall und das Zusammenleben als Gruppe nach Feierabend. Dabei hat uns wesentlich das Modell Dietrich Bonhoeffers „Vom gemeinsamen Leben“ bestimmt. Damals haben wir auch sehr viel Bonhoeffer gelesen und die Studenten waren unsere Praktikanten während der Ferienzeit. — In den Jahren 1955—1958 führten wir neben unseren Einsätzen viel theoretische Studienarbeit durch. Wir kamen mit den Analysen und Diensten der Arbeiterpriester in Frankreich in Beziehung. Wir sagen: Auch unser Land ist ein Missionsland. Kirche und Volk sind längst nicht mehr deckungsgleich und wir finden es schön, daß endlich deutlich wird: Kirche ist nicht Welt und Welt ist nicht Kirche.

Und nun kommt es zu Einsätzen im Verständnis vom Dienst für andere Menschen innerhalb von großen Industriebetrieben: junge Pfarrer gehen bewußt den Weg als Arbeiter. Sie möchten mit ihrer ganzen Existenz andeuten: wir bauen die Gesellschaft mit auf, wir möchten unter den Arbeitern leben. Und sie werden täglich nach sehr vielen Dingen gefragt. Es werden ihnen zum Teil ähnliche Fragen gestellt wie einst den Besuchsdienstgruppen in Stalinstadt, aber sie werden in anderen Situationen gestellt, die Pfarrer sind mit den Fragestellern solidarisch in der Arbeit und das Antwortgeben vollzieht sich in Gesprächen über Tage hin. Diese Pfarrer leben seit 1958 in Gruppen zusammen, denn solch ein Arbeiterleben kann kaum einer allein führen. Man braucht auch außerhalb des Betriebes das klärende Gespräch mit seinem Bruder, der als Theologe den gleichen Weg geht. Hinzugekommen ist dann in den Orten des Industriegebietes um Cottbus herum, daß immer ein Theologe, ein Bruder aus der Gruppe, den Dienst im Pfarramt versieht. Gemeinden sind inzwischen gesammelt worden und allen Gliedern dieser Gemeinden geht es heute um die Frage des Christseins im sozialistischen Alltag. Der Sozialismus ist unsere Wirklichkeit und wir haben nicht nach hinten zu schauen und uns eine andere Wirklichkeit zu wünschen. In unserer sozialistischen Gesellschaft versuchen wir, verantwortliches Christsein zu üben, und wenn es stimmt, „daß Christus nicht gegen Karl Marx gestorben ist, sondern für alle Menschen“, dann ist er auch für alle Menschen in der sozialistischen Wirklichkeit gestorben. Ihnen hat dann der Dienst in der christlichen Gemeinde zu gelten. Zwei Dienste gilt es zu üben. Die Gemeinde hat Übungsplätze zu schaffen. Und so hat die Gossner-Mission als Werk der Kirche z. B. die Stadtmission in Cottbus übernommen. Hier ist es nun möglich, Laien zu schulen, Besuchsdienstmannschaften aufzubauen, Verantwortliche aus Betrieben ins Gespräch zu bringen, mit Politikern zu reden und auch das ökumenische Gespräch mit anderen Kirchen in unserem Land und mit Freunden aus dem internationalen Raum zu pflegen.

Ein ähnliches Programm hat unser Rüstzeitenheim Rehoboth in Buckow/Märkische Schweiz. Hier können vorwiegend Jugendrüstzeiten durchgeführt werden. Dabei mühen wir uns um besondere Formen. Wir bauen Fiedeln — Musikinstrumente — und arbeiten mit einem befreundeten Kunstmaler in besonderen Werkwochen. In diesen Gruppen spielt das Gespräch über die Verantwortung in der Gesellschaft eine große Rolle.

Einen ganz besonderen Dienst innerhalb der Jugendarbeit der Ev. Kirchen in der DDR stellen unsere Ökumenischen Aufbaulager dar. Seit 1955 werden in jedem Sommer Jugendliche in drei- bis vierwöchigen Einsätzen für das Christsein heute geübt. Die Lagergruppen arbeiten an verschiedenen Projekten: es werden Hilfsdienste in Krankenhäusern durchgeführt, Kinderspielplätze angelegt, Gemeinderäume gebaut, Kirchen renoviert und alten Menschen werden die Wohnungen gestrichen. Neben der Arbeit gibt es Berichte aus der Ökumene, ein Lagerthema wird behandelt, z. B.: Unsere Freiheit, sachlich zu handeln. — In den letzten Jahren konnten an solchen Lagern Freunde aus den Volksdemo-

kratien teilnehmen und immer gab es Gäste aus Ländern Asiens und Afrikas. Gerade die Jugend begreift bei uns: die Kirche ist eine Kirche, und wir müssen uns über einander besser informieren. Wenn wir Informierte sind und auch miteinander gesprochen haben, dann können wir auch zusammen etwas tun. In den Lagern und in den ökumenischen Begegnungen wurde immer wieder festgestellt: wir Deutsche sind am schlechtesten über einander informiert. Wir müssen viel mehr aufeinander hören lernen. Wir leben schon sehr lange in ganz unterschiedlichen Situationen und respektieren uns in denselben oft so wenig. Es wurde auch gesagt: wir leben in zwei deutschen Staaten, und vielleicht ist es unsere Aufgabe, die Aufgabe der christlichen Gemeinde, auch unseren verantwortlichen Politikern dazu zu helfen, daß sie sich in den unterschiedlichen Situationen ernst nehmen, aufeinander hören, miteinander sprechen und danach trachten, etwas für den Frieden in Europa zu tun. Und so könnte vielleicht die christliche Gemeinde ihren Dienst tun, ein Zeichen aufrichten für Information, Gespräch und gemeinsames Tun über die Grenzen hinweg.

Es wäre noch manches zu sagen über die Arbeit mit Studenten der Theologie, über das tägliche Leben in einem Team-Pfarramt, über die Laienarbeit und die Gespräche mit Marxisten, über Studienthemen und unsere Mitarbeit in der ökumenischen Bewegung, über besondere Aktivitäten in den Landeskirchen und in der christlichen Friedensarbeit, über Gemeindeaufbauprogramme, neue Gottesdienstformen und Änderung der Taufpraxis, über Hilfsdienste in Indien und Vietnam.

Zusammenfassend kann festgestellt werden: die Gossner-Mission in der DDR ist ein Werk der Kirche. Sie versteht sich als eine Funktionsstelle der Kirche, als eine Dienstgruppe der Kirche. Alle 15 hauptamtlichen und über 100 nebenamtlichen Mitarbeiter möchten dahin arbeiten, daß unsere Kirchen Dienstgruppen in unserer Zeit werden. Vielleicht hilft auch Ihnen, liebe Leser, unser Bericht, das Kommen Jesu Christi ins Heute, auch in Ihre Wirklichkeit neu zu begreifen.

Bruno Schottstädt



HINGABE IN DER NACHFOLGE JESU CHRISTI

Der Apostel Paulus schreibt an die Korinther: Sooft ihr von diesem Brot esset und von diesem Kelch trinket, verkündigt ihr den Tod des Herrn, bis daß er kommt (1. Kor. 11, 26).

Der Apostel Paulus schreibt an die Korinther: Sooft ihr von diesem Brot esset und von diesem Kelch trinket, verkündigt ihr den Tod des Herrn, bis daß er kommt (1. Kor. 11, 26).

Gemeinde Jesu Christi gibt es nur als verkündigende Gemeinde. Verkündigung in der Gemeinde geschieht unter dem Zeichen von Brot und Wein, unter dem Zeichen des Kreuzes. Die Botschaft der Verkündigung kommt von Ereignissen, sie hat geschichtliche Daten. Der Tod des Herrn Jesus ist das Anfangsdatum der Kirche, sein (Wieder-) Kommen wird das Ende sein. Menschlich gesehen war sein Tod das Ende. Und wir erinnern uns in jedem Gottesdienst und bei jeder Zusammenkunft in der Gemeinde an das Ende Jesu. Dieses sein Ende aber ist unser Anfang. Sein Ende vollzieht sich am Kreuz, für uns ist das Kreuz der Anfang zu Taten. Sein Tod am Kreuz ist unser Leben.

Jesu Christus hat am Kreuz Gott und die Welt zusammengebracht, er ist für alle Menschen in der Welt gestorben, sein Tod ist das Zeichen der Befreiung für alle, ist Erlösung. Dies ist jedenfalls die Botschaft des Evangeliums. Und eine Kirche, die das Evangelium verkündigt, kann eigentlich nicht zulassen, daß sich Gemeindeglieder religiös „einigeln“, sie muß vielmehr dazu helfen, daß durch das Leben und Handeln ihrer Glieder Jesus und Welt in Verbindung kommen.

Wir alle wissen aus der Geschichte, welch Mißbrauch mit dem Evangelium in der Welt geschehen ist. Staaten haben sich der Jesusbotschaft bemächtigt, sie haben gemeint, mit dem Evangelium als Staatsreligion regieren zu können. So wurde die Botschaft als Knüppel benutzt. Menschen wurden unter dem Zeichen des Kreuzes — das für die Gemeinde das Zeichen des Lebens ist — gemordet. Kriege wurden mit dem „Kreuz auf der Brust“ gutgeheißen. Jesus galt als Anführer in der Schlacht, und er wurde als ein National-Gott angerufen. Auch heute sind Menschen wieder in Gefahr, aus dem Evangelium eine Ideologie zu zimmern, die Menschen befähigt, gegen andere Menschen vorzugehen.

Die Gemeinde Jesu Christi kann nur leben, wenn sie den Mut hat, mit Christus zu sterben. Ein Prediger des Evangeliums bleibt nur Prediger, wenn auch er den Tod für sich annimmt, wenn nicht er Zentrum für Menschen in einer bestimmten Situation sein will, sondern wenn er Jesus Christus wirken läßt.

Es gibt für uns die Möglichkeit, Jesu Wirken zu verhindern, indem wir unser „Ich“ als Einzelpersonen oder als Kirche zwischen Jesus und andere Menschen stellen. So tut Übung not, Christsein in der Nachfolge in unserer entsakralisierten Wirklichkeit will gelernt sein. Das Sterben der Kirche

will geübt sein. Das „Drama“ Jesu Christi kann nicht nur kirchlich dargestellt und nachgeahmt werden, es will vielmehr von ergriffenen Menschen mitten im Alltag der Welt gelebt werden. Jesus Christus ist kein Gegenstand, über den man philosophierend nachdenken kann, er ist Wirklichkeit, von Menschen geglaubte göttliche Person. So kann keiner mit ihm umgehen, wie er will, es kann keiner mit ihm denkerisch allein Theologie treiben, sondern Menschen werden durch ihn aufgefordert, eine persönliche Verbindung mit ihm einzugehen. Und dies ist die Erfahrung: wo Menschen zu ihm ein Verhältnis bekommen — ein persönliches Verhältnis — da mühen sie sich um Beziehungen zu anderen Menschen, die brüderliche Wirkungen in der Gesellschaft haben. Sie lernen die Rede Jesu durch andere Menschen. Sie freuen sich über die Zukunft der Welt. Immer, wenn Menschen in der Gegenwart Jesu leben, haben sie Zukunft. Sie werden nicht alten Zeiten nachtrauern, sie hoffen nicht auf Räume, die ihnen fertig angeboten werden, sie hängen nicht an Gewohnheiten, neu und entscheidend ist ihnen jeder Augenblick im Leben.

Wenn wir vom Sterben der Kirche geredet haben, so gehört dazu, die Situation der Kirche klar zu erkennen. Kirche als Institution ist in unseren Tagen Endgeschehen, jede Institution gehört in das Sterben Jesu.

Es ist Tatsache, daß die meisten Menschen heute ohne kirchliches Engagement leben, und nach menschlichem Ermessen wird Kirchlichkeit — die oft sich als Parteilichkeit gebärdet — die Menschen nicht mehr befallen. Die Frage ist auch nicht, wie sich von der Kirche befreite Menschen in der Welt verhalten, vielmehr ist entscheidend, wie sich an Christus gebundene Personen zu ihren Menschenbrüdern und in der Gesellschaft verhalten. Hingabe ist ein gutes Stichwort für Menschen in der Nachfolge Jesu. Menschen in der Hingabe orientieren sich an Jesu Geschichte. Jesus hatte Erfolg durch sein Versagen. Es könnte eine Hilfe sein für die Welt, wenn Christen ohne frommes Reden ein wenig Hingabe leben, dies könnte auch der Kirche dienlich sein. Der Versuch, Hingabe zu leben, wird dazu führen, daß Menschen fragen. Wo gefragt wird, kann geantwortet werden. Um aber antworten zu können, muß genau gehört werden. Es könnte sein, daß wir heute ganz neu die Hörende Kirche brauchen. Auch auf die kommende Generation ist zu hören.

Wir lernen es langsam: „Die Solidarität der Kirche mit der Welt und unsere Gemeinschaft untereinander müssen gleichstark bezeugt werden“ (D. T. Niles).

Es ist viel zu tun,

Bruno Schottstädt



1

Bild 1 Während eines Missionsfestes

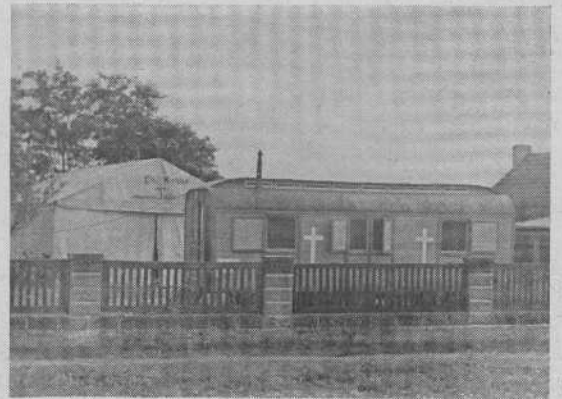
Bild 2 Fiedelbaumeister Köhler hat geschickte Hände (s. S. 6)

Bild 3 Vor dem Rüstzeitenheim Buckow / Märkische Schweiz

Bild 4 So fing es 1948 an: Wohnwagen der Gossner-Mission

Bild 5 Schloßkirche in Wittenberg

Bild 6 Pfarrer Joel Lakra (Gossner-Kirche Indien) predigt in der Kirche zu Buckow



4



5



2



3



6

Bild 7 Pfarrer Gutsch (Gossner-Mission) freut sich über den Besuch des Präsidenten der Gossner-Kirche Dr. Bage

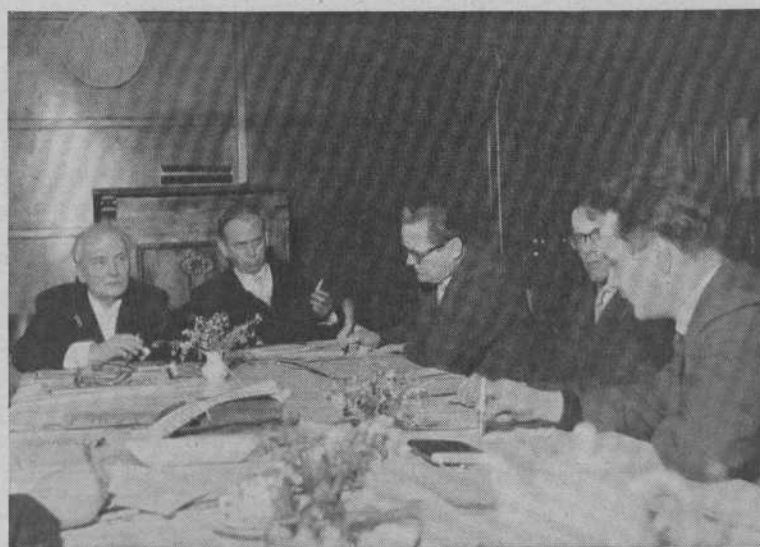
Bild 8 Indische Studenten in Ostberlin (J. Lakra, Pfr. Schottstädt, M. Matthew)



Bild 9 Reisesekretärin Dorothea Wappler berichtet über ihre Arbeit

Bild 10 Generalsuperintendent Jacob leitet die Sitzung des Kuratoriums der Gossner-Mission in der DDR

Die Bildseite der Gossner- Mission DDR



DER GOTTESDIENST DER GEMEINDE

„Wir müssen die herkömmlichen Strukturen unserer Kirche prüfen, um zu sehen, ob sie die missionarische Verkündigung fördern oder hindern. — Das Ärgernis, das das Evangelium in den Augen der ungläubigen Welt bedeutungslos macht und die Menschen vertreibt, die nach ihm fragen, ist nicht das echte Ärgernis des Evangeliums des gekreuzigten Christus, vielmehr sind es die falschen Ärgernisse unserer eigenen Praktiken und Strukturen, die die Botschaft des Evangeliums daran hindern, die Welt herauszufordern.“

(Bericht der Sektion „Zeugnis“ in Neu-Delhi)

„Sowohl in Europa als anderswo steht man ständig in der Versuchung, in eine kultische Introvertiertheit zu verfallen, Gott und den Gottesdienst den frommen Leuten in der Kirche dienen zu lassen, anstatt die Glieder der Kirche aufzurufen, in ihrem Gottesdienst des einen wahren Gottes der Welt zu dienen.“

(Bericht der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung über den Gottesdienst — Europäische Sektion — November 1962)

I

In den Jahrhunderten, in denen sich bei uns Bürgergemeinde und Kirchengemeinde deckten, wurde die missionarische Aufgabe der Gemeinde weit hin nicht gesehen. Nachdem diese Kongruenz ins Wanken geraten ist, wird allmählich wieder in unseren Gemeinden das Bewußtsein der Verantwortung für ihre Umwelt wach. Daß es trotzdem bisher zu keiner nennenswerten missionarischen Bewegung in unseren Gemeinden gekommen ist, hat seinen Grund nicht nur im Unglauben, der Feigheit oder Trägheit der Gemeindeglieder, sondern darin, daß das Zusammenkommen der Gemeinde kaum dazu dient, sich rufen und senden zu lassen. Insbesondere bieten unsere gottesdienstlichen Versammlungen den Gemeindegliedern dafür in der Gemeinschaft keinen Rückhalt und keine Zurüstung. Es gibt heute verschiedene Bemühungen, den herkömmlichen Gottesdienst zu reformieren sowie Versuche, andere Formen von Zusammenkünften an seine Stelle zu setzen, die ebenfalls die Bezeichnung Gottesdienst beanspruchen. Das Nebeneinanderbestehen zweier strukturell unterschiedlicher „gottesdienstlicher Gemeinden“ könnte aber zu einer illegitimen Trennung von Versammlungs- und Sendungsgemeinde führen. Wir müssen darum zunächst anhand des Neuen Testamentes prüfen, worin Sinn und Aufgabe der sonntäglichen Versammlung der Gemeinde bestehen und welche Änderungsmöglichkeiten sich von daher ergeben. Wir tun dies alles im Wissen darum, daß der eigentliche Zeuge Gottes kein Mensch ist, sondern Er selbst. Auf seinen Befehl und in seinem Dienst (Gottesdienst) sind wir Menschen Zeugen seiner Offenbarung.

Obwohl uns vom Neuen Testament keine bestimmten Gottesdienststypen verbindlich gemacht wer-

den, lassen sich doch in den dort angedeuteten mannigfaltigen Formen gottesdienstlicher Versammlungen einige durchgehend anzutreffende Wesenszüge erkennen:

1. Die Gemeinde kommt regelmäßig zusammen unter dem Zuspruch und Anspruch des Evangeliums, zur Feier des Herrenmahls und zum Gebet (z. B. Apg. 2, 42. 46. 47).
2. Die Versammlungen sind Sache aller Gemeindeglieder in Verantwortung füreinander (Kol. 3, 16 f.). Es wird damit gerechnet, daß jeder dazu etwas beizutragen hat (1. Kor. 12 und 14).
3. Die Gemeinde versammelt sich im Namen des Herrn und betet für alle Menschen (1. Tim. 2, 1 f.). Die Predigt im Neuen Testament ist immer missionarische Verkündigung. Daher ist auch die Versammlung der Gemeinde weltbezogen (Mark. 16, 15).
4. Gottesdienst im umfassenden Sinn ist nach dem Neuen Testament alltäglicher Dienst der Christen in der Welt (Röm. 12, 1 und 2).

Wo Gemeinde als Leib Christi sich versammelt und in ihren Versammlungen die Gaben entfaltet, damit ihre Glieder ermuntert werden „zu Liebe und guten Werken“ (Hebr. 10, 24), da ist sie Salz der Erde und Licht der Welt (Matth. 5, 13 ff.).

II

Der in unseren Gemeinden übliche sonntägliche Gottesdienst enthält durchaus Möglichkeiten, die vom Neuen Testament her aufgezeigte Sinnbestimmung der gemeindlichen Versammlungen zu verwirklichen. Allerdings muß sich dafür die Erkenntnis durchsetzen, daß der Gottesdienst Sache der Gemeinde ist und nicht nur des Pfarrers. Daher gilt der Grundsatz, daß möglichst viele Gemeindeglieder die Verantwortung für den Gottesdienst übernehmen.

Da in unseren Gottesdiensten der Pfarrer die Gestaltung meist allein in der Hand hat, herrscht das Mißverständnis vor, der Gottesdienst sei eine Veranstaltung des Pfarrers. Alle Versuche, „Laien“ zu einem Hilfs- oder Ersatzdienst heranzuziehen, leisten diesem Mißverständnis weiteren Vorschub. Es ist die ganze Gemeinde, die den Gottesdienst hält. Darum ist es auch die Aufgabe der Gemeindeglieder, mit dem Pfarrer zusammen Vorbereitung und Durchführung zu übernehmen. Es braucht nicht zu überraschen, daß die Gemeindeglieder als „Gottesdienstbesucher“ müde sind, ihre Nachbarn und Kollegen zum Gottesdienst einzuladen, wenn sie dies nur unter Hinweis auf das dritte Gebot, mit der Empfehlung der Qualitäten des Pfarrers oder in der Präsentierung ihrer eigenen religiösen Versorgungsbedürftigkeit meinen tun zu können. Erst die Beteiligung der Gemeinde an der Sache selbst kann bei Fernstehenden glaubhaft machen, daß der Gottesdienst die Versammlung einer Gemeinschaft ist.

Unsere Situation ist einerseits dadurch gekennzeichnet, daß dem Pfarrer die Aktivierung der Ge-

meinde doch wieder zufällt. Andererseits ist festzustellen, daß lebendige Impulse aus der Gemeinde vom Pfarrer oft nicht beachtet oder ängstlich zurückgedrängt werden. Wo Pfarrer und Gemeinde die Aufgabe der Verkündigung heute wahrnehmen, werden sie aufeinander angewiesen sein und sowohl im sonntäglichen Gottesdienst als auch in der Bewältigung des Alltags gemeinsam handeln.

1. Die Gemeinde bereitet den Gottesdienst vor

Es läßt sich in jeder Gemeinde ein Vorbereitungskreis aufbauen, der alle Gemeindeglieder umfaßt, die sich für den Gottesdienst verantwortlich wissen. Die Zusammensetzung dieses Kreises könnte wechseln, damit nicht immer dieselben Gemeindeglieder herangezogen werden, die in einem weltlichen Beruf stehen und nicht an das gängige Kirchenvokabular gebunden sind. Im Gottesdienstvorbereitungskreis wird die Gestaltung des Gottesdienstes besprochen. Hier werden die verschiedenen Dienste für den Gottesdienst verteilt, die Gebete, insbesondere die Fürbitten bedacht und formuliert. Die meist im „Geschäftston“ abgefaßten Abkündigungen müßten so zusammengestellt, formuliert und zur Verlesung aufgeteilt werden, daß die versammelte Gemeinde wirklich informiert, zur Hilfeleistung und zur konkreten Fürbitte aufgefordert wird. Auch die Herrichtung des Raumes und die Möglichkeiten der Einladung zum Gottesdienst gehören in die Verantwortung eines solchen Kreises. Vor allem aber sollte der Predigttext mit dem Pfarrer gemeinsam besprochen und so die Verkündigung im Gottesdienst vorbereitet werden. Auch die Auswahl der Lieder dürfte nicht dem Pfarrer allein überlassen bleiben.

2. Die Gemeinde hält den Gottesdienst

In nahezu allen Stücken könnte der Dienst des Pfarrers durch Gemeindeglieder übernommen werden. Es geht uns aber nicht darum, die Entbehrlichkeit des Pfarrers im Gottesdienst nachzuweisen oder ein Idealbild vom Gottesdienst zu entwerfen, sondern Möglichkeiten für den Vollzug des Gottesdienstes zu nennen. Diese können ergänzt, variiert oder in Auswahl realisiert werden.

Die Verkündigung braucht nicht monologisch zu sein. Die Dialogpredigt ist umstritten und auch nicht überall anwendbar. Die Predigt kann aber auch in einem Nebeneinander von zwei oder drei Zeugen ausgerichtet werden. Ein Anspiel läßt oft besser aufmerken als eine künstlich gesuchte Predigteinteilung. Teilnehmer von Tagungen können das weitersagen, was sie neu erkannt haben. Gäste können begrüßt und um ein Grußwort gebeten werden. Informationen aus den Gemeindegemeinschaften, der Gesamtkirche und der Ökumene haben meist sehr aktuellen Verkündigungsgehalt.

Es sollte auch immer wieder versucht werden, Gemeindegliedern das Psalmgebet, die Lesungen und die Fürbitten zu übertragen. Das Einsammeln der Kollekte durch verschiedene Gemeindeglieder ist eine bewährte Praxis. Vielleicht könnten sie auch selber das Dankgebet über der Sammlung sprechen, anstatt die Kollekte beim Pfarrer am Altar „abzuliefern“. Eine Dienstgruppe mag an der Tür die Eintretenden begrüßen und insbesondere die

„Neuen“, „Fremden“ oder „Seltenen“ ansprechen. Damit dies nicht nur eine Formalität ist, kann das Gespräch auf dem Heimweg fortgesetzt werden. Der Besuchsdienst läßt sich mit diesem Dienst koordinieren.

Wenn der Kirchenchor nicht mehr das einzige Betätigungsfeld der Laien im Gottesdienst ist, wird auch er neuen Auftrieb erhalten und sich organisch in die Fülle der Gaben und Möglichkeiten einordnen.

3. Die Stunde nach dem Gottesdienst

In regelmäßigen Abständen — etwa alle vier Wochen — sollte die Gemeinde zu der Stunde nach dem Gottesdienst eingeladen werden. Der im Gottesdienst durch Wort und Sakrament auferbauten Gemeinde wird hier auf ihrem Wege weitergeholfen. Geeignete Gemeindeglieder leiten das Gespräch.

Zur Durchführung bedarf es eines Raumes, der Hilfe zum Hören und Reden bietet (Gemeinderaum, Wohnstube). Es ist erforderlich, daß alle Beteiligten miteinander bekannt werden. Jeder hat die Möglichkeit, Fragen zu stellen und mit Hilfe der anderen zu klären: im Blick auf das persönliche Leben, das Leben in Familie und Beruf, Kirche und Welt.

In der Stunde nach dem Gottesdienst werden Erfahrungen ausgetauscht und Informationen vermittelt. Es sollte versucht werden, konkrete Weisung für den Alltag zu geben. Dazu muß die Situation Einzelner und der Gesamtgemeinde nüchtern erfaßt werden.

Die Fragen der Gemeindeglieder, die in Betrieben, Geschäften, Büros oder in anderen gesellschaftlichen Einrichtungen tätig sind, sollten vorrangig besprochen werden. Es besteht die Möglichkeit, Gruppen mit besonderen Diensten zu beauftragen (z. B. Besuchsdienste, Hilfsdienste in der eigenen Gemeinde und für die Hungernden in der Welt u.a.m.). Die Erfahrungen dieser Dienstgruppen sollten ausgewertet werden. Nach Möglichkeit sollte die Gemeinde miteinander essen und trinken. Die Stunde nach dem Gottesdienst ist eine Versammlung, in der das Gespräch geübt wird, Einsichten in die Situation gewonnen, Weisungen gegeben werden und die Gemeinschaft praktiziert wird.

Es wird sich bald zeigen, daß diese besondere Stunde nach dem Gottesdienst wesentliche Hilfe für das Gemeindeleben ist.

III

Es haben sich neue Formen des Gottesdienstes herausgebildet. Vor allem sind es Dienstgruppen, die neue Gottesdienstformen erprobt und entwickelt haben. (Zum Beispiel East-Harlem, Brunsbüttler-Damm in Berlin-Spandau, Agape-Italien, Gossner-Haus in Mainz-Kastel, „Kaffee-Kirche“ in Washington, Industriemission in Sheffield, Gossner-Mission in der DDR: in Berlin und in Gruppendiensten, Evg. Jugend in Karl-Marx-Stadt.

Auch in einzelnen Ortsgemeinden werden solche Gottesdienste gehalten. In diesen Gottesdiensten sind Elemente des üblichen Sonntagsgottesdienstes in neuer Äußerung vorhanden (z. B. Psalmgebet, Schriftlesung und Auslegung, Fürbittgebet, Herren-

mahl, Vaterunser und Segen). Der Gottesdienst wird von möglichst vielen Gemeindegliedern vorbereitet. Das Herrenmahl steht wesentlich in der Mitte. Der ganze Gottesdienst ist auf enge Gemeinschaft angelegt.

Die Sendung bestimmt die Versammlung. In diesem Sinne werden auch Informationen über den Glauben gegeben, es wird die Tischgemeinschaft praktiziert, und es werden auch Fragen der Gesellschaft besprochen. Diese gottesdienstlichen Versammlungen dauern in der Regel drei bis vier Stunden. Sie finden nicht an jedem Sonntag statt; einige in Abständen von vier Wochen, oft dann am Sonnabendabend.

Alle Gruppen, die Gottesdienste in solchen Formen feiern, sind sich dessen bewußt, daß auch ihre Gottesdienstform eine von vielen ist. Sie sind aber der Meinung, daß diese neuen Formen ihnen wesentlich helfen und daß auch Menschen, die ohne Beziehung zur Kirche leben, leichter Zugang zu Versammlungen dieser Art finden. Hier können sie sich aussprechen, ihre Fragen werden aufgenommen, und die Antworten des Glaubens werden zusammen mit allen Gliedern der Versammlung gesucht. So nimmt das Gespräch einen wichtigen Platz ein. Auch diese neuen Gottesdienstformen machen deutlich, daß es für den Gottesdienst keinen Ersatz gibt.

Offener Gottesdienst der Gossner-Mission in Berlin

Bereits vor Jahren sind in Berlin innerhalb der Laienarbeit der Gossner-Mission in der DDR einige Hauskreise entstanden. Ihre Glieder kommen aus allen Schichten der Bevölkerung.

Die meisten haben keinen Kontakt zu einer Ortskirchengemeinde.

Seit etwa einem halben Jahr halten diese verschiedenen Hauskreise alle vier Wochen am Sonnabendabend einen gemeinsamen Gottesdienst im „Gossner-Keller“ in der Göhrener Straße. Dieser Gottesdienst wird durch eine Dienstgruppe vorbereitet. Ein Glied der Gruppe betet den Wochenpsalm im Wechsel mit der Gemeinde, andere formulieren das Fürbittengebet. In der Regel wird auch die Auslegung gemeinsam erarbeitet.

Indem die Zusammensetzung der Dienstgruppen von Mal zu Mal wechselt, wird die Verantwortung für den Gottesdienst auf eine breite Basis verlagert. Der Beginn des Gottesdienstes wird absichtlich hinausgezögert, damit alle sich begrüßen und schon ein wenig kennenlernen können, denn ständig werden auch Menschen mitgebracht, die nicht zu einem der vorhandenen Hauskreise gehören.

Nachdem alle um eine große Tafel Platz genommen haben, werden die Neuen begrüßt und vorgestellt. Außerdem wird der Verwendungszweck der Opfersammlung bekanntgegeben. Auf das Eingangslied folgt das Beten des Wochenpsalms im Wechsel mit der Gemeinde. An die Auslegung eines biblischen Textes schließt sich das „Wort des Laien“ an, das versucht, diesen Text für die Wirklichkeit seines Berufsalltags zur Sprache zu bringen. Oder der Betreffende berichtet von seiner Tätigkeit, wie sich Christsein in dieser oder jener konkreten Situation verwirklicht.

Das „Wort des Laien“ ist besonders wichtig. Denn hier ist der Ort gegeben, wo er den Mund aufturn und die Bedeutung des Evangeliums für sein Christsein im Alltag erklären kann.

Es ist notwendig, daß der Christ gerade in der Versammlung lernt, seinen Glauben zum Ausdruck zu bringen.

Nach einem überleitenden Lied werden die Einsetzungsworte gesprochen, dann gehen Brot und Wein von Hand zu Hand.

Niemand ist genötigt, am Herrenmahl teilzunehmen.

Dieses wurde vor Beginn des Gottesdienstes ausdrücklich betont.

So kommt es vor, daß etliche Brot und Wein gleich weitergeben.

Während des Herrenmahls wird ein biblischer Text gelesen. Danach wird wieder ein Lied gesungen und das Opfer eingesammelt.

In der Regel ist es für Hilfsdienste in Entwicklungsländern bestimmt.

Drei Glieder der Dienstgruppe halten dann das Fürbittengebet. Die darauf folgende gemeinsame Mahlzeit ist wesentlicher Bestandteil des Gottesdienstes. Sie führt die Glieder in Gespräch und Gedankenaustausch zueinander und schafft einen engen Kontakt zwischen ihnen, der auch bis in das tägliche Leben hineinreicht.

Neben diesem freien Gespräch wird oft auch ein gerade zur Frage stehendes bestimmtes Thema diskutiert. Hier kann nun gemeinsam nach Lösung und Wegweisung gesucht werden.

Dieser Gottesdienst dauert im allgemeinen 3—3½ Stunden. Er schließt mit dem Segen.

Pastorenarbeitslager der Gossner-Mission



EINE KIRCHE - VERSCHIEDENE GESELLSCHAFTSFORMEN

Im Sommer dieses Jahres findet in Genf eine ökumenische Weltkonferenz statt unter dem Thema „Kirche und Gesellschaft“. Man wird dort die Fragen der modernen Gesellschaft unter den verschiedensten Aspekten besprechen. Aber wenn man die bisher vorliegenden Vorarbeiten für die Konferenz studiert, fällt auf, daß ein Bereich unserer heutigen Welt weitgehend unbeachtet blieb, nämlich die Gesellschaftsformen der Länder Osteuropas. Jedenfalls war das der Eindruck der Leute der Gossner-Mission in der DDR. In der Hoffnung, das Bild hier noch vervollständigen zu können, veranstaltete die Gossner-Mission vom 1. bis 4. Februar 1966 eine Vorkonferenz auf die große Genfer Versammlung hin. Daran beteiligte sich eine Delegation des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes, hauptsächlich Pfarrer, davon eine Reihe Mitglieder der Sozialen Studienkommission des Schweizerischen Pfarrvereins, dann der Präsident der Berner reformierten Kantonalkirche, aber auch ein Rechtsanwalt und Verwaltungsratsvorsitzender, ein Direktor eines Rheinschiffahrts-Unternehmens und ein Historiker, ungefähr 20 Personen im Ganzen. Aus der Bundesrepublik nahmen drei Sozialpfarrer teil. Diesen beiden Gruppen standen aus der DDR die Mitarbeiter und eine Anzahl Freunde der Gossner-Mission und weitere Gäste gegenüber. Man hatte die Absicht, einander gegenseitig in die Problematik der verschiedenen Gesellschaften einzuführen und dann womöglich ein Stück gemeinsam theologisch zu arbeiten; man dachte daran, ein Arbeitspapier zu verfassen, um es der Genfer Konferenz zur Verfügung zu stellen und damit die Fragen der sozialistischen Welt in die ökumenische Diskussion einzubringen.

Zwei größere Referate aus der DDR dienten neben einer ganzen Reihe von Kurzreferaten von beiden Seiten als Gesprächsgrundlage. Aber das Gespräch war am Anfang gar nicht einfach. Die Referenten aus der DDR gingen von ihrer gesellschaftlichen Lage aus und betonten, die Christen müßten da ihren Platz finden und ihren Beitrag liefern zur Entwicklung ihrer sozialistisch aufgebauten Gesellschaft. Die Mitglieder der schweizerischen Gruppe waren von vorneherein aufgeschlossen und bereit, neue Dinge zu hören und die Solidarität der Christen mit der neuen Gesellschaft in der DDR zu bejahen. Trotzdem ergaben sich eben bei der ersten Gegenüberstellung eine Reihe von Mißverständnissen. Die Schweizer äußerten auch ihre Besorgnis, die Freunde aus der DDR übernahmen doch zu kritiklos die offiziellen Lehren. Auf eine entsprechende Anfrage, ob denn alles auch so glatt funktioniere, wie sie das jetzt dargestellt bekommen hätten, antwortete der östliche Referent: „Das ist doch so die Situation in einem Gespräch: Wir kommen öfters mit Leuten aus dem Westen zusammen, und alle sind furchtbar kritisch. Da müssen wir

ihnen erst einmal zeigen, daß bei uns etwas geschieht, wo wir Christen uns mitengagieren müssen. Wenn die Besucher aus dem Westen plötzlich einmal sagen würden, wir seien viel zu ängstlich, warum wir nicht viel entschiedener mit unserem Staat zusammenarbeiteten, dann würden wir ihnen erklären, daß es ganz so einfach doch auch nicht ist, weil die Marxisten und die Christen von einem verschiedenen Ort herkommen.“

Ebenso versuchten die Schweizer in ihren Kurzreferaten ein Bild von ihren gesellschaftlichen Verhältnissen zu geben. Auch sie skizzierten einfach ein Modell, ohne eigentlich näher darauf einzugehen, warum und wo es heute oft nur noch schlecht funktioniert. So hatte man zu Beginn einander zwei Idealbilder gegenübergestellt, was dazu führte, daß man zuerst vor allem die Gegensätze sah. Durch persönliche Gespräche etwa bei Tisch oder abends oft spät in die Nacht — die Schweizer hatten Aufenthaltserlaubnis für Ostberlin und wohnten zusammen mit den Konferenzteilnehmern aus der DDR — sowie in Gruppendiskussionen lösten sich diese Gegensätze langsam auf. Es kam im Laufe der Tage vielleicht nicht zu einem gegenseitigen völligen Einverständnis, aber zu einem ganz offenen Hören aufeinander. Die anfänglichen Schwierigkeiten im Gespräch hatten das Gute, daß man sich nichts vormachte und nicht Einigkeit proklamierte, indem man wunde Punkte vermied. Auf der andern Seite war die Konferenz zu kurz, um, wie ursprünglich geplant, noch einen Schritt weiter zu kommen und gemeinsame Aussagen zu erarbeiten. So traf man die Lösung, die Referate und Diskussionsberichte zu vervielfältigen, um sich verschiedene Punkte noch in einer Nacharbeit vorzunehmen. Von da aus wird man versuchen, in der Genfer Konferenz die Stimme aus dem östlichen Raum doch noch besser zu Gehör zu bringen.

Der Verlauf der Tagung zeigt, wie nötig solche Gespräche West-Ost sind. Alle Teilnehmer äußerten den lebhaften Wunsch, das Gespräch weiterzuführen und die neuen Verbindungen zu pflegen und auszubauen. Diesem Wunsch gab man noch einmal Ausdruck beim Empfang des Staatssekretärs für Kirchenfragen. Die Schweizer waren äußerst gespannt auf die Begegnung mit dieser staatlichen Stelle, und sie zeigten sich nachher auch beeindruckt gerade von diesem Gespräch. Ein Bericht über die allgemeine kirchliche Lage durch Generalsuperintendent D. Jacob aus Cottbus rundete das reiche Bild, das die westlichen Teilnehmer nach Hause nehmen konnten. Man schloß die Tagung in der Überzeugung, daß man an den wichtigen Fragen der Konferenz, die über die engeren Kirchenmauern hinausgehen, möglichst intensiv weiterarbeiten muß.

H.-A. Ritter



Präsident Dr. Bage bei der Grundsteinlegung für ein Kirchenzentrum in Khunti (Gossner-Kirche Indien)

Hindu-Sprecher fordern Maßnahmen gegen christliche Mission

epd Neu Delhi, 28. Februar. Auf einer Weltkonferenz der Führer der Hindu-Religion in Allahabad (Indien) wurde dem Christentum und dem Islam der Kampf angesagt. Die Delegierten wiesen in einer Entschließung darauf hin, daß jetzt die Zeit gekommen sei, die Inder, die sich anderen Religionen angeschlossen haben, dem Hinduismus zurückzugewinnen. Rund 25000 Delegierte aus zwölf Ländern nahmen an der Konferenz in Allahabad teil. Der prominente indische Religionsführer Jagatguru Sankarachary forderte die indische Regierung auf, gegenüber den Hindus, die die Mehrheit in Indien stellen, nicht indifferent zu sein. Sprecher der extremistischen Hindu-Parteien plädierten für gesetzliche Maßnahmen gegen die christliche Mission unter der Hindu-Bevölkerung.

Indische Christen durch Kampfansage der Hindus nicht bedroht

epd Bonn, 2. März. Ein Sprecher der indischen Botschaft in Bonn hat dem Evangelischen Pressedienst gegenüber etwaige Absichten von Angehörigen der Hindu-Religion, die Christen und Moslems in Indien wieder zum Hinduismus zurückzuführen, als aussichtslos bezeichnet. Indien, so erklärte er, sei ein säkularer Staat. Die indische Verfassung kenne keine Staatsreligion und erlaube jedem Inder ein religiöses Bekenntnis nach seiner Wahl. Die 55 Millionen Moslems und die 12 Millionen Christen in Indien können, so fügte er hinzu, „leben wie sie wollen“; es werde keinen Zwang gegen sie geben. Der indische Staat werde deshalb auch die Kampfansage auf der Weltkonferenz der Hindu-Religion in Allahabad an die Christen und Moslems in keiner Weise unterstützen. Die Gebote der religiösen Toleranz gestatten selbstverständlich allen Bekenntnissen, auf private Weise bei Angehörigen anderer Religionen zu missionieren, doch werde der Staat solche Versuche weder bei der einen noch der anderen Religion irgendwie auch nur moralisch fördern.

DER ZEHNJÄHRIGE BAUPLAN DER GOSSNER-KIRCHE

Von Beginn des Jahres 1963 an — also drei Jahre hindurch bis Ende 1965 — ist mit Hilfe der Gossner-Mission nun der Bauplan in Kraft, der der Gossner-Kirche an wichtigen Punkten ihres Dienstes zugute kommt, wo Gebäude fehlten oder von Zerstörung bedroht waren; auch, wo diese für die heutigen Aufgaben nicht mehr ausreichten.

Unsere Freunde und die uns verbundenen Kirchen und Gemeinden haben ein Recht zu erfahren, wie die Entwicklung in dieser wichtigsten Frage verlaufen ist; vor allem, was in den ersten drei Jahren der Laufzeit des Plans getan werden konnte. (Vgl. Gossner-Blatt 1962, Nr. 3, S. 21).

1.

Zunächst muß eingestanden werden, daß die Gossner-Mission die Situation nicht richtig eingeschätzt hatte, und zwar in zweifacher Richtung:

- a) Sie hatte ihre eigenen Möglichkeiten überschätzt. Sie war nicht in der Lage, von 1963 bis 1967 jährlich 300 000 DM, wie es ursprünglich geplant war, aufzubringen. Sie hatte Mühe, auch nur 200 000 DM zur Verfügung zu stellen.
- b) Die Notwendigkeiten in Chota Nagpur und Assam überschritten auch hier in der Fülle der sichtbar gewordenen Aufgaben die Summe von 1,5 Millionen DM. Es bedurfte vermehrter Anstrengungen.

Aus beiden Erkenntnissen heraus erfolgte bereits im Jahre 1964 die Revision, über die man in Ranchi wie in Berlin Einverständnis erzielte, den Plan auf zehn Jahre auszudehnen und jährlich möglichst 0,2 Millionen DM aufzubringen. Das gab der Gossner-Kirche die Hoffnung auf erhöhte Mittel und der Gossner-Mission vielleicht die Möglichkeit, das reduzierte finanzierte Ziel Jahr für Jahr zu erreichen.

2.

Wichtig war, daß im zweiten Jahr die Gossner-Kirche eine Planungs-Kommission bildete, die alle mit dem Zehn-jahres-Bauplan verbundenen Fragen erörterte und entschied. Wegen der Wichtigkeit der Verwendung der Mittel übernahm der Präsident der Kirche den Vorsitz.

Diese Maßnahme erfolgte auch, nachdem man zunächst einen Fehler gemacht hatte. Aus Freude über die Eröffnung möglicher Hilfe war ein Brief von Ranchi ausgegangen, man möchte seitens der Synoden und Gemeinden Anträge schicken. Eine Flut kam und unerfüllbare Hoffnungen wurden geweckt, die nur in Enttäuschung umschlagen konnten. Es war nicht einmal die Bedingung an die Anträge geknüpft, die Gemeinden müßten bei Bauvorhaben, für die sie Hilfe erbaten, einen bestimmten Anteil der Kosten — etwa die Hälfte oder gar zwei Drittel — durch eigene Opfer aufbringen. So drohte die Hilfe ins Gegenteil umzuschlagen: Statt eifrig Aufgaben anzugreifen, wurde die Gefahr akut, daß man Hilfe von außen erwartete, ohne selber Herzen und Hände zu regen. Statt Kräfte zu entbinden, drohte der Bauplan, die eigene Initiative und Opferkraft zu lähmen, weil ja offenbar „von oben“ für das Notwendige Sorge getragen werden sollte und die Sage von den unvorstellbar reichen Mitteln der Mission das Land durcheilte. Wie gesagt, die Berufung der Planungskommission war auch eine Dämpfung dieser fälschlich hervorgerufenen Vorstellungen; sowie die Bemühung, aufgetretenen geistlichen Gefahren zu begegnen.

3.

Anfang 1965 bestimmte das verantwortliche Gremien in Ranchi folgende Leitlinie für die Verwendung der Mittel:

- a) Die Hälfte der Summe, die jährlich zur Verfügung steht, soll unmittelbaren kirchlichen Bauaufgaben zugute kommen. Und zwar soll jeder der vier großen Kirchenbezirke die für ihn dringendsten Projekte vorlegen und etwa 15.000 Rps. dafür erwarten dürfen. Wie er die ergänzende Anstrengung der Bauträger mobilisiert, dafür obliegt ihm die geistliche Verantwortung.

Für zentrale kirchliche Aufgaben steht dann jährlich nochmals eine Summe von ca. 30.000 Rps. zur Verfügung, über deren Verwendung die Planungskommission direkt entscheidet. Hier geht es etwa um die Ausbildungsstätten der Gossner-Kirche, die Bedürfnisse der Jugendarbeit, die Errichtung eines Gästeheimes und dgl.

- b) Die andere Hälfte der Hilfe soll so angelegt werden, daß sie als zins- und ertragbringendes Kapital arbeitet. Wenn etwa eines Tages auf einem der städtischen Kirchengrundstücke eine Häuserzeile errichtet wird, wenn eine diakonische Einrichtung — wie etwa die Werkstätten in Purulia — Kapital benötigt, das sie instandsetzt, eine jährliche Abgabe an die Gossner-Kirche zu entrichten, so entspricht das etwa den begrüßenswerten Vorstellungen der Kommission.

Wir haben seitens des Gossner-Hauses gern diese sorgfältig erwogenen Prinzipien unserer Brüder in Ranchi gebilligt — in unserer Verantwortung als Treuhänder der Mittel und Opfer. Bruder Montag ist von der Kommission als ihr Schatzmeister mit der Verwaltung der Gelder beauftragt, nachdem Bruder Thiel diese Aufgabe während der Zeit seiner Mitarbeit in der Gossner-Kirche wahrgenommen hatte.

4.

Heilsame Ordnung, die dem Leben dient und es nicht einengt, sondern es vor Willkür und zufälliger Handhabung schützt, erwächst aus der Erfahrung. So auch hier!

Die bisherige Verwendung der Mittel des „zehnjährigen Bauplans“ hat natürlich noch nicht diesen Leitlinien folgen können. Es kann deshalb nur berichtet werden, was an segensreichen Maßnahmen bisher hat geschehen können:

- a) Zunächst flossen die Mittel als eine Art Rettungsaktion in die von Beschlagnahme unmittelbar bedrohten oder gefährdeten Kirchengrundstücke von Purulia und Ranchi.

Purulia: Hier mußte das völlig verwahrloste alte Missionshaus von Grund auf erneuert werden, um Einzug und Arbeit von Herrn Rech zu ermöglichen. Es war die Voraussetzung der Errichtung der Handwerksstätten. Die Aufgabe wurde musterhaft gelöst.

Ranchi: Vor allem mußte ein erster Teil der Militär-Baracken von der indischen Armee zurückgekauft werden, die diese während der Beschlagnahme zur Zeit des zweiten Weltkrieges errichtet hatte. Wollte unsere Gossner-Kirche wieder „Herr im eigenen Hause“ werden, war dies vordringlich. Aus eigenen Kräften hätte sie die relativ hohe Summe nicht aufgebracht. Das neue Druckerei-Gebäude, das erweiterte Theologische College, auch das Zentrum der Jugendarbeit, die alle aus dem Plan bedacht wurden, hätten nie errichtet werden können.

- b) Aber schon beginnt es sich auszuwirken, daß die Planungskommission feste Vorstellungen über die Verwendung der Mittel entwickelt hat:

Für den Anchal Orissa muß in Rourkela kirchliches Gelände erworben werden; das ist im Gange.



Missionar i. R. Karl Hensel †

Am 1. Februar ist im 80. Lebensjahr unser langjähriger, treuer Mitarbeiter in Berlin nach kurzer Krankheit heimgerufen worden.

Während des ersten Weltkrieges wurde der im Gossner-Haus ausgebildete Missionar von Ranchi nach Deutschland repatriert. Er hat dann als Pfarrer in verschiedenen Gemeinden der Provinz Sachsen gearbeitet, um von 1952—1961 nochmals Vortrags- und Reisedienst in den Gemeinden in der DDR für die Gossner-Mission zu tun. Ein treuer Freund unserer Arbeit ist mit ihm von uns gegangen. Sein Gedächtnis bewahren wir in herzlicher Dankbarkeit.



Schwester Auguste Fritz †

Nach mehrwöchiger Krankheit ist am 24. Februar 1966 Schwester Auguste Fritz im Gossner-Haus in Mainz-Kastel heimgegangen. Sie wurde 80 Jahre alt.

Schwester Auguste stand seit 1910 im Dienst der Gossner-Mission. Damals wurde sie zum ersten Mal nach Indien ausgesandt. Im Gemeinde- und Krankendienst wirkte sie bis 1915 in Purulia und Takarma. 1930 reiste sie zum zweiten Mal aus und arbeitete zehn Jahre wiederum in Takarma.

Bald nach dem Aufbau des Gossner-Hauses in Mainz-Kastel wurde sie zur Mitarbeit nach dort eingeladen. In großer Aufgeschlossenheit hat sie hier als guter Geist des Hauses gewirkt. Die Gossner-Freunde gedenken der Entschlafenen in großer Dankbarkeit und Ehrerbietung.

Der Südost-Anchal braucht ein Zentrum in Khunti für Adhyaksh Toppno.

Der Nordwest-Anchal muß an das große Industriegebiet Hatia denken und verhandelt über Grund und Boden für notwendige Gemeindezentren; er hatte auch Sorge um die vom Einsturz bedrohte Kirche in Chainpur. Herr Adomeit, der sich auch um den Zaun in Ranchi verdient gemacht hat und die Bauten dort betreute, konnte die Gefahr bannen.

Auch der Anchall Assam hat Erwartungen, wenn er auch noch nicht durchführbare Pläne vorgelegt hat.

Kurzum, für die mehr als 400.000,— Rps., die bereits der Gossner-Kirche zugute kamen, hat Wesentliches und Segensreiches für ihren Dienst getan und manche Gefahr abgewendet werden können. Es wird auch in den kommenden sieben Jahren bis Ende 1972 nicht an vielfältigen Aufgaben für den „Zehnjahres-Bauplan“ mangeln.

Möchten alle Freunde der Gossner-Kirche ihn bewußt und freudig mit ihren Gaben und Gebeten unterstützen! Einen Vergleich mit den Mitteln, die wir für kirchliche Bauvorhaben hier in Deutschland als selbstverständlich in Ansatz bringen, unterläßt man besser; sonst wird die Bescheidenheit des Planens und Tuns in dieser Sache bedrückend.

Für die Gossner-Kirche bedeutet es gleichwohl etwas Großes.
Ende 1965. C. Berg



Landessuperintendent Richard Siefken †

Das Mitglied des Kuratoriums der Gossner-Mission, Landessuperintendent Richard Siefken, ist nach schwerer Krankheit am 26. Februar 1966 in Aurich/Ostfriesland gestorben.

In aufrichtiger Trauer gedenkt die Leitung der Gossner-Mission seiner als eines wahren Freundes und tatkräftigen Förderers ihrer Arbeit.

Mit großem Ernst hat er die ihm übertragene Verantwortung wahrgenommen, durchdrungen von dem Wunsch, eine missionarische Kirche in Indien und Deutschland wachsen zu sehen.

Die Predigt des Evangeliums
unter allen Völkern
und zu allen Zeiten ist die
heiligste und wichtigste Aufgabe,
die jeder wahre Christ
zu der seinigen,
die die ganze evangelische Kirche
zu der ihrigen machen sollte.

Joh. Ev. Gossner

UNSERE GABENSAMMLUNG

Wir empfangen an Gaben und Spenden:

Januar 1966 DM 34 781,69

Februar 1966 DM 47 183,02

DM 81 964,71

Von Herzen danken wir allen Freunden und Gemeinden.

Wir können unsere Arbeit nur mit ihrer Hilfe tun.

Indien-Arbeit: Gossner-Mission, 1000 Berlin 41, Handjerystr. 19-20. Postscheckkonto Berlin West 520 50
Bankkonto: Berliner Bank, Dep.-K. 4, 1 Berlin 41, Konto Nr. 7480

Industrie-Mission Westdeutschland: Gossner-Mission, Wiesbaden-Kastel, Johannes-Gossner-Straße 14
Postscheckkonto Hannover 108305

Lettner-Verlag GmbH., 1 Berlin 41. Einzelpreis 0,20 DM / Druck: Buchdruckerei Walter Bartos, 1 Berlin 61
Bildnachweis: Gossner-Archiv (18), WCC (1)

Die Gossner- Mission

A 20 759 F

Gegründet 1834 als „Biene auf dem Missionsfelde“



Inhalt:

Die Hungerkatastrophe in Indien
Zweierlei Brot
In der Umwelt einer Hindu-Gesellschaft
Vereinigte evangelische Kirche in Indien?

Seite 2
Seite 4
Seite 7
Seite 14

Berlin • Juni 1966

3

Die Hungerkatastrophe in Indien

Durstige Dorfbewohner halten Züge an

Hyderabad, 11. April

Züge, die die von Trockenheit betroffenen Gebiete Rayalaseemas durchqueren, werden von Polizisten begleitet um sicherzustellen, daß die durstigen Dorfbewohner die Züge nicht aufhalten, um sich Wasser von den Lokomotiven zu beschaffen.

Der letzte Zug wurde im Dorf Bainhal, Distrikt Kurnool, aufgehalten und der Zugführer gezwungen, das vorhandene Wasser den Dorfbewohnern zur Verfügung zu stellen. (aus The Statesman weekly, 16. April)

Lebensmittel aus der DDR

600 Tonnen hochwertige Lebensmittel im Werte von einer halben Millionen Mark sind letzte Woche im Hafen von Rostock (DDR) nach Indien verschifft worden. Es handelt sich um eine Hilfssendung für die indischen Hungergebiete, die aus Mitteln der evangelischen Aktion „BROT FÜR DIE WELT“ finanziert worden ist. Die Sendung ist nach den Wünschen des indischen Roten Kreuzes und der dortigen kirchlichen Hilfsorganisationen zusammengestellt worden. Sie enthält neben Stärkungsmitteln und Vitamintabletten vorwiegend Erbsen ausgesuchter Qualität.

Verbot der christlichen Mission gefordert

epd Kalkutta, 17. Mai. Ein Verbot der gesamten christlichen Missionstätigkeit in Indien hat der rechtsorientierte Hindu Führer Nitya Narayan Banerjee in einer Presseveröffentlichung gefordert. Er behauptet, daß Missionare ausländische Lebensmittelspenden als Lockmittel benutzen, um arme hungrige Hindus zum Übertritt zum Christentum zu verführen. Allein im Staate Bihar im nordöstlichen Indien arbeiten nach den Angaben Banerjees 5800 Missionare unter den primitiven Stämmen. Sie bekämen aus dem Ausland riesige Mengen von Lebensmitteln und gebrauchten sie ebenso wie die zur Verfügung stehenden erheblichen Geldbeträge als Köder, um in der Bevölkerung eine „hindufeindliche und antiindische Stimmung“ zu wecken.

Indira Ghandi lehnt ab

Bombay, 22. 5. 66 — Auf drei Pfeilern ruhe die indische Politik, sagte Frau Ghandi anläßlich einer Pressekonferenz. Sie seien von Nehru gebaut: Säkularismus, Demokratie und Sozialismus.

Dann ging Frau Ghandi besonders ein auf

Die Lage: Schwerpunkt Orissa

Es gab einige sich widersprechende Nachrichten aus Indien. Die Zentralregierung in Neu-Delhi versuchte zu beschwichtigen, in der Absicht, aufkommende Unruhen zu dämpfen. Gewaltakte von Verzweifelten werden die so wichtigen Transportwege gefährden. Das darf nicht geschehen.

Die tatsächliche Lage hat sich nicht gebessert. Der Höhepunkt der Katastrophe ist immer noch nicht erreicht.

Die Not ist nicht in allen Bundesländern des großen Gebietes gleichmäßig. Am Jahresbeginn schien der dichtbevölkerte Süden (Kerala) am ärgsten betroffen. Ausländischer Weizen wurde als erste Sofortmaßnahme nach dort geworfen.

Man kann nicht davon sprechen, daß sich der Zustand in Süd-Indien inzwischen normalisiert hätte. Aber seit einigen Wochen steht ein anderes geographisches Gebiet mit akutem Notstand im Blickpunkt der indischen Öffentlichkeit: Der Bundesstaat Orissa, vor allem seine nördlichen und westlichen Regierungsbezirke.

Die ersten Anzeichen machten sich dort schon im Februar-März bemerkbar. Seitdem ist die Zahl der Hungertoten ständig gestiegen. Etwa 3 Millionen Bewohner von Orissa — und zwar besonders in den Regierungsbezirken Bolangir, Kalahandi und Sambalpur — sind unmittelbar gefährdet.

Meldungen aus Indien:

22. 4. „... berichtet man, daß die Kinder von der Schule wegblieben, weil sie nichts mehr zu essen hatten ...“ (Weissinger).

7. 5. „... berichten, daß die Not gewisse Eltern dazu getrieben hat, ihre hungernden Kinder zu verkaufen oder zu verlassen, und daß Ehemänner ihre Frauen verlassen ...“ (Indische Wochenzeitung The Statesman).

16. 5. „Ministerpräsident Frau Indira Gandhi ist in Orissa eingetroffen und besucht mit dem Hubschrauber das Katastrophengebiet.“ (Deutsches Fernsehen).

17. 5. „Ernährungsminister Subramaniam vergleicht die Lage in Orissa mit der Hungersnot in Bengalen 1941, bei der mehr als 1 Million Inder den Tod fanden.“ (Deutsches Fernsehen).

Die Hilfsmaßnahmen: Speisungen haben begonnen.

Aus allen Teilen der Welt kommen Lebensmittellieferungen in das bedrohte Land. Indien ist nicht allein. Das ist eine neue Erfahrung innerhalb der Völkerfamilie, die vor einer Generation noch nicht praktiziert wurde.

Freilich ist es nicht ausreichend, wenn verschiedene Staaten finanzielle Hilfen anbieten, Organisationen zu Spenden aufrufen und Schiffsladungen zusammengestellt werden. Die Hauptschwierigkeiten sind innerhalb Indiens in der Organisation und bei der Verteilung der Lebensmittel zu bewältigen.

Das Speisungsprogramm der evangelischen Christen in Deutschland durch „Brot für die Welt“ ist inzwischen angelaufen.

400 000 Kinder werden während mehrerer Monate täglich eine warme Reismahlzeit erhalten. „Brot für die Welt“ kauft nicht nur die Lebensmittel ein, sondern baut gleichzeitig ein großes Verteilernetz auf, damit die Speisung rechtzeitig und wirksam durchgeführt werden kann. Eigene Lastkraftwagen bringen die Lebensmittel bis in die unmittelbare Nähe der dörflichen Kochstellen.

In Übereinstimmung mit indischen Regierungsstellen wurde der Nord-Osten des Landes für dieses Speisungsprogramm bestimmt. Diese Entscheidung war genau richtig. Neben der Stadt Kalkutta (200 000 Kinder) und dem Gebiet Süd-Bihar (50 000 Kinder) wurde der Norden des Bundesstaates Orissa ausgewählt. Hier werden 150 000 Kinder täglich gespeist.

In dem zuletzt genannten schwer betroffenen Gebiet sollten ursprünglich fünf Regierungsbezirke versorgt werden. Dann stellte sich heraus, daß man die Hilfe konzentrieren mußte: Im Bezirk Sundagar für etwa 100 000 Kinder, im Bezirk Sambalpur für etwa 50 000 Kinder und zusätzlich im Bezirk Kalahandi für etwa 50 000 Kinder.

Der Finanzberater der Goßnerkirche ist beurlaubt worden, um die Speisung in Kalkutta durchzuführen.

Missionsinspektor Weissinger, Mainz-Kastel, ist Mitte April in Rourkela eingetroffen mit dem Auftrag, das Programm in Nord-Orissa zu leiten. Er wird unterstützt von Herrn Rainer Kruse. Im Juni soll der Berliner Pfarrer Kraft die Arbeit übernehmen.

In Süd-Bihar zeichnet Frau Pastor Schmidt, Ranchi, verantwortlich.

Für das gesamte Speisungsprogramm von „Brot für die Welt“ wird eine Summe von mindestens 10 Millionen DM benötigt. Die ersten 4000 t Reis sind inzwischen bis in die Verteilungslager gefahren worden.

Eine Speisung kann wohl die Folgen, aber nicht die Ursachen einer Hungersnot beseitigen. Natürlich müssen auch langfristige Maßnahmen geplant werden. (Brunnenbau, Düngemittel usw.).

Aber wenn jemand in den Brunnen gefallen ist, hat man keine Zeit darüber zu diskutieren, wie man solches in Zukunft verhindern kann.

Man muß anpacken und helfen!

Sg.

So sieht eine der vielen Kochstellen aus



das Verlangen, Indien solle aufhören, ausländische Hilfe anzunehmen. Das Land habe nunmehr seit 18 Jahren solche Hilfe empfangen, und sie könne nicht verstehen, weshalb jetzt dagegen protestiert wurde.

(Statesman)

Letzte Meldung aus Orissa

Speisungsgebiet Sundagar

Was Herr Weissinger in Orissa in wenigen Wochen auf die Beine gestellt hat, ist wirklich eine großartige Leistung.

Von allen 7 Blöcken liegt gutes Kartenmaterial vor; aus dem die Plätze der Hauptlager, Versorgungslager und der Kochstellen klar ersichtlich sind. Es ist leicht erkennbar, welche Stellen noch während der Monsunzeit und welche dann nicht mehr zu erreichen sind. Umfangreiches Listenmaterial wurde bereits erarbeitet. Aus ihm gehen die jeweils benötigten Mengen an Reis, Dal, Öl und Gemüse für rund 580 Kochstellen klar hervor.

Die Zusammenarbeit mit den zuständigen Regierungsstellen war auch in Orissa ausgezeichnet. Immer wieder mußte ich während meines dreitägigen Aufenthalts in Rourkela feststellen, wie sehr man von dieser Seite bereit war, zu helfen. Polizei wachte Tag und Nacht, als der Reizug eintraf. Der Polizeichef selbst bemühte sich um Transportfirmen, die bereit waren, umgehend LKW zum Transport in die Blocks bereitzustellen. Man kann sagen, das Programm für Orissa (Sundagar und Sambalpur) steht. Überall in den Schulen und Dörfern ist die geplante Speisung bekannt und alles wartet nur noch auf das Eintreffen der Lebensmittel, damit man beginnen kann. Am Sonntag traf endlich ein Zug mit 16 Waggons Reis ein und am Montag ein zweiter mit 21 Waggons. Von früh um 6 bis 22 Uhr rollten die gemieteten LKW zwischen Bahnhof und Lager hin und her. Was sich an den beiden Türen zum Lager während der letzten 3 Tage abspielte, ist einer besonderen Schilderung wert. Es ist nicht übertrieben, wenn ich schreibe, die Hälfte der Einwohnerschaft des nahegelegenen Dorfes war dort drei Tage lang von morgens bis abends versammelt, um dem Reisabladen mit größtem Interesse beizuwohnen. Das Interesse galt aber ausschließlich löchrigen Säcken, aus denen sich hin und wieder ein feiner weißer Strahl von Reis auf die überall ausgebreiteten Tücher, Hemden, Säcke und Matten ergoß. Kinder wie Erwachsene hatten sich mit Dosen, Körben, Beuteln und Tüchern bewaffnet und sorgten dafür, das kein Körnchen verloren ging. Bevor die entladenen LKW ihre nächste Fahrt zur Bahn antraten, schoben die Lastträger mit ihren Füßen die liegengelassenen Körner von der Ladefläche und alles stürzte sich darauf. Jedoch gab es nie einen Streit, alles sammelte einträchtig und sehr schüchtern. Unser Hinschauen genügte zum Anfang, um sie sofort aufhören zu lassen.

Nach Schilderungen von Herrn Weissinger sieht es in den Dörfern seiner 5 Blocks nicht viel besser aus als in Kalahandi. Zwar hat noch kein großes Sterben wie in Kalahandi begonnen, aber die Menschen hungern seit Wochen.

Rainer Kruse

ZWEIERLEI **BROT** **BROT**

Jesus spricht:

„Ich bin das Brot des Lebens; wer zu mir kommt, wird nicht hungern...“
(Joh. 6, 35)

„Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist.“
(Matth. 25, 35)

2.

Die beiden großen und geheimnisvollen Worte unseres Herrn, nebeneinander gestellt, zeigen uns erneut, wie sehr es beim Hören auf die Bibel und bei ihrer Auslegung geboten ist, Jesu Mahnung zu beachten: Wiederum steht auch geschrieben! Zweierlei Brot ist wichtig, himmlisches und irdisches Brot. Und es wäre wider die Schrift, eins gegen das andere in Gegensatz zu stellen und zu sagen: Nur dies ist wichtig für Menschen des Glaubens und der Nachfolge Christi!

1.

Jawohl, es soll uns um das Brot des Lebens gehen, um nicht mehr zu hungern. Wer von Jesu Wort lebt, wird wahrhaft gesättigt. So sehr, daß auch ein Darbender glücklich und zufrieden zu sein vermag, der diese Speise zu sich nimmt. Bis zu dieser Grenze und fast Überspitzung reicht das Bekenntnis der Christenheit. Auf die etwa aufsteigende Frage, ob sie je Mangel gelitten habe, antwortet sie wie die ersten Jünger: Niemals irgendwelchen. Wer bei Jesus Christus ist, darf und kann so unerhört sprechen.

Deshalb geht es im Dienst der Mission so entscheidend und zentral darum, dies Brot des Lebens zu reichen und es immer weiter an mehr „Hungernde“ zu geben. Den Meister zu zeigen, unter die Herrschaft des Königs aller Könige zu führen, den Befreier und Erlöser zu verkündigen — die Schrift spricht es in zahllosen Bildern und Erkenntnissen aus — das bedeutet die Stillung jenes Hungers, der die größte Qual ist. Ist ER Hirte und Weg, Wahrheit und Leben, Licht und Abglanz des ewigen Gottes für uns geworden, dann ist uns wirklich geholfen.

Wäre es nicht mehr die Hauptsorge der Christen, in und über aller Aktivität dies Brot auszuteilen, wäre ihrer Sendung das Herzstück ausgebrochen. Es soll erkennbar sein, in allem was sie tun und sagen, worum sie sich mühen und was sie beraten, daß Gottes Geschöpfe auf der weiten Erde sich danach ausstrecken, das „Brot des Lebens“ zu erlangen. IHN, Jesus Christus, zu ergreifen und von ihm genährt zu werden.

Im Dienst der Gossner-Mission an den Menschen Indiens geht es zuerst und zuletzt um dies eine, um das Brot des Lebens.

Dies nicht vergessend, hören wir nun das andere Wort Christi. Er, der selber das Brot ist, tritt plötzlich als Hungernder zu uns, der darauf wartet, gespeist und vom Verhungern gerettet zu werden. Was für eine überraschende und geheimnisvolle Verwandlung: Er, der reich ist und alle Menschen satt machen kann und will, steht als der Bedürftige an unserem Wege, den wir sättigen sollen. ER schlüpf — in diesen Wochen und Monaten sehr bestimmt und nachdrücklich für die evangelische Christenheit unseres Landes — in die Gestalt hungernder Kinder Indiens, bettelarmer Familien in Calcutta, die nicht wissen, wie sie heute und am nächsten Tage und die kommenden Monate ihr Leben erhalten sollen. Nochmals, der Adel und die Würde dieser indischen Menschenbrüder, die uns Nächste werden, wiewohl sie fern wohnen, liegen in dem unsagbar Tröstlichen, daß ER unser Heiland, sich mit ihnen identifiziert. Welche Gewalt liegt in diesem Wort: Ich — hungrig; Ich — vom Sterben bedroht; Ich — dem Verlöschen ausgeliefert! Es sind nicht nur die Augen und Gebärden indischer Kinder und Mütter; Jesu Mund spricht zu uns, Sein Antlitz blickt uns in ihnen an.

Und da sollten wir uns entschuldigen und abwenden wollen: Das geht uns nichts an; es handelt sich nur um materielle Dinge und um irdisches Brot (oder Reis)? Wir sollten etwa versucht sein, viele andere verantwortlich zu machen, uns aber mit allerlei scheinbar plausiblen Ausflüchten dispensieren zu wollen? Möglicherweise mit der fromm klingenden Rede, uns ginge nur die Sorge um das Brot des Lebens für Indien an?

Wir hätten dann unseres Herrn unabweisbares Wort überhört: Ich bin hungrig gewesen... Und welche Folgen in Ewigkeit das für unser eigenes Heil haben würde, das sagt uns jene Rede Jesu in völliger, erschreckender Klarheit: Ich kenne Euch nicht im letzten Gericht.

Nein, es geht um zweierlei Brot, heute und jetzt und immer wieder! Deshalb haben wir im Gossnerhaus und sehr viele unserer Freunde auf mancherlei Weise in Mitarbeit, Opfer und Kräfteaufwand so Anteil genommen an dem, was die evangelische Christenheit unseres Volkes im Blick auf das hungernde Indien bewegt. Wir sind dabei gewiß, dem Auftrag unseres Dienstes gehorsam zu sein. Und es bedrückt uns höchstens, nicht noch mehr tun zu können.

Christian Berg

Der drängende Ruf zur Katastrophenhilfe in Indien

Das leitende Gremium von BROT FÜR DIE WELT hat auf seiner Sitzung am 1. April in Stuttgart das Programm einer Katastrophenhilfe in Indien durch die deutschen Landes- und Freikirchen einmütig und einstimmig beschlossen. Oberkirchenrat Riedel sprach im Namen des Rates der EKD und Bischof Dr. Wunderlich für die Freikirchen der Hauptgeschäftsstelle des Diakonischen Werkes den Dank für die sorgfältige und umfassende Planung aus. Es sei zu erwarten, daß die Gemeinden Herzen und Hände opferbereit im Blick auf die Notlage in Indien öffnen würden.

Der Beschluß war in Anwesenheit von Direktor Dr. Leslie Cooke/Genf von der Abteilung für zwischenkirchliche Hilfe des Ökumenischen Rates nach dreistündiger Berichterstattung und Diskussion aller Aspekte des Vorhabens, aller Gründe und Hintergründe der schweren Ernährungskrise in Indien, gefaßt worden. Dr. Cooke hatte sein ausführliches Votum, in welchem er den Appell des Zentralausschusses des Ökumenischen Rates von Ende Februar zur raschen und weitgespannten Indienhilfe begründete, mit den Worten geschlossen: „Wir danken den deutschen Kirchen für die schnelle, kompetente und großzügige Hilfe.“

Aus den Berichten und Empfehlungen der dreiköpfigen Delegation, die am 8. März nach Indien geflogen war, entstand ein eindruckliches Bild der komplexen Lagen in dem großen Subkontinent, sowohl von den Notwendigkeiten und Möglichkeiten als auch den Voraussetzungen und Schwierigkeiten der Durchführung eines größeren Hilfsprogrammes. Es ging ja wahrhaftig nicht nur um Information, die schließlich aus dem sorgfältigen Studium aller vorliegenden, oft widersprechenden Nachrichten aus Indien hätte gewonnen werden können; das allein hätte die Reise der Delegation nicht gerechtfertigt. Entscheidend war vielmehr, in Verhandlungen mit dem National Christian Council in Indien und vor allem mit der Unionsregierung in Neu-Delhi sowie den Landesregierungen in West-Bengalen und Orissa die Zustimmung zu den 4—6monatigen Speisungsprogrammen im Nordosten Indiens zu gewinnen: In dem Gebiet der Acht-Millionen-Stadt Kalkutta und den ländlichen Distrikten von Süd-Bihar und Nordorissa je 200 000 Kindern (und werdenden Müttern) von Ende Mai an täglich eine warme Mahlzeit zu gewähren, um hier Ärgstes zu verhüten und Menschenleben zu retten.

Was war das Ergebnis der Verhandlungen?

- a) Die Vertretungen der indischen Regierung auf Bundes- und Länderebene haben das ihnen unterbreitete Hilfsangebot dankbar angenommen. Der Botschafter der Republik Indien bei der Bundesregierung in Bonn hat wichtige Vorarbeit geleistet. Die deutschen diplomatischen Vertretungen in Neu-Delhi und Kalkutta gewährten wertvolle Unterstützung.
- b) Die Hilfsorganisation der indischen Kirchen wird die Basis des Hilfsvorhabens und der unerläßliche Partner in der Zusammenarbeit sein.
- c) Der Vorschlag der Delegation, die Hilfe der evangelischen Kirchen Deutschlands auf den Nordosten Indiens zu konzentrieren, erschien deshalb um so einleuchtender, weil sich die Aktion MISEREOR der deutschen Katholiken vor allem dem unruhigen und gefährdeten Staat Kerala im Südwesten Indiens zuwenden will.
- d) Es werden nur wenige europäische Führungskräfte für die Organisation und Leitung des Vorhabens nötig sein: Mitte April wird der schwäbische Diakon F. Weissinger und nach ihm der frühere Vikar der deutschen Gemeinde in Rourkela, P. Kraft/Berlin, für die Aktion in Nordorissa in der Stadt des deutschen Stahlwerkes die Hauptverantwortung übernehmen; in Süd-Bihar wird die Frau des australischen Pfarrers Schmidt dem Hilfskomitee vorstehen; und für Kalkutta wurde der Lon-

DAS STERBEN ABWENDEN

Letzte Meldung aus Orissa

Speisungsgebiet Kalahandi

Über Kalahandi und weite Teile Orissas ist eine akute Wassers- und Hungersnot hereingebrochen, von der in Kalahandi etwa 300 000 kleine Bauern und Dorfbewohner besonders betroffen sind. Während unserer 4-tägigen Jeepreise durch Kalahandi durchquerten wir immer wieder restlos ausgetrocknete Flußbetten und fanden in kaum einem der unzähligen Teiche und Tümpel noch eine Spur Wasser. Die Felder Orissas liegen wüstenähnlich und verdorrt in der glühenden Sonne da, die einzigen grünen Flecken bilden Bäume und Sträucher. Einige Baumarten sind bis zur für das Vieh erreichbaren Höhe kahlgefressen. Ich habe Kühe gesehen, die sich in akrobatischer Weise auf den Hinterbeinen aufrichteten, um einige Blätter zu erhaschen. In fast allen Dörfern Kalahandis ist die Wasser- und Nahrungsmittelversorgung katastrophal. Der größte Teil der Brunnen ist ausgetrocknet. Die Menschen laufen oft mehrere Meilen, um etwas Trinkwasser aufzutreiben. Die eigenen Vorräte an Reis und Lebensmitteln wurden von den Dorfbewohnern längst aufgezehrt. Wenige Verkaufsstellen, an denen, solange der Vorrat reicht, Reis oder Getreide auf Marken abgegeben wird, sind täglich von mehreren hundert Wartenden umsäumt. Wir besuchten einige dieser abgelegenen, besonders hart getroffenen Orte. Innerhalb weniger Minuten versammelte sich die gesamte Dorteinwohnerschaft um uns. Viele völlig erschöpfte Menschen warfen sich uns zu Füßen, zeigten uns ihre Kinder. Man brauchte kein Arzt zu sein, um auf den ersten Blick zu erkennen, daß viele von ihnen an Mangelkrankheiten litten. (Geschwollene Bäuche, deformierte Knie, Füße und Arme und extreme Magerkeit). Einige konnten nur noch liegen. Die Hospitale Kalahandis sollen mit Hungerkranken gefüllt sein. Manche Dörfer sind halb ausgestorben. Die Regierung und verschiedene Hilfsorganisationen haben an einigen Plätzen öffentliche Speisungsstellen eingerichtet, an denen Milch und auch warme Mahlzeiten ausgegeben werden. Zu solchen Plätzen wandern die Menschen bis zu 20 Meilen weit, leben dort unter Bäumen oder auf ein paar Matten und holen sich täglich eine Mahlzeit. Die im Dorf Zurückgebliebenen ernähren sich von Blättern und verschiedenen Wurzeln. Ein Mädchen erschlug Ameisen mit einem kleinen Stein und aß sie sofort. Die Regierung und andere Organisationen haben Notstands-

doner Kaufmann und Kirchenälteste der lutherischen Mariengemeinde dort, Robert Montag, gewonnen, nachdem der Präsident der Gossner-Kirche ihn für neun Monate von seiner jetzigen Funktion als Finanzberater in Ranchi verständnisvoll beurlaubt hatte. Einige wenige zusätzliche Kräfte werden diese kleinen Gruppe noch verstärken.

In Indien selbst werden viele Hunderte haupt- und ehrenamtliche Personen — Christen und Nichtchristen — zu gewinnen sein und gewonnen werden können.

Als Direktor P. Diehl, der Leiter der Delegation, diese Hauptpunkte des Berichtes vortrug, war einmütige Zustimmung im Sitzungssaal die Antwort. Die Schwere der Krise und Anforderung wurde aber über allen organisatorischen, personellen und finanziellen Überlegungen noch einmal blitzartig deutlich, als jener schlichte und fast tonlos gesprochene Satz eines Ministers aus den Verhandlungen zitiert wurde, der sehr still von einem ländlichen, durch die Dürre besonders hart betroffenen Distrikt gesagt hatte: „Dort hat die akute Hungersnot schon begonnen.“ Welche Mahnung zur Eile! Was für ein unüberhörbarer Ruf zu umfassender, brüderlicher Hilfe!

Als Direktor Ludwig Geissel dem Verteilungsausschuß BROT FÜR DIE WELT die technischen und organisatorischen Maßnahmen im einzelnen erläuterte und für die Umsicht der Planung im besonderen Maße Dank erntete, ließ er das Gremium über zweierlei nicht im unklaren:

1. Diese Katastrophenhilfe in Indien werde mehr an Kraft und Mitteln verlangen als alle Stätten trauriger Berühmtheit in den vorhergehenden Jahren, die das Diakonische Werk gefordert hätten: Ungarn und Agadir, Chile und Skopje, Hamburg und Persien. Die hilfreiche Präsenz der deutschen Christenheit in solcher Situation könne aber auch besondere Leuchtkraft und Verheißung haben, zumal in unserer Erinnerung noch sehr lebendig sei, was Hunger bedeute, wenn Millionen Mitmenschen von schweren Nöten oder Naturkatastrophen überfallen wurden.
2. Das jetzige große Engagement in Indien dürfe nicht isoliert bleiben; es müßten weitergehende Hilfen rechtzeitig vorgesehen werden. Darauf weise ja auch mit vollem Recht das Drei-Millionen-Dollar-Hilfsprogramm des Ökumenischen Rates hin, an dem sich die deutschen Kirchen in vollem Umfang beteiligen müßten und würden. Eine große Hilfe z. B. in Kalkutta — Dr. Cooke: „Die traurigste Großstadt der Welt“ — könne man nicht beginnen, um sie dann sehr bald wieder nach sechs Monaten zu beenden.

So kündigte Direktor Geissel weitere konkrete und gezielte Hilfsvorschläge an.

Sterben, Leid und Tränen wird es weiterhin in unserer Welt geben — bis zum jüngsten Tag. Aber daß Gottes geliebten Menschen das Stück Brot oder die Schale Reis fehlt und deshalb das Sterben beginnt und sich scheinbar ungehindert fortsetzt, darüber sollten wir ergrimmen, dagegen die Stimme erheben und die Hände rühren — als Jünger Jesu Christi und um unseres Herrn willen.

Christian Berg

programme begonnen. Für z. T. nur 30 Pfg. am Tage arbeiten einige tausend Menschen an der Verbesserung von kaum passierbaren Straßen, an der Herstellung von einfachen Bewässerungsanlagen sowie am Neubau und der Vertiefung von Brunnen. Für den genannten Betrag kann Getreide gekauft werden. Oft sind die Menschen zu diesen Arbeiten nicht mehr fähig. An einem Arbeitsplatz, den wir besichtigten, starben nach Aussagen des uns begleitenden dortigen (NCC) Mitarbeiters bereits 60 Menschen an Entkräftung und Krankheit. Ein Mann lag dort im Freien völlig ausgezehrt und krank auf seinem Bett. Seine Frau fächelte ihm ein wenig Kühlung zu. Als ich nach einem Hospitalplatz fragte, winkte unser Begleiter ab: „Ausichtslos, kein Platz“.

In einer Situation, wie wir sie in Kalahandi vorfinden, ist es notwendig, Kinder und Erwachsene zu speisen. Auch die weitere Errichtung größerer Speisungszentren ist unwirtschaftlich, weil sie den Menschen zwingt, ihre Dörfer und damit ihren Arbeitsplatz für Wochen und Monate zu verlassen. So entschlossen wir uns zur Speisung der gesamten Bevölkerung besonders betroffener Dörfer, deren Auswahl die Regierung vornimmt. Die Speisung soll unter Leitung kleiner von den Dörfern gebildeten Komitees von erwählten Dorfbewohnern selbst durchgeführt werden. Auf diese Weise hoffen wir Veruntreuungen und Bevorzugungen ziemlich auszuschalten, weil die Augen aller sehr genau auf die gewählte Verwaltung sehen werden.

Da sehr viele Dörfer schon jetzt weder für LKW noch für Jeeps zugänglich sind, wird es notwendig sein, daß die Dorfbewohner die Lebensmittel mit Ochsen und Trägern von der Hauptstraße bzw. vom Lager, abtransportieren. Dies wird, vor allem wenn der Monsun in Kürze kommt, der einzige Versorgungsweg sein. Wir selbst setzen in Kalahandi vorerst nur einen LKW, einen Jeep und Fahrräder ein. Das benötigte Hauptlager wird von der Regierung kostenlos bereitgestellt und bewacht.

Die Arbeit in Kalahandi wird vor allem während der Regenzeit mit großen Strapazen und Schwierigkeiten verbunden sein, und so ist zunächst nur an eine Speisung mit Reis und Dal gedacht. Ob eine Erweiterung des Programms auf Gemüse und Milch möglich sein wird, muß sich erweisen. Jedenfalls bin ich sehr dankbar, daß es uns doch noch gelungen ist, zur Linderung der Notlage von Kalahandi einiges beizutragen.

Rainer Kruse



Verhandlungen in Neu-Delhi über die Speisungsaktion von „Brot für die Welt“
v. r. n. l.:

Dr. Berg, Dr. Diehl, Herr Dietz, Herr Montag

In der Umwelt einer Hindu-Gesellschaft

„Der Hinduismus“ ist in Indien mehr als eine Religionsgemeinschaft neben anderen. Er ist sogar mehr als nur die „Mehrheitsreligion“ (mit rund 85 Prozent). Er ist fast wie die Luft, die du atmest, oder wie das Klima, das dich umgibt. Da hilft es nicht viel, wenn du sagst: Geht mich nichts an, oder: Gehöre ja nicht dazu!

Auch für die Christen der Gossner-Kirche (und der anderen Kirchen) ist das Verhältnis zum Hinduismus nicht einfach so zu beschreiben, daß sie eben einen „anderen Glauben“ haben, oder daß die Christen in ihren Dörfern sowieso noch unter sich allein leben, oder daß sie ja niemals — auch die Vorfäter nicht — Hindus gewesen sind. Sicher ist das alles richtig! Aber der Hinduismus besteht eben nicht nur in Tempeln, Götterbildern und Kultfeiern (die man ja nicht aufzusuchen braucht), nicht nur in mythischen Göttergeschichten und Heiligen Schriften (die man ja nicht zu lesen braucht). Vielmehr hat er sich auf vielfältige Weise dem Alltagsverhalten der Menschen und ihrem Denken eingepflegt. Er hat die Form einer Kultur — „unserer Hindu-Kultur“, sagen gebildete Inder nicht ohne Stolz —, und so bestimmt er das Denken und Verhalten auch der Nicht-Hindus, ja auch der Christen. Oft ist das den Christen nicht bewußt. Sie suchen und finden den Unterschied zum Hinduismus anderswo — eben auf religiös-kultischem, nicht auf kulturellem Gebiet — und halten oft gar das gemeinsame Klima des Denkens für „das nationale Erbe Indiens“, für den „besonderen Charakter Asiens“, den auch sie bewahren und vor westlichen Einflüssen schützen sollten. Aber hier liegt die weit größere Anpassungs- und Vermischungs-Gefahr! Für einen entschiedenen Glauben und für ein unverfälschtes Zeugnis ist es gar nicht so wichtig, ob die christlichen Nachkommen heute so tanzen, trommeln und singen, wie es schon bei den heidnischen Vorfahren klang — oder ob sie statt dessen unsere westlichen Melodien, Liturgien, Kirchtürme, Glocken, Talare und was sonst nachahmen. Aber es ist dagegen äußerst wichtig, ob ihr Verhältnis zum Mitmenschen, ihr Umgang mit Geld und Gut, ihre Einstellung zum Leben, zur Arbeit, zur Zeit, zur Vernunft, zur Frau in Familie und Öffentlichkeit, zur Gesellschaft und zur Welt der Dinge einfach das widerspiegeln, was in Indien jedermann denkt und tut, oder ob das alles sich unter der frei machenden Kraft des Evangeliums verändert.

Das Verhältnis des Inder zur Zeit mag als Beispiel dienen. Wir erleben unsere Zeit als geschichtliche Bewegung auf die Zukunft zu. Dem Inder dagegen erscheint die Zeit als ein ruhiges Kreisen, als ewige Wiederkehr. Bei uns gilt die Erstreckung der Zeit von der Schöpfung auf das von Gott gewollte Weltziel hin selbst da, wo man von dieser Glaubensbegründung des Zeitbewußtseins nichts mehr wissen mag. Wir alle wissen uns — ob Christen oder nicht — unterwegs — von gestern nach morgen, und das Morgen wird anders sein als das Gestern, wenn wir das Heute nicht einfach verträdeln. Für indisches Denken dagegen gibt es keinen Wesensunterschied zwischen „gestern“ und „morgen“: Die Hindi-Sprache

unterscheidet nur zwischen „heute“ und „nicht-heute“ („andertags“)!

In Kulturen, die lange und intensiv der Begegnung mit biblischem Denken ausgesetzt waren, gibt es ein Bewußtsein für den entscheidenden Wert der rechten Stunde und deshalb auch für die Schuld verpaßter Zeit, verlorener, vergeudeter Zeit, verweigerter Antwort auf den Anruf Gottes in einer Stunde der Geschichte, die nicht zurückzuholen ist. Wir wissen: Was nicht „rechtzeitig“ geschieht, kann nie mehr geschehen. Das alles gibt es für indisches Denken nicht! Hier kann man der Zeit mit großer Gelassenheit gegenüberstehen: Sie „passiert“ nicht, sondern sie kreist; es gibt nichts zu verpassen oder zu versäumen in der „ewigen Wiederkehr“ — was bedeutet also schon ein Termin, eine Chance, was heißt schon „rechtzeitig“ und wozu die ganze Aufregung?!

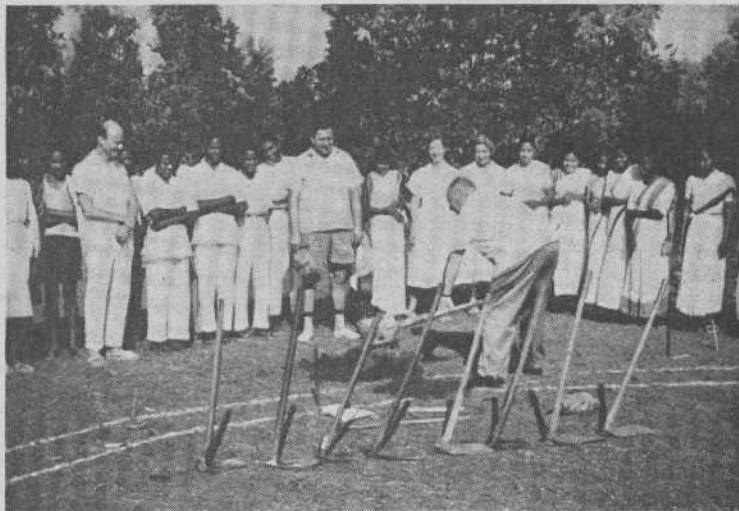
Es handelt sich hier wohlgerne nicht bloß um den bekannten Temperamentsunterschied zwischen Orient und Okzident, um Tropenfaulheit, Monsun-Stimmung oder was sonst. Sondern hier fehlt die Grunderfahrung von Geschichte, die man nur da kennt, wo Gott als der Bewegende der Geschichte geglaubt wurde: im Aufbruch Abrahams „in ein Land, das ich dir zeigen werde“, im Aufbruch des Volkes Gottes aus der Knechtschaft — dem Horizont der Verheißung entgegen, im Aufbruch der Gemeinde vom Kreuz ihres Herrn in die Zukunft der Welt. Wie immer dieses Zeitbewußtsein inzwischen säkularisiert, rationalisiert, marxistisch umgefüllt oder ins Gewand technischen Fortschrittsdenkens gekleidet wurde, wie sehr die Christen selber es gar nicht mehr als Element ihres Glaubens wahrnehmen: Es bleibt der Grund unseres Geschichtserlebens.

In Indien aber fehlt es ganz, und das heißt: auch bei den Christen! Für das Weltverständnis des Hindu ist ohnehin nicht der Aufbruch, sondern die Beharrung die angemessene Haltung. Nur wenige Christen ahnen, wie sehr sie hier angepaßt sind. Andere Beispiele ließen sich anführen: Das Verhältnis zur Vernunft etwa, oder zum gemeinsamen Gut, der Sinn für gemeinsame Verantwortung, die Nachahmung des Hindu-Kastendenkens in der Form eines Sippen- oder Stammesdenkens auch unter den Christen. Wir brechen hier ab, nicht ohne festzustellen: Was sich bei unseren indischen Brüdern noch nicht entwickelt hat, ist bei den Christen hier im Begriff, zu schwinden! Bei uns hat die Angst von den geschichtlichen Früchten des Evangeliums zur Privatisierung der Frömmigkeit geführt und zu einer Welt- und Vernunft-Feindlichkeit, die den geschichtlichen Fortschritt Kräften der Gemeinde gern überließ.

Unsere Missionsarbeit im 19. und 20. Jahrhundert hat an dieser Einengung des Glaubens teilgenommen! So haben wir unser Stück Mitverantwortung an der Schwäche der Christen in Indien gegenüber dem Klima des Kultur-Hinduismus.

Miteinander werden wir — Christen im asiatischen Osten wie hier im Westen — uns bemühen müssen, den weiten Horizont der Weltherrschaft Christi zu entdecken und so glaubwürdige Zeugen seines Sieges zu werden.

H. Krockert



Missionsdirektor Dr. Berg macht den ersten Spatenstich im Frühjahr 1965

Landschaft um Amgaon



Festliches Mittagessen am Tag der Kircheneinweihung



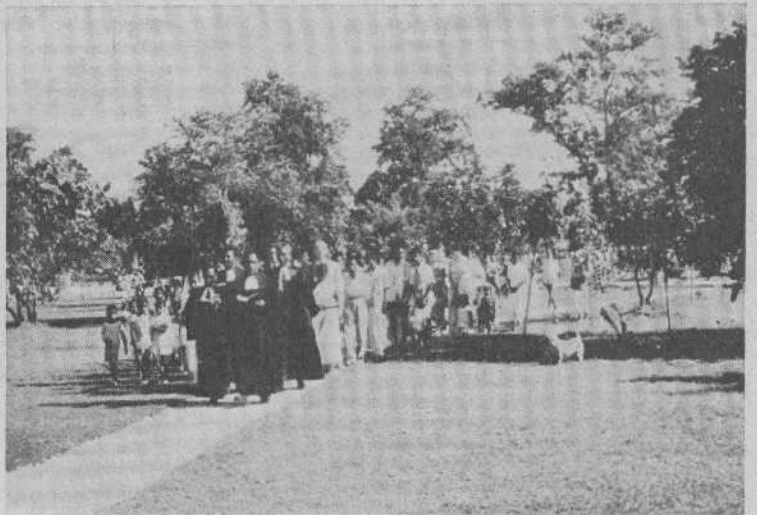
... und fröhliche Runde am Abend



Die Bildseite der Gossner- Mission



Am Einweihungstag ist gleichzeitig Konfirmation



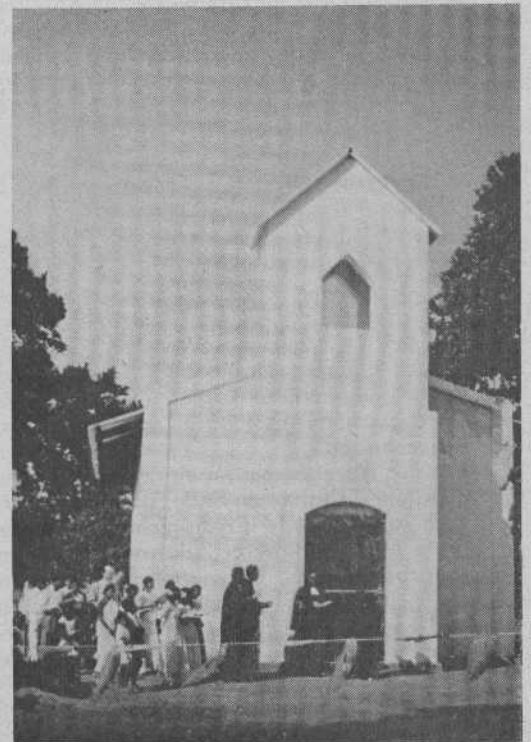
Festlicher Zug zur neuen Kirche



Kirchenpräsident Dr. Boge durchschneidet das Band



Der erste Gottesdienst



Das ist die neue Kirche. Herr Ruprecht hat sie gebaut

DAS NEUESTE

Britischer Pfarrer aus Indien ausgewiesen

Ein britischer Pfarrer, Michael Scott, der sich als Vermittler um eine Versöhnung zwischen der indischen Regierung und den Rebellen in Nagaland bemüht hatte, ist von der Regierung mit der Begründung aus Indien ausgewiesen worden, er habe unter den Angehörigen des Nagastammes „schädigend gewirkt“. Wie Außenminister Dinesh Singh im Parlament mitteilte, beharrte der Ausgewiesene trotz wiederholter Verwarnungen auf seiner Haltung. Die Regierung beschuldigt ihn, durch die Aufnahme von Verbindungen zu ausländischen Mächten und den Vereinten Nationen eine „Internationalisierung der Nagafrage“ angestrebt zu haben.

Pfarrer Scott war seit fast zwei Jahren Mitglied der vom Baptischen Kirchenrat Nagalands getragenen Friedensmission, die die Einstellung der Feindseligkeiten zwischen den Rebellen und den Regierungstruppen vermittelte und sich seither um das Zustandekommen eines Übereinkommens zwischen den beiden Parteien bemühte.

Am Tage seiner Ausweisung wurde mitgeteilt, daß das einzige bleibende Mitglied der Friedensmission, B. P. Chaliha (Assam), sich auf einer Parteiversammlung in Shillong von der Mission distanziert und ihre Träger um ihre Auflösung gebeten habe.

Ausländische Missionare verlassen Burma

Regierungsdekret
fordert Abreise bis Ende Mai

Die protestantischen, anglikanischen und römisch-katholischen Missionare in Burma bereiten sich auf ihre Abreise vor: spätestens bis zum 31. Mai müssen nach den Bestimmungen eines Regierungsdekrets alle ausländischen Missionare das Land verlassen haben.

Mit der Abreise der Missionare aus Burma gehe ein Zeitalter zu Ende, aber die kirchliche Arbeit werde davon nicht berührt, betonte Missionsdirektor Addison J. Eastman, Mitarbeiter des amerikanischen Kirchenrates, in New York. Nach seinen Angaben gibt es gegenwärtig in Burma 600 000 Christen, und ihre Zahl steige in allen Teilen des Landes schnell an. Die Kirche in Burma entwickle bereits eigene missionarische Initiativen und stehe unter einer starken einheimischen Führerschaft.

Während ihrer jahrzehntelangen Tätigkeit in Burma haben die Missionare maßgeblich die pädagogische, soziale und medizinische Arbeit gefördert und zahlreiche Institutionen gegründet, die die Regierung zum großen Teil nunmehr übernommen hat.

Landessuperintendent Peters in der GOSSNER-KIRCHE

In Koronjo

Sonntag früh war der Gottesdienst auf 9 Uhr angesetzt, eher als sonst, weil es in der Kirche hernach heiß wird. Sie ist zwar hoch, hat aber ein eisernes Wellblechdach. Wir tranken um 8 Uhr auf der Veranda unseren Tee, um ¼9 Uhr „läutete“ es zum ersten Mal. Hier werden, wie in vielen Gemeinden, zwei Bronzescheiben angeschlagen, mit Terzintervall, in verschiedenem Rhythmus. Um 9 Uhr kam der Ortspastor und meinte, wir sollten erst später beginnen. Die Djatra (Jahrmart) lasse die Menschen zu Haus erst Mittagessen, damit sie dann nach der Kirche gleich hier bleiben könnten. — Diese Diagnose erwies sich als irrig; denn um 10 Uhr hatte die von allen Seiten auf schmalen Pfaden heranströmende Gemeinde das Gotteshaus gefüllt. Vor der Kirche steht ein Obelisk und vermerkt das Gründungsjahr von Plathpur: 1885; in der Kirche wurde zum 50. Kirchweihfest 1955 auch eine Marmortafel angebracht: Koronjo-Plathpur. Wie haben sie wieder gesungen! Hier gibt es kein Begleitinstrument; der Kantor stimmt an. Bei längeren Chorälen westlicher Tradition halten sie den Ton nicht, deswegen wird der zweite Vers einfach eine Sekunde oder gar eine Terz höher angestimmt. Das hat zur Folge, daß beim dritten Vers meine Stimme nicht mehr mitkommt; doch die Gemeinde sorgt dafür, daß die Tonhöhe wieder erträglich wird. (Das wurde mir fast ein Sinnbild für manches Tun in Indien; mit gutem Willen wollen sie es besser machen und verlieren plötzlich das Maß).

Gepredigt habe ich über Hebr. 13, 7-9. Dr. Bage stand neben mir auf der Kanzel und übersetzte Satz für Satz; in diesem Fall kann ich deutsch sprechen, sonst muß es oft auf englisch geschehen. Gebrauchen kann man nur ganz kurze Sätze, möglichst konkret. Zwischendurch werden indische Evangeliumslieder gesungen: „Schon in diesem Leben werden wir Jesus sprechen“. — Im Gottesdienst redet er mit uns. Wenn wir in der Bibel lesen, kommt er mit seinem Wort. Schon in diesem Leben können wir mit Jesus sprechen. Die Liturgie endete wieder mit dem gemeinsamen Vater-Unser und Segen, der durch die Gemeinde mit dreimaligem Amen aufgenommen wird.

Bei Vinoba Bhawe

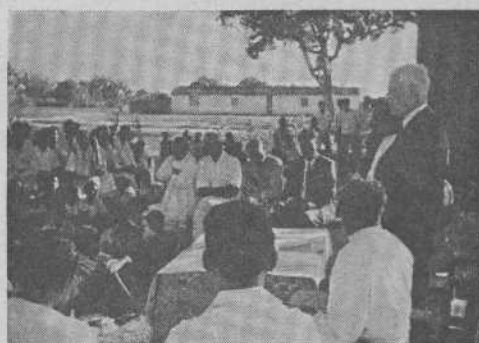
Mr. Mangru'ker erwähnte: dort gegenüber dem Inspektions-Bungalow, einem staatlichen Gästehaus, wohnt zur Zeit ein Mann, der noch mit Ghandi gewandert ist. Wollen Sie ihn kennenlernen? — Am nächsten Morgen wurde mein Wunsch erfüllt. Wir gingen durch den Garten zur Veranda des Hauses, zogen an der Treppe Schuhe und Strümpfe aus und setzten uns neben das einfach mit Stricken bezogene Bett des Mannes, dem unser Besuch galt. Vinoba Bhawe hat in Indien einen Namen. Er wandert, von einer Schar von Schülern begleitet, durch das Land hinauf bis nach Assam, immer zu Fuß. Grundbesitz will er Unbemittelten verschaffen. Deshalb läßt er sich von Vermögenden Land schenken und verteilt es (wobei das Parlament in Delhi unfähig ist, die notwendigen Rechtsformen zu finden). Mehrere Bücher hat er geschrieben. Als Shastri sich

auf Taschkent vorbereitete, kam er zu Vinoba Bhave nach Jamschedpur, um Rat zu holen. Krank war dieser Guru gewesen, hatte im Hospital der Tata-Werke operiert werden müssen; deshalb lag er noch zur Genesung in diesem Hause. 71 Jahre alt, eine kleine, zähe Gestalt, das Antlitz mit dem Baumwolltuch bis über den Mund zugedeckt, ließ er sich berichten, wer ich sei. Hören und Sehen ist bereits geschwächt. Zwei Sekretäre beugten sich über ihn: so ging das Gespräch etwa eine halbe Stunde. „Haben Sie etwas zu fragen?“ Ich dachte nach — „Was ist das Wichtigste für Indien?“ — Vinoba: „Wir brauchen ein Königreich der Freundlichkeit. Jesus erzählte uns vom Königreich Gottes. Ich bin mehr für das Königreich der Freundlichkeit oder des Mitleids.“ Dann sagte er noch einiges zur Erläuterung: den Menschen gelten zu lassen und dem Menschen nahe zu sein. Meine zweite Frage: „Welchen Beitrag leistet die Christenheit in unserer heutigen Welt?“ Vinoba: „Ich bin mehr für Christus als für die Christenheit.“ In eines seiner Bücher „Gespräche über die Gita“ schrieb er als Widmung ein „In Liebe — Vinoba — Jamschedpur 3. 3. 1966“. Ganz benommen von dieser stillen halben Stunde ging ich mit meinem Gastgeber fort; wie dankbar war ich Mr. Mangrulkar für diese Begegnung. Draußen im Garten stand ein großer Sonnenspiegel; das facettierte Glas warf die Strahlen zurück in eine flache Kiste, in der unter einem Glas ein kleiner Blechtopf mit Reis stand, noch einmal von kleinen Spiegeln umgeben, die die Wärme weitergaben: so wurde der Reis des Guru im Lauf des Vormittags gar ...

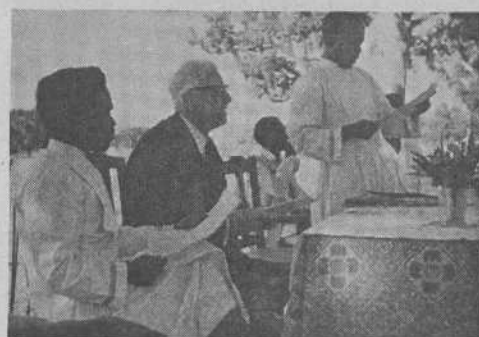
Stunden später, als ich von den letzten Besuchen heimkehrte, fiel mir im Hotel eine schöne Karte in die Hand, wie ich sie für Pastoren als Gastgeschenk mitgebracht hatte, in gefalteten Karton eingeklebt: dreimal ist Petrus dargestellt — wie er das Netz auswirft, wie er über den Fischzug erschrickt, wie er im Wasser versinkt und Jesus ihn ergreift (Luis Brressá 1350 — 1424, Spanien). Ich nahm sie, schrieb einen kurzen Gruß darauf und brachte sie herüber. Der Sekretär nahm sie, ich bat, sie dem Alten zu geben; ich wollte nicht stören. Dann aber lud er mich noch einmal ein. Ganz munter richtete er sich auf, saß auf seinen Füßen, nahm die Karte hoch gegen das Sonnenlicht: „Ich will euch zu Menschenfischern machen ... und ein Wort des Dankes.“ — — —

Mission in Assam

Höhepunkt dieses Tages war die Fahrt in ein südlich gelegenes Gebirge, in dem der Stamm der Mikir haust und wo die Gossner-Kirche eine Missionsgemeinde aufbaut. Fast zwei Stunden ging es mit der Taxe durch den schönsten Urwald, den ich erlebte. Immer wieder berührte die sich in Serpentinien emporwindende Straße ein breites Flußbett, in das am Abend viel Großwild zum Baden und Trinken kommt. Bambusdschun- gel von undurchdringlicher Dichte an der Straße; zwischen- durch Siedlungen auf freigelegtem Gelände. Sobald das Was- ser versiegt, kommen steppenähnliche Strecken, die dann wie- der im Urwald aufgehen. Endlich waren wir am Ziel: noch ein tiefes Bachbett war zu durchfahren, der Wagen schaffte es, und wir wanderten zwischen Reisfeldern und dann auf zwei Bambusstangen über einen Bach zum Ort. Ein kleiner Kirchen- raum, fremdartige Melodien, statt Blumen mehrfarbige Blät- tergirlanden. Mr. Samad übersetzt meine Ansprache ins Hindi; aufmerksam aber unbeweglich schauen die Gesichter. Ich frage den Katecheten und den Pastor, ob die Mikir Hindi ver- stehen: mitnichten. Also bitte ich hernach den Pastor, noch- mals zu übersetzen, und nun tauen sie auf, alle zurückgestaute Teilnahme löst sich. Als wir Abschied nahmen, drängten sie darauf, daß wir das Dorf der einen Gruppe noch ansehen sollten, aus der vier Männer sich haben taufen lassen. Es war ein seltsamer Besuch, nach einigen hundert Metern Wald- wegs: fast im Urzustand lebten sie, Männer und Frauen und



Landessuperintendent Peters
grüßt die Gemeinde in Khuntitoli



Pastor Soreng (Khuntitoli)
dankt dem Gast aus Deutschland
(links Dr. Bage)



Große Freude bei der Übergabe des Gastgeschenks



Landessuperintendent Peters
im Gespräch mit zwei Pastoren der Gossner-Kirche



Landessuperintendenten Peters legt den Grundstein zu einer neuen Kirche bei Jamshedpur

Alt-Präsident J. Lakra hilft beim Aufräumen des Kirchengrundstücks in Ranchi



Kinder, nur mit einem kleinen Schurz bekleidet. Gesichter wie aus Leder. Manchmal verwittert, aber in ihrer Weise schön. Die Siedlung sauber gefegt, die Häuser luftig und malerisch in ihren Bambusgeflechten und mit den Reisstrohdächern. In einem Raum stand ein Webstuhl, auf dessen Rahmen ein wunderbares farbiges Tuch entstand. Hier hätte ich zehn Tage hausen mögen. Die Menschen waren erst scheu, dann drängten sie sich, jeder wollte den Besuchern einmal die Hand gegeben haben. — Später erfuhr ich, daß die Baptisten unter den Assamesen und den Mikirs bereits Gemeinden haben. Während unsere lutherischen Christen meist aus Adivasis aus Chota-Nagpur sind, haben die anderen Kirchen sich den Einwohnern des Landes zugewandt und Literatur in ihrer Sprache veröffentlicht. So schleppte einer der Männer eine große Bibel, in Assamesisch veröffentlicht, herbei. — Es ist eine verheißungsvolle Missionstätigkeit, die der junge Pastor von Golaghat in mehreren Außenstationen leistet. Er selbst war auch ganz glücklich. Zu spät kamen wir heim, um den Pastor aus Tinsukia, der uns als Up-Adhyaksh begleitet hatte, um 7 Uhr an die Bahn zu bringen. Doch wir versuchten es noch: der Zug hatte Verspätung — wie sollte er auch nicht . . .

Pastoren arbeiten

Das Programm beginnt mit der Andacht um 8.15 Uhr in der großen Christuskirche, in der tausend Menschen Platz finden. Die Gemeinde aus Ranchi, die Tabita-Schule und das Pracharak-Seminar aus Govindpur nehmen auch teil. Dann gibt Dr. Bage, der Pramukh Adhyaksh, auf Hindi die Bibelarbeit über den Philipperbrief. Anschließend kommt von 9.30 bis 11 Uhr meine Zeit: 45 Minuten Vortrag und anschließend Aussprache. Fünf Tage berichte ich über die Ökumenische Bewegung, wobei der sechste dem Konzil von Rom gewidmet ist. Die letzten drei Tage werden Fragen der „Verantwortung der Kirche heute“ erörtert; hier verwerte ich Beobachtungen und Ratschläge, die sich aus der Besuchsreise ergeben haben. Mit Dr. Bage ist alles vorbesprochen. Hauptanliegen ist, das Kirchewerden dieser von Natur abgeschlossenen und in ihrer Dschungeleinsamkeit lebenden Pastoren und Gemeinden zu stärken. Meine Vorträge arbeite ich thesenartig auf englisch aus; sie werden Satz um Satz ins Hindi übersetzt. Dadurch kann ein Teil der Amtsbrüder den Inhalt zweimal aufnehmen. Die wesentliche Aufgabe ist, den Stoff so umzudenken und darzustellen, daß er der Vorstellungswelt der Adivasi zugänglich wird. Sie hören mit großer Aufmerksamkeit zu, ermüden auch am Nachmittag kaum; es ist ja eine sich für sie selten bietende Gelegenheit, gemeinschaftlich etwas zu erarbeiten. Besonders schön ist für mich die Aussprache (45 Minuten), bei der oft unerwartete, oft sehr kluge Fragen gestellt werden. Zuerst beteiligen sich die Professoren der Theologischen Schule und die Adhyaksh; und dann kommen Wortmeldungen aus der großen Schar. So kann das Dargebotene noch einmal aufgearbeitet werden, was bei dem oft gar nicht einfachen Stoff notwendig ist. Geschlossen wird immer mit dem gemeinsam gesprochenen Friedenswunsch und dem Gruß: Yishu sahay! Nachmittags beginnt es um 2.15 Uhr mit einer kurzen Schriftlesung und Gebet, jeweils von einem Amtsbruder gehalten, dann folgen Vorträge: Evangelisation; das Verhältnis zur Hindu-religion; Bibelkolportage in Uroun und Munda; Jugendarbeit. Zweimal sind fremde Referenten gebeten: Bischof Hans (ein Adivasi) von der Anglikanischen Kirche, und ein römisch-katholischer Pater; sie stellen jeweils ihre Kirche in Lehre und Verkündigung dar.

Doch zurück zu unseren Pastoren. Besonders schön war dieser Tage, ein Nachmittag gemeinsamer Arbeit, wo wir einen Teil des großen Kirchengrundstücks, in vier Gruppen aufgeteilt, vom Unkraut befreit und aufgeräumt haben. Es hatte mich

gewurmt, wie unordentlich das Gelände aussah. Dr. Bage griff die Anregung gerne auf und hat den Plan auch so verkündet; auf diese Weise konnte man ihm nichts nachtragen. Eine Unzahl von Geräten, Hacken, Schaufeln, langen Buschmessern und dergleichen war in der Nachbarschaft beschafft worden, und wir gingen ans Werk. Zwei Stunden haben wir gewirkt, sogar der alte Joel Lakra war mit dabei. Wir waren alle übermütig und haben viel Spaß gehabt; das Resultat ist erfreulich. Mein geheimer Wunsch ist, an einem der letzten drei Tage hieran anknüpfend Mut zu machen, etwas Entsprechendes in den Gemeinden zu versuchen. Unsere Bauten und Grundstücke sind meist nur noch eine schwache Erinnerung an das, was einst deutsche Missionare mit Sorgfalt und Fleiß aufgebaut haben. Mit Bewunderung wird von ihnen erzählt, und dann heißt es: wir aber sind arm. Ich habe immer berichtet: viel Geld haben die Missionare auch nicht gehabt, doch sie machten euren Vätern Mut, mit Hand anzulegen. Es müßte zu schaffen sein, daß die Grundstücke der Gossner-Kirche wieder gepflegter aussehen. Die Katholiken können es...

Auszug aus Schreiben von Schw. Marianne Koch/Amgaon vom 9. April 1966

... Diesmal will ich von einer anderen Seite der vielfältigen Arbeit hier berichten. Eigentlich kann ich es gar nicht Arbeit nennen, denn es ist mir ein Verlangen und eine Freude. — Ich habe vor kurzer Zeit angefangen, neue Testamente, Evangelien und Traktate zu verteilen an Leute, die lesen können. Wenn man das selber tut, so kommt man mit den Leuten ins Gespräch. Zum Teil lesen diejenigen, die lesen können, den anderen Kranken auch vor. — Zur Zeit haben wir einige gebildete Hindus unter den Angehörigen von Patienten. So kam es, daß mich am Donnerstagabend bei der Nachtrunde ein junger Hindu ansprach. Er hatte den ganzen Tag im Neuen Testament gelesen, und ihn beschäftigten allerlei Fragen. Zwar hatte ich nicht gleich in diesem Moment Zeit, da ich ja die anderen Kranken versorgen mußte und man für ein solches Gespräch Zeit haben muß. So sagte ich ihm, daß ich am nächsten Morgen, das war gestern, nach dem Gottesdienst Zeit haben würde für seine Fragen. Zum Gottesdienst war er dann auch mit zwei anderen Hindus erschienen. Da ich ja kaum etwas von der in Hindi gehaltenen Predigt verstand, so benutzte ich die Zeit, um zu beten. Ich bat daum, daß der Herr unserem Kumar die rechten Worte geben möge, die jene Hindus ansprechen würden. — Unser Kumar ist sonst ein etwas lauer Prediger. — Als ich mich nach dem Gottesdienst erkundigte, hieß es, daß er gut gesprochen hätte. Ich betete für jene Männer, daß der Herr ihre Herzen anrühren möge, daß sie von Seinem Wort ergriffen werden und zum Fragen kommen und nicht ruhig werden können darüber. Es war mir eine Freude zu beobachten, wie die drei Männer unsere Lieder mitsangen, indem sie bei den Christen mit ins Buch sahen. Nach dem Gottesdienst blieben sie dann noch da zum Gespräch. Ich bat Kumar, unseren indischen Pastor, um seine Mithilfe. Es waren viele Fragen zu beantworten, besonders aus der Bergpredigt. Wir kamen in ein sehr feines Gespräch und haben vielleicht eine Stunde in der Kirche auf dem Fußboden gehockt. In diesen drei Hindus hat der Herr ein Fragen erweckt nach dem, der sagt: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Ich bitte euch darum, daß ihr für sie betet, daß der Herr das angefangene Werk in ihnen vollenden möge. Das kann ja nicht durch uns geschehen, sondern allein durch Seinen Geist.

... Übrigens kam einer jener Hindus, von denen ich berichtet hatte, gestern noch und bat um ein Neues Testament. Unser Compounder, Luther, hat es ihm dann geschenkt. Er wollte es extra kaufen, um dem jungen Inder eine Freude zu machen. Schön, nicht! ...

D A S N E U E S T E

Schreckliche und schmerzliche Nachricht aus Ranchi

In den frühen Morgenstunden des 8. Mai erfolgte durch eine Bande auf dem Grundstück der Gossner-Kirche in der Großstadt Ranchi ein Raubmord, dem zwei junge Wächter erlagen. Ziel des Überfalls war ein Lagerschuppen, in dem sich einige Säcke Milchkpulver befanden. Bei der Abwehr wurden die Männer brutal ermordet. Die Polizei war rasch zur Stelle; ob es gelungen ist, die ruchlosen Verbrecher zu fassen, darüber liegt noch keine Nachricht vor. Das Geschehen hat alle unsere Freunde auf dem großen Grundstück tief erschreckt. Wir haben sehr Anlaß, ihrer zu gedenken, daß die Furcht vor einer Wiederholung sie nicht lähmt, tapfer und entschlossen die erforderlichen Schutzmaßnahmen zu treffen. Dann dürfen sie sich getrost dem noch höheren Schirm unseres Gottes anbefehlen.

Pastor Kloss wirkt jetzt in Jabalpur

Nach Beendigung seines Auftrages in Ranchi am 31. März 1966 hat sich unser Mitarbeiter entschlossen, nicht in seine Heimatkirche Hessen-Nassau zurückzukehren, sondern einen Lehrauftrag an der theologischen Ausbildungsstätte in Jabalpur/Indien zu übernehmen. Zwei Dozenten waren von dort jüngst nach Amerika zurückgekehrt. Die Methodisten haben einst das College im Zentrum Indiens gegründet. Wir wünschen ihm von Herzen, daß sein Dienst an zukünftigen Pastoren indischer Kirchen von Gott gesegnet werden möchte.

Gemeinsame Aktion

Römisch-katholische, protestantische und andere Hilfswerke in Indien haben soeben auf einer vom indischen Christenrat und dem römisch-katholischen Indischen Sozialinstitut gemeinsam einberufenen Tagung die Bildung einer „Joint Food Development Organisation“ (Gemeinsame Organisation für die Entwicklung der Nahrungsmittelproduktion) beschlossen. Sie soll den Kirchen des Landes als gemeinsames Instrument für eine kompetente und bis in die Einzelheiten koordinierte Durchführung von Bemühungen gegen die latente Hungersnot in Indien dienen. Als beratende Mitarbeiter will die Organisation technische Experten gewinnen, die die geplanten Hilfsvorhaben, ob es sich nun um die Urbarmachung neuen Landes, um Bewässerungsprojekte, die Einführung von Kunstdünger oder modernen Maschinen handeln mag, auf ihre Zweckmäßigkeit prüfen sollen.

DAS NEUESTE



Aussendung von Schwester Monika Schutzka

Am 27.3.1966 wurde in der Johannes-Kirche Berlin-Schlachtensee Schwester Monika Schutzka zum Dienst im Hospital Amgaon ausgesandt. Nach der Predigt von Missionsdirektor Dr. Berg erfolgte die Aussendung durch Superintendent Hahn. Inzwischen ist nach langem Warten das Aufenthaltsvisum erteilt und ein Schiffsplatz für den 13. Juli bestellt worden. Nachdem Schwester Monika einige Monate die Oriya-Sprache gelernt haben wird, darf sich unsere Hospital-Mannschaft auf eine wesentliche Unterstützung freuen.



Bild oben: Schwester Monika berichtet beim Jahresfest der Gossner-Mission

Bild unten: Nach der Aussendungsfeier (Superint. Dr. Rieger, Schw. Monika, Propst Schutzka)

Vereinigte evangelische Kirche in Indien?

Die Einheit der Kirche Jesu Christi ist in Indien eine brennende Frage, die nicht zur Ruhe kommt. Vor allem ist es das gemeinsame Handeln in der Mission, das ein beständiges Nachdenken darüber erfordert, wie die Zerrissenheit der evangelischen Kirche überwunden werden kann.

1964 haben fünf lutherische Kirchen Nord-Indiens — darunter die Gossner-Kirche — erste Schritte gemacht, mit dem Ziel, zu einer vereinigten lutherischen Kirche Nord-Indiens zu kommen. Sehr viel weiterreichende Verhandlungen anderer evangelischer Kirchen sind schon seit vielen Jahren im Gange. Stark beachtet und diskutiert in Europa und Amerika wurde der am 27.9.1947 vollzogene Zusammenschluß einiger Kirchen in Süd-Indien zur Church of South-India (CSI). Zum erstenmal in der langen Kirchengeschichte einigten sich bischöfliche und nicht-bischöflichen Kirchen. Die CSI besteht aus ehemaligen Anglikanern, Methodisten, Presbyterianern und Kongregationalisten, die zusammen die beachtliche Mitgliederzahl von 1,14 Millionen haben. In den folgenden Jahren begannen dort weitere Verhandlungen mit den im Süden wohnenden Baptisten, die allerdings scheiterten. Die Gespräche mit den Lutheranern sind nicht abgebrochen worden, sondern führten 1959 zu einer Übereinstimmung in einer Reihe von Punkten. Die theologischen Arbeiten sind für beide Seiten überaus nützlich und klärend gewesen. Natürlich ist Geduld vonnöten, denn eine solche Kirchenunion ist ein Wachstumsprozeß und keine Verwaltungsentscheidung, die einfach deklariert werden könnte.

Still und unbemerkt sind die Entwicklungen im Norden Indiens vor sich gegangen. Schon 1929 begannen hier die Verhandlungen zur Vorbereitung einer Kirchenunion. 1957 konnte ein erster Entwurf veröffentlicht werden, über den die interessierten Kirchen abstimmen müssen. Über den Kreis der in Süd-Indien genannten Konfessionen sind im Norden auch die Baptisten stark beteiligt und scheinen zu einer Konzession in der Tauflehre bereit zu sein. Neben der Tauflehre sind nach wie vor umstritten die Frage des Amtes in der Kirche und die Form der Kirchenleitung. Die Lutheraner haben sich an diesen Unionsgesprächen in Nord-Indien bisher noch nicht beteiligt.

Die große Zerstreuung, in der die Christen der verschiedenen Konfessionen über ein weites Gebiet hin leben und, damit zusammenhängend, die Verschiedenheit ihrer Sprachen, erschweren natürlich das Zusammenkommen. Nur wenige haben die Chance, den Glauben, das kirchliche Leben und die Sitten der Brüder in anderen Kirchen kennenzulernen.

Man darf auch hier nicht mit schnellen und sensationellen Erfolgen rechnen, aber man darf sich daran freuen, daß ein großes Sehnen und Verlangen nach Gemeinsamkeit und Einheit sich Raum schaffen will.

Sollten die Gespräche im Norden eines Tages im positiven Sinne abgeschlossen werden, dann muß es auch im Süden eine Möglichkeit für die Baptisten geben, sich der CSI anschließen.

Wenn umgekehrt im Süden die theologischen Streitfragen mit den Lutheranern befriedigend gelöst werden, dann müßte solches auch im Norden den Weg für die lutherischen Kirchen freimachen zum Beitritt in die große Kirchenunion.

Noch ist es eine Vision, aber sie ist nicht unwirklich. Es könnte im nächsten Jahrzehnt zu einer vereinigten evangelischen Kirche Indiens kommen. In diesem Fall wird niemand von „Erfolg“ sprechen, wohl aber von dem großen Geschenk Gottes in der Geschichte der Kirche.

Die zerteilte evangelische Christenheit in Amerika und Europa wird aufhorchen und muß endlich — beschämt durch die Christen in Indien — die eigene Vergangenheit zu bewältigen suchen. Und in Deutschland mehr als anderswo. Sg.

Grußwort am 16. Mai 1966 auf der Bayrischen Missions-Konferenz in Nürnberg

Ich bin Ihnen herzlich dankbar dafür, zu einem Grußwort heute aufgefordert zu sein.

Wir Gossner Leute kommen gern nach Bayern, denn aus einem Dorf im Augsburgerischen stammt der katholische Bauernbub Johann Evangelista Gossner, der Vater unserer Mission. In einem wechselvollen Leben, das den Priester seiner Kirche zu einem ökumenisch und pietistisch bestimmten Lutheraner werden ließ, der 1859 hochbetagt in Berlin seine Augen schloß, ist durch Gottes Gnade eine reiche Saat zu einer unerwarteten Ernte geworden. Ganz anders wie zwei andere Große, Wilhelm Löhe und Louis Harms, hat er nie fest wurzeln dürfen. Aber auch den Pilgrimen und mehrfach Vertriebenen schenkt Gott bisweilen viel Frucht. Seiner Mission, so stellen Freunde und kritische Beobachter fest, haften bis heute etwas von der Unruhe, dem Getriebenwerden und der Aufbruchs-Bereitschaft ihres Gründers an. Es ist vielleicht wirklich so.

1. Viel Frucht — sagte ich. „Die Evangelisch-lutherische Gossner-Kirche von Chota-Nagpur und Assam“ mit bald 250 000 Gliedern im werdenden Industrie-Gebiet Indiens ist das Lebenswerk Gossners, seiner Boten und Nachfahren. Diese Mitgliedskirche des Lutherischen Weltbundes wird 1969 das 50-jährige Jubiläum ihrer Autonomie begehen können. Diese „Junge Kirche“ ist also herangewachsen. Nicht, daß es ihr an Nöten, Problemen und Schwierigkeiten fehlte, die sie sich mehr selber bereitet, als daß sie sie von außen treffen! Aber Gottes Wort läßt sie nicht los, Gottes Geist wirkt in ihr, und ihre ca. 200 Christusboten, die ganz als Missionare unter Nichtchristen arbeiten, sind ein Zeugnis dafür, daß sie um ihren Sendungsauftrag im zweitgrößten Volk der Erde weiß.
2. Bevor die Formel von Mexiko City im Dezember 1963 „Mission in sechs Kontinenten“ Gemeingut christlicher und missionarischer Erkenntnis wurde, wußten Gossner's Erben, daß nach Indien nur ein Recht hat zu gehen, wer den Missionsdienst in der Heimat bejaht. Im Osten und Westen Deutschlands sind deshalb zwei Gossner-Zentralen, die sich — wie gewagt manchem ihr Dienst erscheinen mag — dieser missionarischen Aufgabe in unserer, von der Industrie oder vom Marxismus-Leninismus geprägten Welt im eigenen Lande stellen.
3. Gossner-Mission und Gossner-Kirche sind sich eins geworden, daß in absehbarer Zeit ihr direktes Verhältnis erlischt mit der einen Ausnahme, daß sie gemeinsam ein neues Missionsfeld beackern, wenn Gott es ihnen anvertraut. Nennen Sie diesen Entschluß meinerseits die Unruhe und Ungeduld bei Gossners Enkeln und Urenkeln! Man kann es aber auch anders sehen. Die Gossner-Kirche wird dann vollends ökumenisch getragene Bruderkirche sein, ohne noch ihrer mütterlichen Mission zu bedürfen. Und wir — sollen wir nicht „bis an die Enden der Erde“ eilen, dorthin, wo das Evangelium von Jesus Christus noch nicht erschollen ist?

Wir danken allen Freunden und Gemeinden in Bayern, die sich auch uns verbunden wissen — vielleicht gerade um der besonderen Eigenart der Gossner-Mission willen — und unseren Dienst in Liebe, Fürbitte und Opfer tragen. Daß wir so etwas wie ein „bedingtes Heimatrecht“ in Bayern haben und hinter Neuendettelsau und Leipzig die zweite Geige spielen, das wissen wir. Aber auch an diesem Instrumenten-Pult musizieren wir gern in Ihrer geistlich reich beschenkten Landeskirche mit! Möchte es zum Lob Gottes und zur Verherrlichung seines Reiches geschehen!

Christian Berg

DAS NEUESTE

Pastor Soreng nach Deutschland

Um das Leben in einer deutschen Kirchengemeinde kennenzulernen und auszuwerten, soll alljährlich ein Pfarrer der Evang. Gossner-Kirche Indiens für jeweils vier Monate nach Deutschland eingeladen werden, nachdem er sich einige Grundkenntnisse der deutschen Sprache angeeignet hat. Dieses Experiment soll beiden Seiten neue Anregungen geben für eine missionarische Gemeindegemeinschaft.

Auf Einladung der Gossner-Mission wird im August 1966 der indische Pastor Soreng aus Khuntitoli in Deutschland eintreffen. Der Erfahrungsaustausch wird in einer ländlichen Gemeinde in Ostfriesland beginnen. Durch die Entsendung von A. Bruns, den Leiter der Beispielfarm Khuntitoli, und durch die Spendenaktion „Kühe für Indien“ sind die ostfriesischen Gemeinden ohnehin mit dem Ort verbunden, aus dem Pastor Soreng kommt.

Jahresfest der Gossner-Mission

Am 19. 5. 1966 wurde im Gossner-Haus Berlin-Friedenau das Jahresfest der Gossner-Mission am Himmelfahrtstag gefeiert. Bei guter Beteiligung sprach Superintendent Dr. Rieger über „Himmelfahrt und Mission“. Paul Singh erzählte: „Bei mir zu Hause in Indien“ und Schwester Monika Schutzka: „Warum ich nach Indien gehe“. Abschließend gab P. Seeberg den Jahresbericht über die Arbeit der Gossner-Mission 1965/66.

Paul Singh beim Jahresfest



Der frühere Gossner-Missionar Professor Dr. Otto Wolff, zuletzt in Tübingen, dem wir eine Reihe wertvoller Indien-Bücher verdanken, hat jetzt ein wichtiges Werk erscheinen lassen, das im Umfang von 222 Seiten beim Gütersloher Verlagshaus erschienen ist, „Christus unter den Hindus“. Für unsere Freunde, die Zeit und Kraft zu tiefergehendem Studium haben, möchten wir es nicht unterlassen darauf hinzuweisen.

Der Hinduismus ist die außerchristliche Religion, die seit langem die Christusfrage am intensivsten stellt. Es kam im letzten Jahrhundert zu wesentlichen Begegnungen, es äußerte sich enthusiastische Bewunderung, es entwickelte sich eine Art Jesus-Liebe im Hinduismus mit dem Satz, daß Jesus den Hindus sogar im größerem Maße und tieferem Sinne angehört als dem Westen.

Wolff geht den hinduistischen Denkern ausführlich nach. Sie alle lassen ahnen, daß mit dem Evangelium ein Explosionsstoff angerührt wird, dessen Wirkung nicht leicht abzuschätzen ist. Darum ist die Geschichte der Christus-Begegnung im Hinduismus zugleich zum Teil die Geschichte einer erschrockenen Abwehrbemühung gegen das „gefährliche“ Evangelium.

Besonders schön und verheißungsvoll ist, daß Professor Wolff jetzt an einem zweiten, gleichsam ergänzenden Buch arbeitet, das darstellen soll, wie die christlichen Theologen Indiens Jesus Christus sehen und verstehen. Möchte er die Kraft haben, auch dies Werk bald zu vollenden! Bg.

Professor Dr. Otto Wolff

CHRISTUS UNTER DEN HINDUS

222 Seiten — Leinen — 28,— DM

Bitte beachten Sie
die nebenstehende Würdigung des Buches
Weitere lieferbare Bücher von Otto Wolff

MAHATMA UND CHRISTUS

Eine Charakterstudie Mahatma Ghandis
und des modernen Hinduismus

312 Seiten — Leinen — 17,80 DM

RADHAKRISHNAN

90 Seiten — brosch. — 2,80 DM

MAHATMA GHANDI

120 Seiten — brosch. — 4,80 DM

Diese Bücher von Professor Otto Wolff
sowie jedes andere gewünschte Buch
erhalten Sie schnellstens durch Ihre

BUCHHANDLUNG DER GOSSNER-MISSION · 1 Berlin 41 (Friedenau) Handjerystr. 19 — 20

UNSERE GABENSAMMLUNG

Wir empfangen an Gaben und Spenden:

März 1966	28 857,66 DM
April 1966	36 634,08 DM
Mai 1966	32 579,22 DM
	98 070,96 DM

Von Herzen danken wir allen Freunden und Gemeinden.

Wir können unsere Arbeit nur mit ihrer Hilfe tun.

Indien-Arbeit: Gossner-Mission, 1000 Berlin 41, Handjerystr. 19-20. Postscheckkonto Berlin West 520 50
Bankkonto: Berliner Bank, Dep.-K. 4, 1 Berlin 41, Konto Nr. 7480

Industrie-Mission Westdeutschland: Gossner-Mission, Wiesbaden-Kastel, Johannes-Gossner-Straße 14
Postscheckkonto Hannover 108305

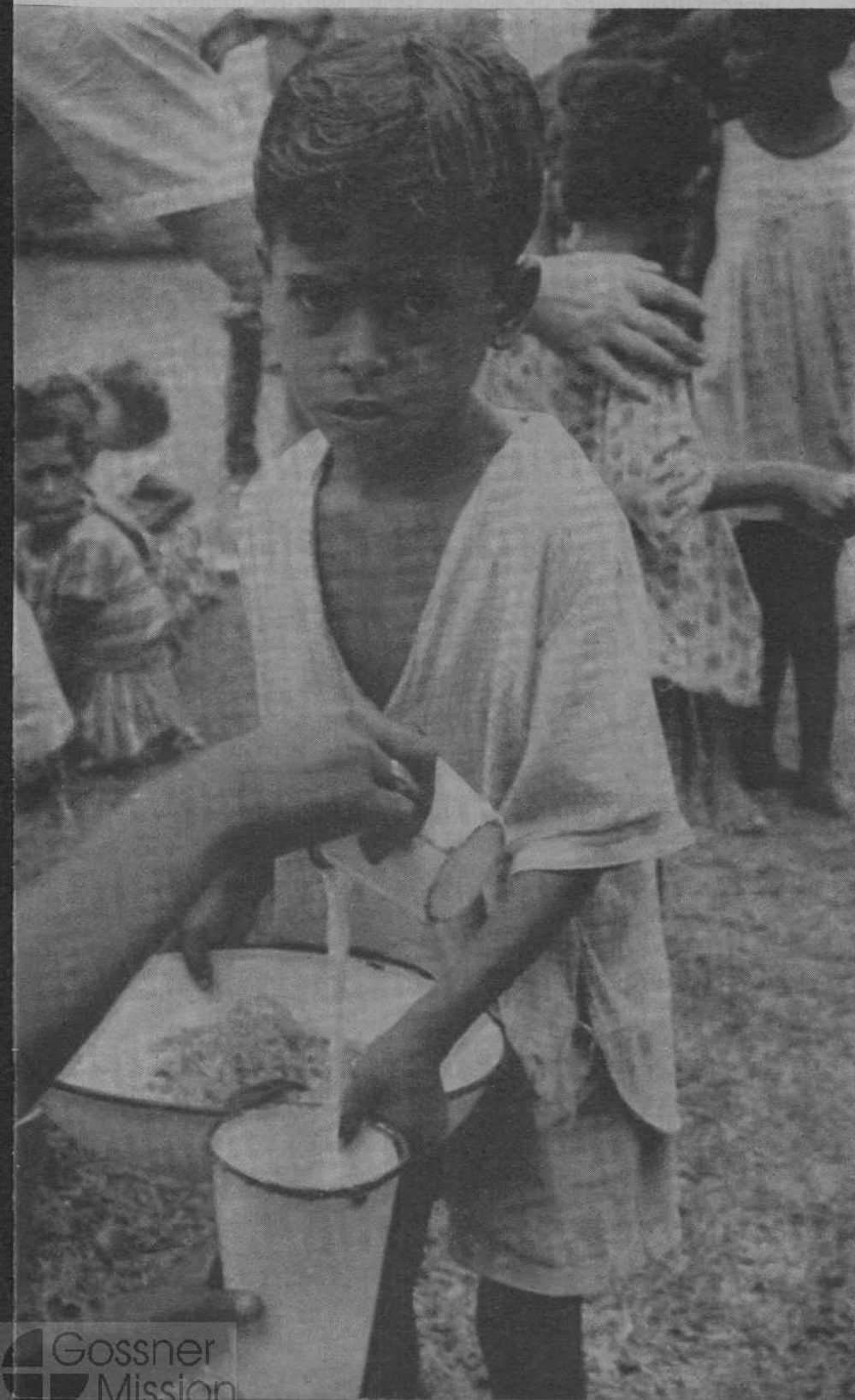
Lettner-Verlag GmbH, 1 Berlin 41. Einzelpreis 0,20 DM / Druck: Buchdruckerei Walter Bartos, 1 Berlin 61

Bildnachweis: Gossner-Archiv (19) — BROT FÜR DIE WELT (2)

Die Gossner- Mission

A 20 759 F

Gegründet 1834 als „Biene auf dem Missionsfelde“



Inhalt:

Hunger und Hilfe für Indien Seite 2

Speisung
für mehr als 400 000 Kinder Seite 5

Erntedankfest in Fudi Seite 10

Die Schwächen
der Gossner-Kirche Seite 13

Berlin, September 1966

4

HUNGER UND HILFE FÜR INDIEN

Die Regierung geht gegen die Schmuggler vor

Seit Einführung der Rationierung in Calcutta hat die Polizei 2296 Fälle von Lebensmittel-Schmuggel entdeckt. Sie verhaftete 2493 Personen. Etwa 900 Zentner an Reis und Reisprodukten sowie 610 Zentner Weizen und Weizenprodukte wurden sichergestellt. (Statesman, 6. 8. 1966)

Umstellung in der Ernährung ist unvermeidlich

Landwirtschaftsminister Subramaniam sagte am 30. Juli in Neu-Delhi, daß die Regierung nicht in der Lage sei, der Bevölkerung stets die Art von Getreide zu geben, die sie wünsche. Das würde noch auf Jahre hinaus so sein und müsse man sich vor Augen halten.

Gerade in diesem Jahr angesichts der angespannten Ernährungslage, die die Regierung zu meistern in der Lage gewesen sei, habe man nicht immer die gewohnten Nahrungsmittel beschaffen können. Wenn man sich — wie etwa im Staat Kerala — über Mangel an Lebensmitteln beklagt habe, so gelte solche Beschwerde mehr dem Fehlen von Reis als dem Vorhandensein von ausreichender Nahrung überhaupt. (Statesman, 6. 8. 1966)

Ein Landrat an die Lehrer im Speisungsgebiet

13. Juni 1966

An alle Lehrer des Sundargarh-Distrikts
Verehrte Freunde!

Wegen des ausgefallenen Regens herrscht in unserem Distrikt Mangel an Nahrungsmitteln. Wir müssen alle zusammenarbeiten, um dieser Situation Herr zu werden. Sie als Lehrer sind für die Zukunft der Schüler verantwortlich. Nehmen Sie diese Verantwortung auch in der jetzigen Notlage wahr. Ich bin überzeugt, Sie freuen sich mit mir, daß den Schülern eine Mittagsmahlzeit in Ihrer Schule gereicht werden kann und ich glaube, daß Sie für das Ihnen übertragene Speisungszentrum gern Sorge tragen werden.

In einigen Kreisen wird die Mittagsmahlzeit allen Kindern zwischen 2 und 11 Jahren gereicht, in anderen Kreisen erhalten nur die Schüler eine Mahlzeit.

Sicherlich werden Ihnen die Dorfbewohner bei der Durchführung der Speisung behilflich sein. Die Vorräte sollten jeweils für eine Woche am Speisungsplatz aufbewahrt

Für die Sommermonate dieses Jahres Ende Juni bis Anfang September hatten alle Fachleute den Höhepunkt der Ernährungs- und Hungerskrisen in Indien erwartet. Es wird sicherlich viel in dem großen Land gehungert, aber eine Katastrophe scheint vermieden worden zu sein. Das ist wahrhaftig zum Danken! Die weitreichende Hilfe aus vielen Ländern hat dazu sicher entscheidend beigetragen. Zu den Millionen von Tonnen Weizen aus den USA sind eine große Zahl von Lebensmittelsendungen anderer Staaten und freier Organisationen gekommen, die Ärgstes verhüten haben. Besser als vielleicht erwartet hat offenbar auch die indische Regierung die Gefahren in den bedrohten Teilen des Landes abwenden können. Gegen Schmuggler und gewinnsüchtige Hamsterer von Lebensmitteln wurde an einigen Stellen hart durchgegriffen. Gottlob brauchten in den letzten Wochen keine neuen alarmierenden Meldungen in die Welt hinauszugehen!

In diesem ehrenvollen Kampf und Krieg gegen den Hunger-Feind hat auch die Hilfe der deutschen evangelischen Christenheit ihre Bedeutung gehabt. Wenn diese Zeilen gedruckt und ab Ende August von etwa 20 000 Freunden der Gossner-Mission gelesen werden, sind es mehr als 400 000 Menschen, die an fünf oder gar sechs Tagen der Woche täglich eine warme Mahlzeit erhalten: In Calcutta, in Süd-Bihar und im Nordosten des Bundesstaates Orissa. Etwa 8 000 ehrenamtliche und ca. 1 200 (sehr bescheiden bezahlte) hauptamtliche Kräfte — natürlich Inder! — sind die eifrigen hilfe-reichen Träger dieser großen Speisungsorganisation.

Wer sollte und dürfte da noch das verächtlich-böse und törichte, ja falsche Wort vom „Tropfen auf den heißen Stein“ in den Mund nehmen! Immer wieder mußte ich dies Wort in den letzten Wochen und Monaten in vielen Fragen hören, ob es einen Sinn habe, Hilfe in das bodenlose Faß indischer Not zu schütten. Fast täglich werden über vierhunderttausend einzelne Menschen (meist Kinder) gestärkt, erquickt und gesund erhalten. Und ihre Eltern werden entlastet und tief erfreut. Und das sollte nichts sein? Ein auf einem glühenden Stein verzischender Tropfen Wasser ist nämlich nichts. Jenes Wort klingt so gebildet und weitschauend. Der, der es — gedankenlos oder bewußt — spricht, weiß also offenbar, daß es bald 500 Millionen Inder gibt und Hunger und Mangel rasch wieder akut aufbrechen oder durch die tiefer liegenden Nöte nicht so schnell beseitigt werden können. Dennoch, jenes Wort ist dort zutiefst unchristlich, wo es über das einzelne geliebte Geschöpf Gottes hinwegredet, wie wenn seine Rettung und Bewahrung gleichgültig wäre und nichts bedeute. Es sollte ganz und gar aus unserem Sprachschatz verschwinden! Die Indienhilfe für BROT FÜR DIE WELT 1967 sollte es uns wirklich gelehrt haben. Wir entehren auch unsere Freunde, die ein Äußerstes an Hingabe und Kraft an dies Werk gesetzt haben und es zur Stunde noch Tag für Tag tun. Gossner-Leute sind weiterhin in hohem Maße an dieser großen Hilfsaufgabe beteiligt.

Nordwest-Orissa: Hier ist Anfang Juni unser Freund, Pfarrer Kraft, Berlin, an die Stelle von Missionsinspektor Weissinger getreten, der in Mainz-Kastel nicht länger entbehrt werden konnte. Er hat nach seiner Rückkehr mündlich und schriftlich so nüchtern und zugleich überzeugend und bewegend von der Notwendigkeit dieser Hilfe berichtet, daß das gewiß nicht ohne Einfluß auf die Opferbereitschaft vieler Gemeinden geblieben ist. Bis Ende Juli waren die unmittelbaren Kosten der Aktion gedeckt, und offenbar werden es die bis Ende September erwarteten Opfer in allen Landes- und Freikirchen ermöglichen, zukünftige Aufgaben im notvollen Indien tatkräftig

tig in Angriff zu nehmen. Bei BROT FÜR DIE WELT in Stuttgart ist man darüber sehr glücklich und dankbar, weil die Erwartungen in die Opferwilligkeit der Kirchen und Gemeinden sich erfüllt haben.

Süd-Bihar: Hier ist ab August die Speisung von 50 000 auf ca. 75 000 erweitert worden. Die Regierung war sehr dankbar dafür und hat tatkräftig diese Ausdehnung unterstützt. Dem leitenden Komitee in Ranchi steht etzt der Gossner-Christ N. E. Horo vor.

Calcutta: Hier hat Ende Juni der Ministerpräsident des Bundesstaates West-Bengalen die Speisung eröffnet, in dem er dem ersten Kind das Mahl servierte. Eine wunderschöne, väterliche Geste! Es ist offenkundig das große Verdienst unseres Bruders Montag, daß er die leitenden Regierungsstellen so außerordentlich an der großen Speisung interessierte — Christen und Nichtchristen zu vertrauensvoller Zusammenarbeit verbindend — daß sie Ende des Jahres ihrerseits eine Fortsetzung dieses Dienstes beabsichtigen.

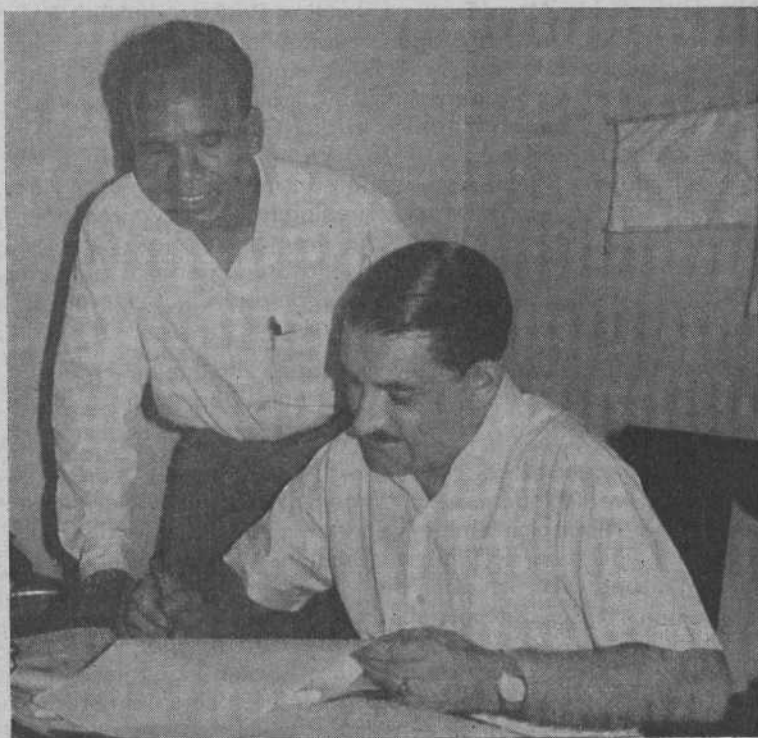
Wegen schwerer Erkrankung seiner Frau hat Freund Montag Anfang August für einige Wochen nach London zurückkehren müssen. P. Schmidt, Ranchi, ist in die Bresche gesprungen und trägt z. Zt. mit Herrn Kruse, Stuttgart, die leitende Verantwortung in der großen Stadt.

Die Gedanken der Kundigen und Verantwortlichen beschäftigen sich im Blick auf Indien schon ebenso sehr und immer stärker mit den zukünftigen Aufgaben, wenn der Kampf dieses Jahres um das Leben unzähliger vom Verhungern bedrohter Menschen des großen Landes bestanden sein wird. In Genf beim Ökumenischen Rat sammelt man Mittel und sucht nach Menschen, um vor allem auf dem Gebiet der Landwirtschaft Beispielhaftes ins Werk setzen zu können. BROT FÜR DIE WELT wird dabei sein, plant aber vor allem auch Sozialzentren in Calcutta, um notleidenden Gruppen christlichen Dienst erweisen zu können.

Man darf nicht müde werden — das ist gewiß! — sondern muß weiterhelfen! Gottes Güte hat uns Christen in Deutschland erlaubt, unzähligen, uns persönlich unbekannten Menschen Indiens dienen zu dürfen. Das wird segensreiche Bedeutung haben.

Bg.

Herr Montag (rechts) bei der Arbeit, unterstützt von S. Benghra, einem Gossner-Christen



werden. Wir haben Verteilungslager eingerichtet, so daß die Nahrungsmittel wöchentlich zum Speisungsplatz transportiert werden können. Kochgeräte und Kochtöpfe sind durch diese Verteilungslager zu beziehen. Der District Social Education Organiser wird Sie beraten, wie das Speisungszentrum einzurichten ist und wie die Bücher geführt werden sollen.

Unsere Brüder und Schwestern im Ausland haben Millionen gesammelt, um unseren Kindern Nahrung zu schicken. Diese Güter müssen mit höchster Sorgfalt behandelt werden. Hier liegt die Verantwortung aller Mitarbeiter. Die korrekte Durchführung des Programms wird Arbeit mit sich bringen. Nehmen Sie auch die Hilfe der Elternvertreter in Anspruch.

Ich hoffe, Sie nehmen sich meine Worte zu Herzen, und tun Ihre Arbeit sauber und verantwortungsvoll. Wenn die Kinder keine Mahlzeiten erhalten, haben wir Gottes Strafe verdient. Die Speisung muß trotz der damit verbundenen Mühen durchgeführt werden. Ich bitte Sie alle, auf die Sauberkeit der Mahlzeiten und des Trinkwassers zu achten.

Das „Feed the Children Aid Programme“ erwarten eine Abrechnung für die verteilten Lebensmittel. Der District Social Education Organiser wird durch Rundschreiben bekanntmachen, wie diese Abrechnung vorzunehmen ist.

Bekanntlich ist es uns bisher nicht gelungen, mehr Kinder zum Schulbesuch zu bewegen. Vielleicht hilft diese Speisung dazu, bei Eltern und Kindern mehr Interesse für die Schule zu wecken.

Sie tragen an der Verantwortung für die Zukunft des Landes mit. Sie haben es auf sich genommen, den Kindern des Landes eine Erziehung zu geben. In dieser Notlage ist es Ihre Aufgabe, den Kindern zu essen zu geben. Ihre Landsleute werden Sie und Ihren Einsatz nicht vergessen.

Ich bete zu Gott für Eure Zukunft
Euer R. Mohanty

So etwa geschieht es ...

Am Montag vormittag um 7.30 Uhr brachen wir mit unseren zwei in Orissa stationierten Jeeps zur Speisungsstelle in Nuagaon auf. Ungefähr 35 Meilen an manchen Stellen schon kaum noch passierbarer Straße waren zurückzulegen. Zwei Flüsse mußten durchquert werden. Die Fahrt kostete uns über zwei Stunden Zeit. Als wir die Kochstelle erreichten, hatte ein Koch gerade die irdenen Gefäße auf die mit Holz gespeiste Feuergrube gesetzt. Die Speisung sollte zwar erst um 11.00 Uhr beginnen, aber mindestens eine Stunde vorher erschienen bereits die ersten Kinder mit ihren Emaille- und Messinggefäßen, um die Lage zu prüfen. Viele brachten, wie es den Eltern aufgetragen war, ein Scheit Brennholz mit. Das erinnerte mich sehr an die erste Nachkriegszeit, wo wir zum Gottesdienst oder

auch im Kino häufig ein Brikett mitbrachten.

Als es dann endlich soweit war und der Koch seinen Gong ertönen ließ, hockten die meisten Kinder bereits erwartungsvoll auf dem Boden. Nur noch einige Nachzügler eilten schnell herbei. 95 Kinder zwischen zwei und höchstens zwölf Jahren saßen in vier langen Reihen. Dazwischen einige Mütter und ein Vater, die ihre Kleinsten auf dem Schoß hielten. Um sie herum im großen Kreis hatte sich neugierig die Hälfte der Dorfbewohner versammelt. Man lachte uns zu und auch dankbare Gesichter blickten uns an. Wir baten die beiden Köche, uns ausnahmsweise ein wenig beim Austeilen mithelfen zu lassen.

Wenn man zwei Monate nur mit Entladen, Transportieren und Lagern beschäftigt war, sehnt man sich danach, einmal verteilen zu dürfen und zuzuschauen, wie flinke Finger den Reis mit der gelben Dalsauce mischen. Die Kinder ließen es sich schmecken. Es schien uns eine einfache Mahlzeit, Reis, ein bißchen Öl und für den, der mochte, ein paar Körnchen grobes Salz. Für diese Kinder war es keine einfache Mahlzeit. Täglich Reis, wer kann sich das in den Dörfern Orissas, in diesem Jahr leisten? Die eigenen Vorräte sind seit Monaten aufgezehrt, einschließlich des Saatgutes. In den am ärgersten betroffenen Gebieten wird unsere Speisung für manche die einzige Mahlzeit am Tag sein. Es hätte uns bedrückt, unter den 95 Kindern des Dorfes Nuagaon nur die allerbedürftigsten Kinder auswählen zu müssen. Sicher waren nicht alle so hungrig wie der kleine Junge, der dem Koch beim Austeilen die Hand streichelte und dafür eine kleine Zugabe erhielt, aber nötig hatten sie es alle.

Neun Kinder von 95 mit stark geschwollenem Bauch haben wir gezählt. Mangelerscheinungen. Hier wäre eine zusätzliche medizinische Hilfe notwendig, aber wer soll sie geben? Nur in den seltensten Fällen wird ein Arzt um Rat gebeten. Nach dem Essen versammelten sich die Kinder zum Geschirrspülen am Dorfbrunnen. Kaum, daß der Mann am Ziehbrunnen die vielen hingehaltenen Schalen schnell genug mit Wasser versorgen konnte. Es war sehr heiß, und die Kinder tranken in durstigen Zügen das kühle Brunnenwasser. Mit dem Wissen, daß unsere Speisung in Nuagaon kaum jemanden erreicht, der ihrer nicht bedarf, machten wir uns auf die Heimfahrt nach Rourkela. Während der Fahrt blieb einer der Jeeps im Triebsand eines Flusses stecken. Es kostete über eine Stunde, das Fahrzeug durch unterlegen von Bohlen und mit vereinten Kräften wieder freizubekommen. Vor wenigen Tagen konnten diese Flüsse noch mühe'los durchquert werden. Teilweise lagen sie ganz trocken, teilweise führten sie nur ein schmales Rinnsal Wasser. Die Versorgung vieler Dörfer mit Lebensmitteln konnte gerade noch rechtzeitig vor dem massiven Einsetzen des Monsuns durchgezogen werden. In Kürze werden unsere LKWs die Flüsse nicht mehr durchqueren können. Auch viele Straßen verwandeln sich dann in eine unpassierbare Schlammpest.

Rainer Kruse



Dr. Thomas Dell:

Nach Ranchi

Die Frage, ob ich nicht nach Abschluß meiner theologischen Ausbildung auf einige Zeit in eine Kirche in Übersee gehen sollte, um dort in der Ausbildung der Pfarrer mitzuarbeiten, stellte sich mir zuerst vor elf Jahren. Damals hatte ich gerade an der Weltkirchenkonferenz in Evanston teilgenommen und studierte nun am Union-Seminar in New York. Hier lernte ich einen Inder näher kennen, der damals dort Gastprofessor war und der zur Zeit zu den Präsidenten des Ökumenischen Rates der Kirchen gehört, Professor Dr. Moses aus Nagpur. Später ergaben sich Verbindungen zu Christen aus anderen Ländern und Kirchen. Damit erweiterte sich der Gesichtskreis, aber die Grundfrage blieb. Sie wurde mir während der Weltkirchenkonferenz 1961 in Neu-Delhi in der Vielfalt der Möglichkeiten noch deutlicher. Schließlich spitzte sich die Frage im letzten Sommer zu, als ich einen Pfarrer unserer Kirche drei Monate lang in Kamerun vertrat, wo er am Theologischen College der Presbyterianischen Kirche in Westkamerun unterrichtet. Eine deutliche Zielsetzung hat sich durch die Anfrage der Gossner-Mission und die Einladung der Evang.-Luth. Gossner-Kirche ergeben, am Theologischen College in Ranchi auf einige Zeit zu unterrichten.

Der Schwerpunkt meines Theologiestudiums lag in den biblischen Fächern. Viel verdanke ich hier, in der Auslegung des Neuen und des Alten Testaments, den Professoren Bultmann und von Rad. In die Fragen evangelischer Glaubenslehre wurde ich durch Professor Schlink eingeführt. Als ich nach dem Studium die wissenschaftlich-theologische Arbeit fortsetzen konnte, begab ich mich in das Gebiet der frühen Kirchengeschichte und beschäftigte mich unter der Anleitung von Professor Freiherr von Campenhausen mit der Bedeutung der christlichen Hoffnung für die Theologen des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts. Auf die Promotion folgte von 1960 an Gemeindearbeit, von 1962 an ein Studentenpfarramt und mit Herbst 1963 das Referat für Mission und Ökumene in meiner Heimatkirche.

Seit September 1964 bin ich verheiratet, und meine Frau und ich freuen uns an einem Jungen, der nun knapp zehn Monate alt ist.

Die Erfahrungen, die ein Mensch im Leben macht, sind wohl stets nach verschiedenen Richtungen offen. Von vielerlei Geschehnissen habe ich einige genannt, die in die jetzt eingeschlagene Richtung zu weisen scheinen. Was uns die eigentliche Weisung gibt, ist aber die von dorthin ergangene Aufforderung, ist die dort gegebene Aufgabe. Wir gehen in der Gewißheit, daß die Gemeinde Jesu Christi in aller Welt eins ist, wie verschieden auch unsere menschlichen Eigenarten sind, und im Vertrauen auf das Gebet der Allgemeinen christlichen Kirche.

Speisung für mehr als 400 000 Kinder

Wir freuen uns, daß wir unseren Lesern eine persönliche Befragung von Missionsinspektor Weissinger bringen können, der beauftragt war, die Durchführung der Hilfsaktion BROT FÜR DIE WELT in Nord-Orissa, Indien, vorzubereiten. Herr Weissinger, Sie sind nun acht Wochen in Indien gewesen, um die Aktion BROT FÜR DIE WELT vorbereiten zu helfen. Von den Hungersnot in Indien hat mancherlei in der Presse gestanden. Welche Eindrücke hatten Sie davon?

Wir müssen uns bei dieser Frage klar werden, daß wir es in Indien mit einem Subkontinent zu tun haben und man darf nicht sagen, daß Indien insgesamt hungert. Es ist aber so, daß bestimmte Gebiete wie Orissa, Kerala und Madhyapradesh von einer ungeheuren Hungersnot erfaßt worden sind. Dahinter steht, daß im letzten Jahr der Monsun zu spät kam und auch der Regen im Vergleich zu anderen Jahren wesentlich geringer gewesen ist. Dadurch ist diese Hungersnot entstanden und wirkt sich nun sehr katastrophal aus, denn wenn Menschen, die sowieso am Existenzminimum leben, von solch einer Hungersnot erneut erfaßt werden, ist das Sterben nicht mehr weit. In dem Kalahandi-Distrikt in Orissa habe ich ganze Gegenden gesehen, die leer von Menschen sind, weil die Menschen ihre Dörfer verlassen haben, um in die Stadt zu gehen und dort an einer Speisungsaktion der indischen Regierung teilzunehmen. Auf dem Weg von den Dörfern zur Stadt sah man immer wieder Menschen liegen, die die Stadt nicht mehr erreicht haben, weil die körperlichen Kräfte nicht mehr ausreichten und sie auf dem Weg gestorben sind. In den anderen Teilen Orissas ist es noch nicht ganz so weit, aber zum großen Teil sind die Schulen leer, weil die Kinder „vor Hunger“ nicht mehr zur Schule kommen konnten. Ähnliche Berichte liegen von Kerala und Madhyapradesh vor. Aber ich darf nochmals wiederholen: Es gibt auch große Gebiete in Indien, in denen die Bevölkerung noch zu essen hat.

Wo haben Sie nun Ihr Arbeitsfeld gehabt, und was waren Ihre besonderen Aufgaben?

Die deutsche Delegation, die die Verhandlungen mit der Regierung führte, hatte eine Vorentscheidung getroffen. Bis wir hinaus kamen war festgelegt worden, daß wir in Calcutta selbst für 200 000 Kinder eine Speisung durchführen sollten. Außerdem sollten in Süd-Bihar 50 000 Kinder gespeist werden. Ich selber hatte den Auftrag, in Orissa diese Speisungsaktion aufzubauen.

Man war sich, glaube ich, in Deutschland nicht ganz klar darüber, daß die Aufgabe kaum innerhalb solch einer kurzen Zeit zu bewältigen ist, denn wenn man den Bundesstaat Orissa ein klein wenig kennt, dann weiß man, daß er zu einem der unterentwickelten Gebiete Indiens gehört, das heißt, daß auch die Straßenverbindungen sehr schlecht sind und dieses Gebiet sehr schwierig zu erfassen ist. Ich selber habe mein Hauptquartier in der in Deutschland nicht unbekannten Stadt Rourkela gehabt, wo ja in den letzten acht Jahren durch die deutschen Firmen das Stahlwerk aufgebaut worden ist. Die erste Zeit habe ich dazu benützt,



um Bestandsaufnahme zu machen, um erneut dann zur Regierung nach Bhubaneswar zu fahren, um die endgültigen Planungen mit ihr festzulegen und anschließend die Organisation nach den Unterlagen von Bhubaneswar aufzubauen.

Welche Schwierigkeiten waren zu überwinden? Hilft das indische Volk, soweit es dazu in der Lage ist, selber mit oder überläßt es die Hilfsaktion den Staaten der westlichen Welt und den christlichen Kirchen; insbesondere wie schaltet sich die indische Regierung in die Sache ein?

Die Hauptschwierigkeit zu Beginn meiner Arbeit war: genaue Unterlagen über die Bevölkerungszahl zu erhalten. Denn es ging uns bei unserer Speisungsaktion ja darum, wirklich die Ärmsten zu erreichen. Das heißt, wir bekamen genaues Material über die Schulen und die Schülerzahl, aber niemand konnte uns genau sagen, wieviel Kinder in diesem Gebiet überhaupt leben. So war ich beinahe die ersten vier bis fünf Wochen bei Temperaturen zwischen 45—49 Grad von morgens bis abends im Dschungel unterwegs, um selbst bei der Erfassung dieser Zahlen dabei zu sein.

Die zweite und für uns kaum zu überwindende Schwierigkeit war dann, die ganze Organisation vor dem Beginn der Regenzeit, die mit ziemlicher Sicherheit am 15. Juni beginnt, zu erstellen. Denn es handelte sich immerhin darum, eine Gesamtmenge von 1 300 Tonnen Lebensmittel in die entlegensten Gebiete zu übernehmen, weil 80 Prozent unseres Bereichs ab 15. Juni mit keinem Fahrzeug mehr erreichbar sind. Daß außerdem noch sehr viel kleinere Probleme und Schwierigkeiten da waren, sei am Rande erwähnt.

Nur eins: Als unser Reis eintraf in unserem Hauptlager, hatten wir kolossale Schwierigkeiten, zum Abladen des Reises genügend Arbeiter zu bekommen, was nicht am Willen der Arbeiter lag, sondern, weil der Reis in Zweizentner-Säcken ankam und die Arbeiter dort einfach körperlich nicht mehr in der Lage waren, Zweizentner-Säcke zu transportieren.

Ich könnte noch viel von solchen Einzelschwierigkeiten berichten, aber ich möchte eigentlich nur noch in bezug auf diese Frage erwähnen, daß ich mich gefreut habe, daß wir indischerseits bei unserer Arbeit die vollste Unterstützung erhielten und diese Unterstützung sowohl personeller als auch ideeller Art gewesen ist. Die Regierung selber versucht im Rahmen ihrer Möglichkeiten sehr viel. Ich habe immer wieder an verschiedenen Stellen und in verschiedenen Bezirken entdeckt, daß die Bevölkerung zum Straßenbau aufgerufen hatte und die Männer und Frauen das dafür in Indien gültige Gehalt pro Tag 2 Rupies (1,80 DM) erhielten, um dafür in den staatlichen Geschäften zwei Kilo Reis kaufen zu können. Allerdings muß erwähnt werden, daß auch hier die Transportschwierigkeiten immer wieder Situationen hervorbrachten, daß sie trotz dieses geldlichen Verdienstes den Reis nicht kaufen konnten, weil er nicht rechtzeitig eingetroffen war. So hörte ich an einer Stelle, daß man seit sechs Tagen auf einen Lastwagen wartete, der wegen Motorschadens liegengeblieben war, und es nicht wie bei uns ist, daß man die nächste Werkstatt schnell erreichen kann, da die nächste Werkstatt oft 150 bis 200 km weg ist und dadurch sämtliche terminlichen Planungen recht schwierig sind und immer wieder auch durchkreuzt werden.

Man hört immer wieder hier in Deutschland, solange die Inder ihre heiligen Kühe nicht abschlachten, mit denen doch viel Hunger gestillt werden könnte, sollten wir auch nichts tun. Es sei ja alles doch nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Was kann man dem entgegen halten?

Mit den Kühen ist es in Indien wirklich ein großes Ärgernis, und besonders als Kraftfahrer. Ich habe in diesen Wochen mehr als 12 000 km fahren müssen, und es gibt kein größeres Verkehrshindernis als die Kühe. Aber es ist oberflächlich, wenn wir sagen, daß diese Kühe abgeschlachtet werden müßten, allein deshalb weil damit kaum jemand zu ernähren ist, da die Kühe in einem ähnlichen Zustand sind, wie die Menschen und nur aus Haut und Knochen bestehen. Aber die doch durchaus tiefer gehende Frage ist die, ob wir verlangen dürfen, daß Menschen das ihnen Heilige abschaffen sollen. Solange in Indien die Menschen im Hinduismus verwurzelt sind, dürfen wir niemals mit solch einer Forderung auftreten, denn es ist ja auch in Deutschland niemand aufgetreten und hat 1945 die Forderung aufgestellt, daß wir eine wertvolle alte Lutherbibel verkaufen sollten, zu Gunsten von Weizen und Zucker, oder unsere doch in den Kirchen hochgeachteten und hochgeschätzten Dine zu Lebensmitteln machen sollten. Solange die Menschen in ihrem Glauben verwurzelt sind, und ihnen dieser Glaube auch die einzige Bindung ist und auch die Familien und die Gemeinschaft erhält und trägt, dürfen wir in dieser Form nicht reden. Forderungen, die wir an den Menschen stellen, sollten für sie zugänglich und verständlich werden. Solch eine Forderung ist, wenn sie nicht ohne lange Vorarbeit in Gesprächen gestellt wird, einfach nicht für die indische Bevölkerung vollziehbar.

Es ist sehr die Frage, ob unsere Hilfsaktion nur „ein Tropfen auf den heißen Stein“ ist. Ich würde sogar noch weiter fragen: Ist es richtig, in einem Land mit einer Überbevölkerung, daß wir die Menschen auf diesem Wege noch am Leben erhalten? Für Christen allerdings meine ich, ist es unzulässig, diese Frage zu stellen. Wenn man die Kinder Augen vor sich sieht und wenn man ihre erwartungsvollen Blicke in den Dörfern sah, wo ich eingefahren war, um die Speisung aufzubauen, dann kann man gar nicht anders, als ihnen zur Seite

zu stehen und ihnen zu helfen. Außerdem glaube ich, daß uns im Neuen Testament genügend Hinweise gegeben worden sind, daß wir dort, wo wir zur Hilfe gerufen werden, nicht fragen dürfen, ob diese Hilfe nun wirklich ausreichend ist, sondern wenn wir einen Ruf erhalten, mit all uns zur Verfügung stehenden Mitteln zu antworten haben. So sind wir ja nicht nach Indien gegangen von uns aus, sondern weil Menschen uns gerufen haben; und wir sollten nicht vergessen, daß unser Herr selber im Matthäus-Evangelium davon redet, daß er hungrig gewesen ist und Menschen gekommen sind und ihn gespeist haben. So dürfen wir diesen Ruf nicht anders hören, als von Kindern und Menschen, die zum Eigentum Gottes gehören. Und von da aus gibt es diese Frage, glaube ich, nicht mehr, ob es nur ein Tropfen ist, sondern wir sollten uns fragen, ob wir nicht noch mehr Möglichkeiten hätten, aus einem Tropfen sogar einen kleinen Regen zu machen.

Mit dieser Antwort ist in etwa auch schon die nächste Frage angepeilt. Glauben Sie, daß diese Hungersnot ein vorübergehender Zustand ist, oder daß bei dieser uneinheitlich wachsenden Bevölkerungszahl der Hunger sozusagen ein chronisches Übel sein wird, dem man nie beikommen kann?

Sicherlich stehen große Nöte dem indischen Volk noch bevor. Denn bei dieser ungeheuer wachsenden Bevölkerungszahl und dem verhältnismäßig langsameren Steigen der landwirtschaftlichen Produktion, kann man mit ziemlicher Sicherheit vorausberechnen, daß die große Hungersnot Indiens in den Jahren 1969 bis 1970 kommen wird. Denn es ist innerhalb der letzten acht Jahre durch hygienische Maßnahmen gelungen, die Lebenserwartung in Indien um zehn Jahre heraufzuschrauben, so daß dieser Bevölkerungszuwachs ja nicht nur mit der Geburtenzahl zusammenhängt, sondern auch dadurch, daß die Menschen jetzt eine längere Lebenserwartung haben. Wir werden an diesem Punkt noch sehr viel nachzudenken haben, wie man sich auf diese mit ziemlicher Sicherheit kommende Not vorbereiten kann.

Indischerseits wird an dieser Stelle sehr viel getan, so wie man bei uns die Rote-Kreuz-Wagen auf den Straßen sieht, die unterwegs sind, um Kranke und verunglückte Verkehrsteilnehmer ins Krankenhaus zu schaffen, sieht man in Indien die Wagen der „Family-planing“ in die kleinsten Dörfer hinaus fahren und man versucht dort, mit anschaulichem Bildmaterial mit Gesprächen und dergleichen die Bevölkerung auf die Verantwortung an diesem Punkt anzusprechen. Im Gegensatz zu uns gibt es sogar einige Maßnahmen finanzieller Art, wo Prämien bezahlt werden, wenn die Kinderzahl klein gehalten wird. Ich erwähne das, weil man sehen soll, was die indische Regierung durchaus im Rahmen ihrer Möglichkeiten versucht zu tun. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß Indien selber bemüht ist, ein demokratisches Staatsgefüge aufzubauen und in einem demokratischen Staatsgefüge all diese Fragen ja wesentlich schwieriger zu regeln sind als man es in diktatorischen Staaten tun kann. Aber ohne Zweifel wird es eine Herausforderung an die westliche Welt sein und besonders auch nun an uns in Europa, ob wir uns, nachdem diese Dinge bei uns bekannt sind, dieser Aufgabe stellen. Und wenn wir Christen davon reden, daß diese Welt die Schöpfung Gottes ist mit allem, was darauf ist, dann sollten besonders wir wachsam sein und uns fragen, wie wir auf diese kommende große Not in Indien in zwei bis drei Jahren reagieren wollen.

Eine letzte Frage: Haben Sie den Eindruck, daß die Menschen für unsere Hilfe dankbar sind? Sie wird ja nicht nur Christen gewährt, sondern selbstverständlich auch Menschen einer heidnischen Religion. Sind in diesen Religionen, im Hinduismus und Buddhismus Impulse für eigene Liebesarbeit vorhanden, oder hat hier das Christentum durch seine Diakonie eine neue missionarische Chance?

Es ist ohne Zweifel, daß die Menschen für unsere Hilfe dankbar sind. Ich habe es sowohl in Regierungskreisen, bis hin ins kleinste Dorf immer wieder erlebt, daß man spontan sich für unser Kommen und für unsere Hilfsmaßnahmen bedankte. Obwohl dieses Danken in Indien nicht so Sitte ist wie bei uns in Europa. Außerdem denke ich an all die Blicke der Eltern, die so voller Sorge auf ihre Kinder sahen, wie ein Leuchten in ihre Augen kam, als sie hörten, warum wir gekommen waren und was wir tun wollten. Es ist also ohne Zweifel, daß dieses Hilfsprogramm von den Menschen in den verschiedenen Schichten des Landes voller Dankbarkeit entgegengenommen wird. Die Frage ist im Blick auf die missionarische Verantwortung mit Recht gestellt, denn hier ist man in Indien sehr, sehr kritisch allen ausländischen Hilfen gegenüber, soweit sie politischer Art sind.

So hat man sehr wachsam auch auf uns geschaut, wie weit wir nun versuchen, durch unsere Speisungsaktion die Menschen zu bewegen, zum christlichen Glauben zu kommen. Es geht in Indien sogar der „Slogan“ um, jetzt kommen die Christen und nützen die Notsituation aus und neben dem Reistopf steht das Taufbecken. Woher diese Dinge kommen, ist mir unklar. Mag es vielleicht in der Missionsgeschichte der einen oder anderen Kirche einmal solche Dinge gegeben haben, oder Einzelfälle, die dann aufgebauscht worden sind, ich weiß es nicht. Aber genau darin sah ich nun die große Möglichkeit unseres diakonischen Zeugnisses, daß wir mit unserer Speisungsaktion geschlossene Gebiete übernommen haben und ohne jeglichen Unterschied die Kinder zur Speisung heranziehen, das heißt Hindus, Moslems, solche, die zu den Kasten der Unberührbaren gehören, katholische Kinder, protestantische Kinder der verschiedenen Richtungen. Und als dies deutlich wurde, haben wir auch die vollste Unterstützung selbst strenggläubiger Hindus erhalten. Obwohl sie genau an diesem Punkt nun nicht mehr wußten, wie sie uns einzureihen haben, weil es anscheinend neu für sie war, daß Menschen etwas geben konnten, ohne etwas dafür zu fordern.

Hier sehe ich für die Zukunft die große Aufgabe der Christen, und ich glaube, daß es neutestamentlich ganz legitim ist, daß wir in solchen Maßnahmen ohne jegliche Hintergründe für die Menschen da sind. Daß ich sehr freimütig auf die Frage, warum wir das tun, geantwortet habe, daß ich wüßte, daß unser Herr eine unaufgebbare Liebe zu den Menschen ohne Unterschied habe, und daß es diese Liebe sei, die die Menschen in Deutschland zu dieser Sache getrieben und auch mich dann nach Indien in Marsch gesetzt hätte, ist selbstverständlich. So wie Jesus bereit war, auf das Schreien der Menschen zu hören, ohne auf Staats- und Religionszugehörigkeit Rücksicht zu nehmen, und geholfen hat. Denken wir doch an die Heilung der zehn Aussätzigen, wo Jesus spontan auf das Schreien dieser Kranken reagiert, sie heilt und sie dann zu den Familien zurückschickt. Ich glaube, in dieser Richtung sollten wir noch mehr Überlegungen anstellen, denn soweit ich das überschauen kann, liegt darin die große missionarische Auf-

gabe für die Zukunft. Man kann mit einem Hindu heutzutage durchaus über christlichen Glauben sprechen, und es macht einem Hindu in Deutschland auch absolut nichts aus, in unseren Gottesdienst zu gehen und in unserem Gottesdienst zu beten. Denn unser Herr ist durchaus im Hinduismus mit vereinnahmt worden, als eine Ausdrucksform, und deren gibt es viele, des einen Gottes. Das heißt, daß sie Jesus als einen lebendigen Sohn Gottes, als eine Gottheit akzeptieren, aber nicht als den einzigen Sohn des einen Gottes. Von hier aus gibt es beinahe keine Diskussionsgrundlage mehr mit dem Hinduismus. Aber da, wo nun die Konsequenzen in das praktische Leben mit hineingezogen werden, die wir als Christen von unserem Glauben zu ziehen haben, kommt man sehr schnell mit dem Hinduismus und mit der Struktur seines Lebens in Konflikt und von da aus werden die Dinge wieder akut und wirklich zu einer Diskussionsgrundlage mit ihnen.

So glaube ich, daß wir im Blick auf die Zukunft zwei Wege zu gehen haben: Im indischen Bereich den einen, den die Kirchen selber gehen, die missionarische Arbeit, wie wir sie aus der Missionsgeschichte heraus kennen — diese haben unsere Geschwister in Indien übernommen. Aber wofür selbst wir Christen noch nicht das richtige Verständnis haben, ist: Die diakonische Verantwortung in ihrem Staat, in ihrer Umwelt, und in dieser Richtung könnten wir sicherlich noch vieles tun.

Wenn danach gefragt wird, ob der Hinduismus selbst zu einer Liebestätigkeit neigt, dann sollten wir uns darüber klar sein, daß auch der Hinduismus heutzutage in einer ständigen Wandlung begriffen ist. Und es gibt zum mindesten in einer Richtung Zeichen dafür, daß er Liebestätigkeit aufnimmt, das ist bei der Ramakrishna-Mission, die ganz ausgezeichnete Hospitäler für TB-Kranke gebaut hat und im Rahmen der Tuberkulosebekämpfung tätig ist. Das ist allerdings das einzige, was ich bis jetzt an Liebestätigkeit in dieser Richtung gefunden habe; ob diese Richtung weiter verstärkt und entwickelt wird, ist kaum zu beantworten, hier wird man abwarten müssen.

Gekocht wird unter freiem Himmel

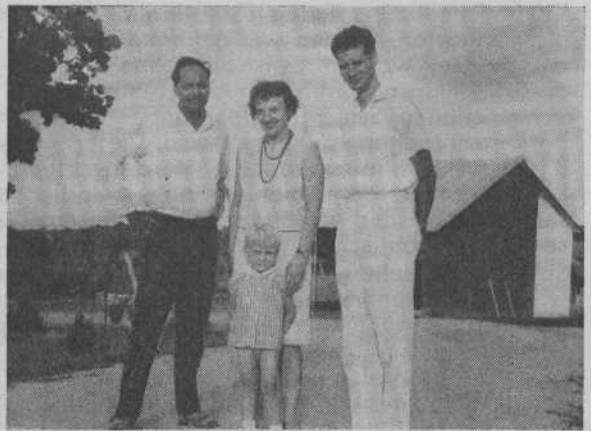


DIE BILDSEITE DER GOSSNER-MISSION

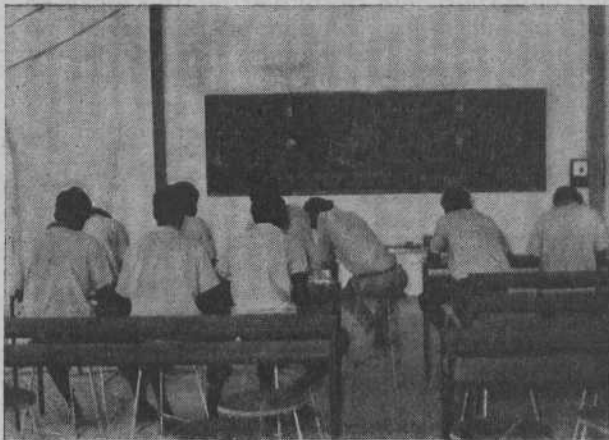
TTC Fudi - Gossnerkirche Indien



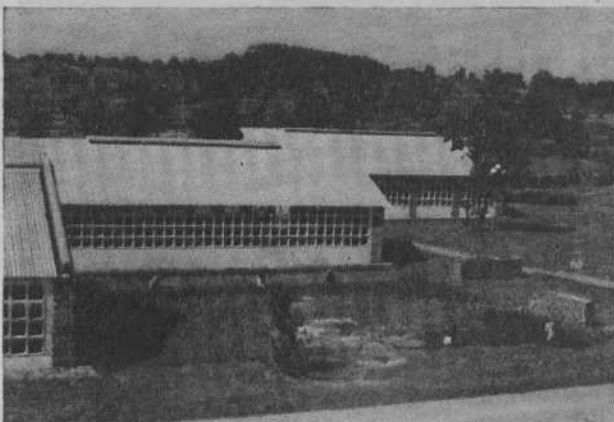
1



4

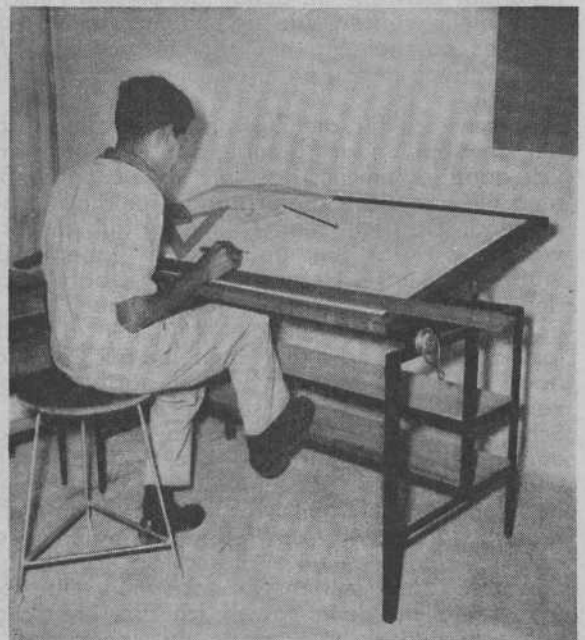


2



3

- 1: Bürogebäude
- 2: Theoretischer Unterricht
- 3: Werkhallen
- 4: Der Leiter des TTC Dipl.-Ing. Klaus Schwert (rechts) und Frau mit dem indischen Mitarbeiter B. F. Tirkee
- 5: Lehrling am Zeichentisch

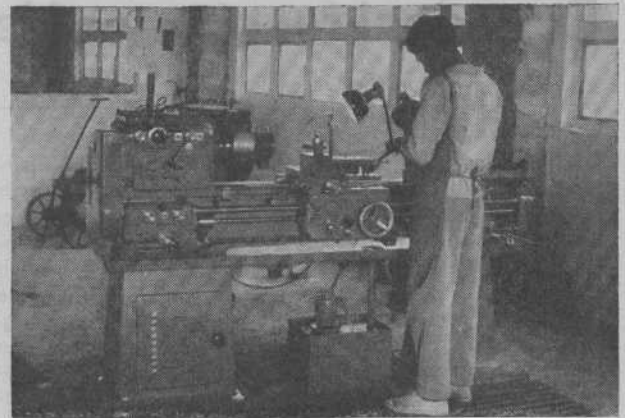


5



6

6: Eine Gruppe von Lehrlingen (Metallklasse)



9

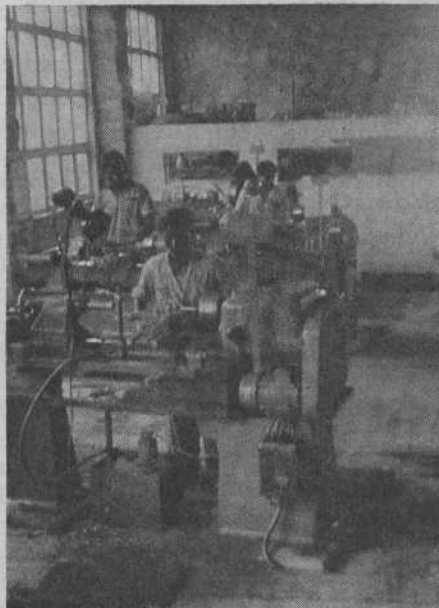
7: Blick zur Dreherel

8: In der eigenen Werkstatt hergestellt: Tisch, Bett, Schrank

9: Dreher an der Arbeit

10: Das ist die Küche der Kantine

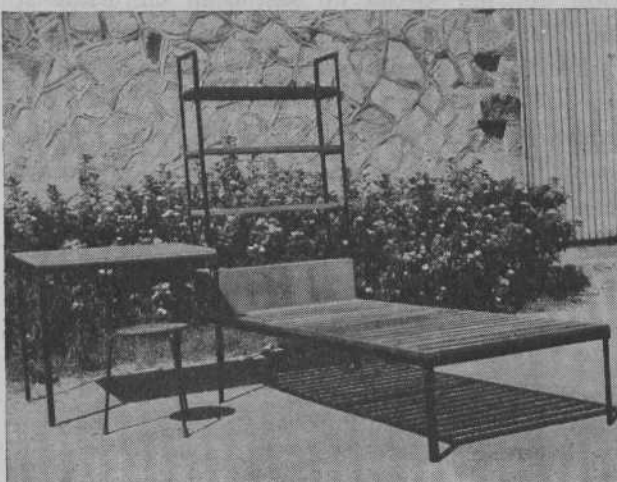
11: Feierabend in der Halle



7



10



8



11

Erntedankfest in der Handwerkerschule Fudi

Zu diesem schlichten Bericht des jungen Fudi-Pfarrers, der dort mit den Arbeitern und Lehrlingen Tag für Tag Handarbeit verrichtet, schreibt Klaus Schwerk: Vielleicht müßte man diesen Artikel für das Gemeindeblatt der Gossner-Kirche, den Gahrbandhu, noch ergänzen, denn er bringt natürlich bei weitem keine vollständige Erzählung von dem ganzen Vorgang. Aber vielleicht reicht er auch so aus, um etwas von der einfachen, und doch für unsere Leute so ungeheuer neuen Erfahrung der „neuen Welt“ wiederzuspiegeln, die über sie an allen Enden und schließlich auch in der Kirche hereinbricht. Es ist alles im Fließen, und solche tastenden Versuche sind Ansätze, mit der neuen Wirklichkeit fertigzuwerden. Gerade, daß die Dinge in Bewegung geraten, gibt uns Hoffnung für die Kirche und unsere Welt hier.

Gottesdienst — Erntedankfest 1965 in Fudi



Jeder weiß, daß ein Eisenbahnzug auf zwei Gleisen fährt, sonst kann er nicht vorwärtskommen. Die Gossner-Kirche, der wir angehören, gleicht einer solchen Eisenbahn auf unserer Lebensreise; christlicher Glaube und Gesundheit im Leben sind die zwei Gleise. Beide muß die Kirche haben. Beides ist notwendig, um sie kraftvoll zu erhalten, die Kirche und ihre Glieder. Gott hat uns Äcker und Wald gegeben, aber auch Schulen und höhere Ausbildungsstätten, damit unsere geistige Kraft wächst. Wir haben solche Institutionen, wie die Lehrfarm in Khuntitoli, die kirchliche Druckerei in Ranchi und unsere Handwerkerschule in Fudi, um Menschen heranzubilden. Bevor wir diese Arbeit begannen, hatten wir nur das Evangelium, um uns innerlich wachsen zu lassen. Es ist nun an den Gliedern unserer Kirche, das gut zu nutzen, was uns gegeben wurde.

Viele Mühlen und Fabriken sind in unserem Land Indien errichtet, und in nicht zu ferner Zukunft wird es mehr und mehr von der Industrialisierung geprägt sein. Das Wirken der Kirche geschieht mitten in dieser industriellen Welt, deshalb müssen unsere Gossner-Christen in immer stärkerem Maße eine technische Ausbildung bekommen, und die Landwirtschaft darf nicht mehr allein die Grundlage sein, auf der sie ihren Lebensunterhalt gewinnen. Es wird sogar so sein, daß ihr Einkommen dadurch steigen wird und sie wirtschaftlich vorankommen. Dabei sollte jeder in der Kirche von lauter Motiven erfüllt sein, seine Kirche als eine Gabe von Gott ansehen und sich mitverantwortlich wissen, daß sie selbständig ihre Aufgaben wahrnimmt.

In der Adventszeit letzten Jahres meinten wir, wir

sollten in Fudi das in diese Woche fallende Erntedankfest auf besondere, uns gemäße Weise feiern. Wir bestellen ja kaum Land und ernten keine Feldfrucht, aber da wir unseren Unterhalt durch handwerkliche Arbeit empfangen, sollten wir, so regte jemand an, uns Gottes Güte vor Augen halten, indem wir zum Dankfest Gegenstände als Opfer darbringen, die wir in unserem Betrieb angefertigt haben. Der Vorschlag fand einmütige Zustimmung. Unser Dankopfer sollte in einem Taufstein, Tisch, Stuhl und einer Bank für die Kirche bestehen. In irgendeiner Kirche sollten sie dann für den Gottesdienst bestimmt sein.

Nun also, Direktor Schwerk stellte das notwendige Material dafür zur Verfügung und eine Gruppe von Freiwilligen ging ans Werk, um die notwendigen Metall-, Holz- und Maurerarbeiten auszuführen. Alle fertigten die geplanten Gegenstände — Tisch und Bank, Stuhl und Taufstein — in ihrer Freizeit mit großer Hingabe an. Sollten sie doch ein Dankopfer für die Kirche im festlichen Gottesdienst sein! Sie machten damit deutlich, daß auch Handwerker und Fabrikarbeiter „Erntedankfest“ zu begehen Grund haben, wenn sie auch nicht in der Landwirtschaft arbeiten. Denn auch technische Kenntnis und handwerkliches Können sind Gaben des Allmächtigen Gottes.

Unsere „Erntedankfest-Gaben“ wurden dem Präsidenten der Synode Burju übergeben und kommen in die Kirche des Dorfes Chalagie in seinem Bezirk. Jesus spricht: „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte.“ Matth. 22,57

Euer Pastor S. Burh—Fudi

Predigt am Erntedankfest in Berlin

2. Korinther 9, 6-11

„Ich meine aber das: Wer da kärglich sät, der wird auch kärllich ernten; und wer da sät im Segen, der wird auch ernten im Segen.

Ein jeglicher nach dem Willen seines Herzens, nicht mit Unwillen oder aus Zwang; denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.

Gott aber kann machen, daß alle Gnade unter euch reichlich sei, damit ihr in allen Dingen allewege volle Genüge habt und noch reich seid zu jedem guten Werk;

wie geschrieben steht: „Er hat ausgestreut und gegeben den Armen; seine Gerechtigkeit bleibt in Ewigkeit.“

Der aber Samen reicht dem Säemann und Brot zur Speise, der wird auch euch Samen reichen und ihn mehren und wachsen lassen die Früchte eurer Gerechtigkeit.

So werdet ihr reich sein in allen Dingen, zu geben in Lauterkeit, welche durch uns wirkt Danksagung an Gott.“

Liebe Gemeinde! Es darf Gottesdienste geben, in denen die Verkündigung ausgesprochenermaßen durch das Opfer bestimmt wird, welches in diesem Beieinandersein der Gemeinde erbeten wird. Seit vor etwa 6 Jahren die Synode unserer Kirche in Berlin-Brandenburg die Kollekte des Erntedankfestes für „die Stärkung schwacher, leidender und armer Bruderkirchen in aller Welt“ bestimmte, — es war ein guter Beschluß! — sollte besonders am Gottesdienst dieses Tages eine Verbindung zwischen Predigt und Opfer hergestellt werden. Auch aus einem inneren Grunde: Die altkirchliche Epistel — unser Predigttext — stammt aus einem Abschnitt des 2. großen Briefes des Missionars Paulus an die Korinthische Gemeinde, in dem er seine Opferbitte für die schwache Schwestergemeinde in Jerusalem ganz ausführlich — geistlich, menschlich — begründet. Wenn also in unserem Text von Saat und Ernte die Rede ist, so hat Paulus gar nicht an Korn und Früchte und all das gedacht, woran wir gemeinhin am Erntedanktag denken; daß Gottes Güte uns wieder bescherte, was uns leiblich nüt ist und unser Leben fristet, wohl gar bis zum Überfluß. Die komplizierte Verflechtung der modernen Weltwirtschaft stand ihm vollends nicht vor Augen, in der ein patriarchalisch und bäuerlich verstandenes Erntedankfest der Christen sich oft wie ein Überbleibsel aus vergangenen Tagen ausnimmt. Aber der unerbittliche Zusammenhang von Saat und Ernte bleibt: Was hast Du, Christenheit, ausgesät? Was darfst Du als Ernte erwarten? Er fragt danach geistlicher Weise. Gewiß also nach unserem „Reichtum zu allen guten Werken“, nach dem „Gewächs unserer Gerechtigkeit“ und also der Frucht und Ernte unseres Tuns.

So denke ich, es möchte gut sein, daß ich Euch

1. das Bild einer schwachen Bruderkirche in knappen Strichen zeichne;
2. nach der Aufgabe frage, die sie (und andere ihresgleichen) uns stellt.

Nicht umsonst sollt ihr jemand die Predigt am heutigen Tage anvertraut haben, der im Dienst der Stärkung einer solchen Kirche steht!

1.

Schon dies erste Stück der Predigt wird — ohne besondere Unterstreichung meinerseits — gar manche mahnenden, nachdenklich machenden Fragen an uns enthalten.

Diese noch schwachen, der Stärkung bedürftigen

Bruderkirchen sind ganz offenkundig durch einige charakteristische Merkmale geprägt.

a) Sie sind **Diasporakirchen**

Sie leben in weiter Zerstreuung. Die Gemeinden befinden sich inmitten einer übergroßen Mehrzahl von Nicht-Evangelischen — wenn wir etwa an unsere Brüder in Spanien oder Polen, Italien oder Belgien denken — oder gar von Nichtchristen. Die 1000 Gemeinden der Gossner-Kirche im Nordosten Indiens sind 2-3% unter Hindus und Mohammedanern. Man kann nicht von Kirchturm zu Kirchturm blicken wie in Berlin oder auch in Hannover, Sachsen oder Württemberg. Sie sind einsamer, mehr Widerstand ist um sie. Die Kinder in der Schule, die Menschen am täglichen Arbeitsplatz — sie sind umgeben von Fremdheit. Die Christen in der Minderheit — was wir ahnen, daß es trotz der Statistik im Grunde auch bei uns der Fall ist; dort ist es unbezweifelbare Wirklichkeit.

b) Sie sind allermeist und durchweg **arme Kirchen**.

Ein so brillant funktionierendes Kirchensteuersystem gibt es ja nirgends bei unseren Bruderkirchen in der Welt, außer von Stockholm bis Zürich in Mitteleuropa — nicht einmal in England. Unsere wohl ausgestatteten Kirchen, Gemeindehäuser und Jugendräume sind für sie sagenhaft. Neid erfüllt sie nicht, aber das Verlangen, auch einmal solche Möglichkeiten zu haben, ist nicht verwunderlich. Die Diener dieser Bruderkirchen leben bescheiden, ja spartanisch. Monatsgehälter von 100,— DM sind nicht eine Ausnahme, in den außereuropäischen Kirchen Asiens und Afrikas ist das die Regel. Wenn man seinen Amtsbrüdern in Spanien oder Indien begegnet, müssen einem seltsame Empfindungen kommen: Man ist meist sehr beschämt.

c) Unsere Bruderkirchen haben allermeist **Gemeinden kleiner Leute**.

Es ist wie am Anfang der Christenheit, eben in Korinth. „Nicht viel Weise nach dem Fleisch“, kaum wohlhabende, einflußreiche, wohlsituierte Leute haben diese Gemeinden. Ihre Armut und die ihrer Glieder hängen eng zusammen. Von ihrem Wenigen opfern sie für Gottes Sache freilich mehr als wir von unserem guten Auskommen.

d) Sie sind — vor allem in Übersee — **wirklich junge**, erst gerade aus der Missionsarbeit entstandene Kirchen. Sie haben weder ein reiches Presbiterium noch Akademien, weder große Dome noch schöne alte Kirchenmusik, weder große diakoni-

sche Zentren noch eine breite, eigenständige Theologie. Sie gleichen den 20-22 jährigen Söhnen und Töchtern unserer Familien. Auch diese haben noch nicht Besitztum oder Erfahrungen wie wir Älteren. Der Weg dieser jungen Kirchen ist noch nicht so reich an Bewährung und Versäumnis, an Schuld und empfangener Gnade wie bei uns.

e) Aber eins haben sie allermeist: Einen **lebendigen Hunger** nach dem Wort Gottes und der Gemeinschaft untereinander. Eine Gemeinde von ca. 5 000 Gliedern dort auf dem indischen Hochland füllt die Kirche mit 800 Plätzen zweimal am Sonntag. Sie haben auch ein stärkeres Bewußtsein ihrer Sendung zu den Nichtchristen. Diese jungen Kirchen wachsen meist. Es ist weniger Skepsis und Müdigkeit und Satttheit als bei uns. Man findet nicht so viel religiöse Konsum-Gesinnung wie in Europas Kirchen, wo die Christen von Oslo bis Genf und von Budapest bis London sagen: Dies schmeckt mir nicht, dessen bin ich überdrüssig in der Kirche; ich verhalte mich lieber passiv. Es ist alles schlichter, einfältiger im Leben der Gemeinden; gewiß nicht ohne Probleme und Nöte. Aber es werden nicht so „viele Künste“ gesucht wie oft im kirchlichen Betrieb bei uns.

f) Ein Wichtiges noch vom Bild dieser jungen, der Stärkung bedürftigen jungen Kirchen, gerade auch denen aus der Missionsarbeit erwachsenen: Sie sind **autonome Kirchen**, erwachsen der gutgemeinten Väterlichkeit oder dem Gängelband europäischer und amerikanischer Christen. Brüderlichen Beistand bedürfen und erbitten sie zur Erfüllung der riesigen Aufgaben in ihren Völkern an Zeugnis und Dienst. Aber da sie Gottes Wort und Christi Geist empfangen haben, sollten wir gewiß sein, daß sie — geleitet von unser aller Herr — ihren Weg gehen und finden werden, ohne daß wir ihnen heute und morgen sagen müßten: Dies sollt ihr tun; jenes lassen; und das ist auch noch verkehrt und mangelhaft bei Euch. Wir, die wir so greuliche Irrtümer — wir denken an die Jahre nach 1933 — hinter uns und Versäumnisse heute unter uns haben, wir sind nicht länger die „Pestalozzis“ der jungen, kleinen Kirchen in Asien und Afrika, deren Ratschläge oder gar Weisungen sie befolgen müßten.

g) Ein letztes, was zum Bild dieser kleinen Kirchen gehört. Es lebt in ihnen eine tiefe **Dankbarkeit** für den empfangenen Reichtum des Evangeliums. Es ist wirklich so, wie Paulus schreibt: „Was wird aber da wachsen, wo unsere Saat hinfällt? Dankbarkeit. Die Dankbarkeit gegen Gott in den Herzen vieler Menschen.“ Es gehört zu den bewegendsten Erinnerungen unseres Besuches in der jungen Gossner-Kirche, an die meine Frau und ich uns gegenseitig bisweilen erinnern: Die Dankbarkeit der Menschen in den Dörfern von Chota Nagpur bis Assam hinauf. Aus ihrer Armut beschenken sie uns. Berlin war für sie die Stadt überquellenden geistlichen Reichtums und lebendigen Glaubens. Von hier waren ja die Boten des Evangeliums gekommen. Indem wir sie stärken, sie besuchen und in aller Bescheidenheit ihnen etwas helfen, vertiefen wir in ihren Herzen die Dankbarkeit gegen Gottes Güte, der ihnen Brüder schenkt.

Genug von dem Bild dieser unserer jungen Bruderkirchen in wenigen skizzenhaften Strichen!

2.

Welche Aufgaben, welche Erkenntnisse werden uns durch sie zuteil?

a) Sie sind die **Ernte unserer Aussaat**: In Südafrika und Indonesien, auf Neu-Guinea und in Abessinien, in Togo, Tangajika und eben auch in Indien. Es ist bewegend, die Ernte in Gestalt junger Kirchen zu sehen, die durch eine Aussaat von hier erwachsen sind. Der Blick auf sie, das ist gleichsam das „geistliche Erntedankfest“, zu dem dieser Tag und das Opfer dieses Gottesdienstes uns ruft. In Ost-Berlin am Königstor und Friedenau stehen (hier bei uns in Berlin) 2 Missionshäuser, durch die die Aussaat in vielen Jahrzehnten hindurchgegangen ist. Es darf wohl Dank und Jubel unsere Herzen bewegen: Gott hat eine Ernte geschenkt. Dank — Freude — gar Jubel? Doch wohl nur sehr verhalten! Denn es gilt nüchtern zu bleiben. Bei wahrhafter Prüfung müssen wir sogar sagen: Die Aussaat war kärglich. Die Ernte dementsprechend. Aus der evangelischen Christenheit Deutschlands und ihren fast 20 000 Gemeinden — fast die Hälfte aller Protestanten Europas sind in Deutschland — hätte der Körnerwurf viel breiter, die Sendung viel großzügiger, Dienst und Zeugnis in die Welt hinaus viel intensiver geschehen müssen in den letzten 2 Jahrhunderten. Zu wenige Christen Deutschlands sind hinausgegangen — haben geliebt, geopfert, gebetet für das Evangelium in der Welt, für das Heil unter den Völkern. Der kleine Protestantismus Frankreichs von 800 000 Gliedern trägt heute eine überseeische Christenheit von 1,2 Millionen Christen in jungen Kirchen; die 45 mal so große evangelische Christenheit Deutschlands nur eine 4 mal so starke Christenheit von ca. 5 Millionen in Übersee.

Nun, vergeßt meinethalben diese Zahlen, obwohl sie nicht tote Statistik sind, sondern höchst lebendig und erregend. Sie sind nämlich — jawohl, heute am Erntedanktag! — ein Bußruf ohnegleichen: **Wir haben kärglich gesät** als Christen in unserem Land, dem Land der Reformation, auf die wir bisweilen immer noch in menschlich-eitlem Stolz blicken. Auch unsre Ernte ist bis zur Stunde kärglich. Wir würden etwas versäumen und uns etwas vormachen, wenn wir uns das nicht eingeständen, uns das nicht klar und nüchtern im Spiegel des heutigen Textes sagen ließen. Unser Herr hat unter den Christen anderer Völker mehr Eifer im Aus-säen, mehr Gehorsam zum Zeugnis in aller Welt, mehr Treue im Dienst, größere Bereitschaft, sich senden zu lassen, gefunden; auch größeren Opfersinn. In dieser größten Sache des Reiches Gottes rangieren wir ganz hinten. Es ist kein Grund zu stolzer Freude. Das Paulus-Wort vom kärglichen Säen und Ernten trifft uns haargenau.

b) **Dennoch eine Ernte**, die Ernte junger, sich entfaltender Bruderkirchen! Ihre Existenz ein Zeichen der Gnade Gottes und der Kraft des Evangeliums. Sie warten auf Stärkung durch uns in ihren großen Aufgaben. Wir Christen in Deutschland sind von Gott noch nicht weggeworfen, Instrumente seiner stärkenden Barmherzigkeit an den Kirchen draußen in der Welt zu sein.

Wie werden wir als Gottes Instrumente brauchbar? Wie können wir sie stärken? Die Antwort ist schlicht, und eigentlich kennt ihr sie schon.

Wir müssen mehr über unsere Bruderkirchen **wissen und erfahren**. Unsere Kenntnis muß breiter und tiefer sein. Die weltweite Gemeinschaft der Christen kann sich nur vertiefen, wenn sie mehr voneinander wissen. Kenntnis und Liebe gehe Hand in Hand.

Und gewiß: Wir müssen **mehr für sie opfern**. Wenn eine junge Kirche Asiens oder Afrikas heute einen christlichen Arzt oder Techniker oder Landwirt einlädt und bittet, ihr zu helfen und zu dienen, so gehören eine ganze Reihe von 1 000 Mark-Scheinen dazu, um solche Familien zu entsenden. Das ist ja eigentlich völlig klar. Und das ist ja doch erst ein Bruchteil der Stärkung, die wir tun können und die uns möglich ist.

Wer unsere Bruderkirchen kennt und treulich für

sie opfert — wie Christen anderer Länder für uns opferten, als wir auch äußerlich schwach waren — wird über sie mit Gott reden. Denn bei allem, was wir tun können und besser tun sollten, wie wenig ist und bleibt es! Gott muß und will sie stärken, ER läßt sie wachsen und reifen, will sie bewahren in Anfechtung und Verzagtheit, in der Schwere ihrer Aufgaben. Mit ihm, unser aller Gott und Vater, reden wir darum in der Fürbitte und lassen nicht ab, mit ihnen vor Sein Angesicht zu treten. Jawohl, durch Kenntnis und Liebe, durch Opfer und Fürbitte stärken wir unsere Bruderkirchen von Spanien bis nach Polen und Jugoslawien, von Chile bis Indien, von Südafrika und Jordanien bis auf die fernen Inseln des Stillen Ozeans. Denn Seinem Tag reift entgegen eine Ernte aus aller Welt Enden.

C. Berg

Die Schwächen der Gossner-Kirche

Wenn man in Indien mit Vertretern oder auch Freunden der ca. 250 000 Glieder umfassenden evangelisch-lutherischen Gossner-Kirche im Nordosten des Landes spricht, dann kann man nicht selten hören, sie sei eine „starke Kirche“. Man ist etwas erstaunt, ob man recht gehört hat. Aber tatsächlich, der Gesprächspartner ist offenbar ehrlich überzeugt, daß es so sei. Und bei näherem Nachfragen kann man erfahren, daß es eine ganze Reihe christlicher Kirchen in Indien gibt, die sehr viel mehr Mängel aufzuweisen haben, wie geringeres Wachstum, weniger klaren Missionswillen, schwächer entwickeltes Gemeinschaftsbewußtsein. Verglichen mit einer ganzen Reihe von Schwesterkirchen kann man sie in der Tat als kraftvoll bezeichnen.

Demgegenüber scheint es wichtig, einmal auszusprechen, daß und wie schwach die Gossner-Kirche ist. Das soll nicht im Geist lieblosen Aburteilens geschehen; wie dürfte er die Feder führen! Aber gerade wenn man sie kennt und liebt, darf man sehr nüchtern ihre Schwächen beschreiben. Und wäre es nur aus dem einen Grunde, daß die Fürbitte der Freunde intensiv, lebendig und ganz diesen ihren Schwächen zugewandt bleibe. Wenn vollends dieser Hinweis auf ihre Mängel in dem Wissen darum geschieht, wie schwer die Schäden in unserer eigenen Christenheit in Deutschland sind, unter denen wir leiden und die vor aller Welt offenbar sind, dann mag ein solcher Artikel mit dieser ungewöhnlichen Überschrift nicht nur verständlich, sondern sogar hilfreich sein.

Nochmals erinnern wir uns zu Beginn, daß unser Erkennen der Schwächen einer Gemeinde und Kirche ein Geringes ist gegenüber dem, was der lebendige Herr sieht, der — etwa in den Eingangskapiteln der Offenbarung — sein „Ich weiß Deine Werke“ machtvoll und richtend unserer Selbstzufriedenheit und eingebildeten Stärke entgegenruft. Das ist also möglich: Was wir als stark bezeichnen, geißelt ER als Schwäche; und wo wir nur Schwäche und Armut vor Augen haben, da ist nach Seinem unbestechlichen Urteil gesegnete Kraft und lebendige Verheißung für eine Kirche.

Dies Wissen um Gottes geheimnisvoll anderen Maßstäben muß uns aber gleichwohl nicht verbieten, sorgfältig und klar, liebend und doch nicht blind, nüchtern und bereit zur Hilfe, Schäden und Hinderungen im Leben einer Kirche als das zu bezeichnen, was sie sind. Mängel und Schwächen sind aber in einer Kirche letztlich immer das, was den Lauf des seligmachenden und befreienden Wortes Gottes in Jesus Christus hindert. Davon also soll die Rede sein im Blick auf die Gossner-Kirche. Das gebietet letztlich auch die Wahrhaftigkeit der Berichterstattung in unserem Blatt DIE GOSSNER-MISSION.



Herr Mittenhuber wird in der Druckerei verabschiedet

Wechsel in der Leitung der Druckerei der Gossner-Kirche in Ranchi

Anfang Juli hat Peter Mittenhuber, Kempten, seinen dreijährigen Dienst als Leiter der Printing Press beendet und ist heimgekehrt — übrigens an Gelbsucht und Leberentzündung ernstlich erkrankt, so daß die Heimkehr im Krankenwagen von Stuttgart aus erfolgte. Genauer gesagt, er mußte Ranchi zu unserem großen Bedauern verlassen, weil seine Arbeits- und Aufenthaltserlaubnis in Indien nicht verlängert wurde. Er selber hatte vorgehabt, bis Ende 1967 zu bleiben.

Mit seinem Namen ist ein erstaunlicher Aufbau und eine Erneuerung von Grund auf in Druckerei und Verlag der Gossner-Kirche verbunden. Der Druck von Gesangbüchern in Englische und Hindi, Mundari und Urao ist erfolgt, die Lehrlingsausbildung in Gang gebracht und Agenturen für den Verkauf von Schrifttum sind im Lande errichtet. Ein Beirat für die Veröffentlichung von Büchern hat zu arbeiten begonnen. Ganz abgesehen davon, daß für die Druckerei, die Unterbringung der Lehrlinge und den Leiter des Werkes neue Gebäude errichtet wurden. Herr Mittenhuber hat der kirchlichen Druckerei in der Großstadt Ranchi einen Namen gemacht, ihr Profil gegeben und sie mit einer gesunden finanziellen Basis übergeben.

Wir haben den Eindruck, daß man in der Gossner-Kirche leider nicht ganz die Leistung dieses fähigen, ihr von DIENSTE IN ÜBERSEE, Stuttgart, zur Verfügung gestellten Mitarbeiters zu würdigen gewußt hat.

Er hatte freilich in seinem Arbeitsbereich aller Korruption unerbittlich den Kampf angesagt und sich dadurch Feinde geschaffen. Wir sind aber gewiß, daß viele diesen jungen, bescheidenen und hingebenden Mitarbeiter nicht so schnell vergessen werden, weil er ihnen ein Vorbild an Fachkenntnis und Pflichterfüllung gewesen ist.

In dem indischen Druckmeister Luther, der eine zweijährige Ausbildung in Deutschland empfangen hat, ist ein fähiger Nachfolger gefunden worden, der ab 1. Juli die Leitung übernommen hat. Möchte ihm, der nicht aus der Gossner-Kirche stammt, die volle Unterstützung der leitenden Männer in Ranchi zuteil werden, daß Druckerei und Verlag den jetzt erreichten Stand auch unter indischer Leitung halten können. Die GOSSNER-MISSION wird alle nur mögliche Unterstützung gewähren, weil dies Instrument für Zeugnis und Dienst unserer jungen Bruderkirche auf dem Gebiet christlicher Literatur von besonderer Wichtigkeit ist.

Neue Mitarbeiter in Fudi

Mit dem Ehepaar Dammer aus Augsburg, das mit zwei Kindern Mitte Juni in Fudi eintraf, und Ingenieur Goeze aus Wolfenbüttel, der zur Ausreise bereit ist und nur noch (!) auf das Visum wartet, hat die Arbeitsgemeinschaft DIENSTE IN ÜBERSEE der Gossner-Kirche für ihre Handwerkerschule in Fudi zwei neue Mitarbeiter zur Verfügung gestellt. Direktor Schwerk schreibt sehr dankbar darüber, daß es möglich war, die im vergangenen Jahr ausgeschiedenen Mitarbeiter Architekt Goetz und Ingenieur Kelber zu ersetzen, und verspricht sich von ihrer Mitarbeit eine wesentliche Entlastung wie auch Fortschritt in



Herr Goeze aus Wolfenbüttel

den vielfältigen Aufgaben der technischen Lehrstätte der Gossner-Kirche.

An der Aussendungsfeier von Herrn Dammer in Augsburg hatte seinerzeit Missionsinspektor Weissinger teilgenommen; Herr Goeze besuchte Mitte August zu unserer Freude für einige Tage das Berliner Gossner-Haus. Wir erbitten beiden Freunden einen gesegneten Anfang in Indien und brüderliche Aufnahme bei ihren Mitarbeitern und den jungen Lehrlingen in Fudi.

I.

In den mehr als 1100 Gemeinden der Gossner-Kirche ist zweifellos Liebe zum Wort und Hunger nach Seiner lebendigen Verkündigung vorhanden. Jeder Besuch in einer dieser Gemeinden und viele Zeichen machen das deutlich.

Entspricht diesem Verlangen das Vermögen der Diener des Evangeliums, es zu stillen? Nach unserer Beobachtung ist das nur im beschränkten Maße der Fall. Die Ausbildung von Pastoren und Katechisten für diesen Dienst ist noch zu mangelhaft. Ihre Verkündigung ist weithin schablonenhaft und nicht in die Tiefe gehend. An Möglichkeiten erneuernder Zurüstung fehlt es in erschreckendem Maße. Wer das schmale Bücherbord eines Pastors der Gossner-Kirche sieht, muß betroffen fragen: Wie empfängt dieser Mann Woche für Woche Kraft und Stärke, Anregung und Erkenntnis, um die Heilige Schrift der ihm anvertrauten Schar lebendig, tief und zeitbezogen durch Jahre und Jahrzehnte auszulegen; zugleich seelsorgerlich, sie aber auch zurüstend für die Aufgaben heute?

Nun, dies ist kein auf die Gossner-Kirche beschränkter Mangel. Es ist eine Not, die im Blick auf die meisten Kirchen in Asien und Afrika sowie die Minoritätskirchen in anderen Teilen der Welt erkannt ist. Der „Theologische Ausbildungsfonds“ des Ökumenischen Rats sucht ihr seit einiger Zeit schon in einem weitgespannten, viele Jahre beanspruchenden Hilfsprogramm, zu begegnen. Die jährlich stattfindenden Pastorkollegs von 14 tägiger Dauer in der Gossner-Kirche am Anfang der Passionszeit sind ebenfalls der Versuch einer Antwort auf diese Not. Aber eben, diese Bemühungen legen den Finger auf einen nicht zu leugnenden Mangel, der wahrscheinlich größer ist, als wir ihn von außen zu erkennen vermögen.

Es würde hier zu weit führen darzulegen, was zur Besserung mit menschlicher Kraft getan werden könnte. Aber daß der Anfang schon in den Ausbildungsstätten geschehen müßte, ist gewiß. Der Weg einer Kirche und ihr Dienst in der Welt hängen vor allem und entscheidend davon ab, ob in ihren Gemeinden lebendig und biblisch, seelsorgerlich und zeitnah, verbindlich und zentral, das Wort von der Versöhnung ausgerichtet wird.

II.

Eine weitere Schwäche ist zweifellos, daß die Gossner-Kirche viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt ist als mit ihrem Auftrag an ihre nichtchristliche Umwelt vom Evangelium her.

Hat dieses die Menschen in den Gemeinden wirklich frei gemacht von ihren Stammes-Bindungen und gerade dieser ihrer Vergangenheit? Zu viele Querelen werden kund, zu viele Leidenschaften sind darauf gerichtet, zu sehr Entscheidungen mit ihren Vorüberlegungen und nachträglicher Kritik davon beeinflusst, ob dem einzelnen Stamm in der aus mehreren Gruppen zusammengesetzten Kirche sein Recht zuteil geworden ist. Wieviel Zeit wird vergeudet, wieviel Kraft verzehrt, wieviel Rücksicht genommen, um in dieser Frage die Balance zu wahren! Wie oft wird der alle gleichermaßen gelende Ruf Gottes zurückgeschoben hinter die scheinbaren Wichtigkeiten solcher Ansprüche — und zwar gerade bei den führenden Männern der Kirche mehr als bei den schlichteren Gemeindegliedern. Die Kirche unterwegs in Chota Nagpur führt noch zu viel altes, unnützes Gepäck mit sich. So ist sie noch nicht frei genug zum Dienst an der sich — auch für indische Verhältnisse sehr rasch — wandelnden Umwelt. Und aufgehalten durch diese Belastungen läuft sie nicht, sondern schleicht viel zu langsam „nach dem Kleinod ihrer himmlischen Berufung.“ Es muß jedermann noch immer mit tiefer Sorge erfüllen, sie so mannigfach verstrickt zu sehen in das, was „dahinten zu lassen wäre“ (Phil. 3, 13).

III.

Die seit 1919 rechtlich autonome Gossner-Kirche ist nicht wirklich unabhängig. Das hat sie gemeinsam mit den allermeisten aus der Missionsarbeit erwachsenen jungen Kirchen Asiens und Afrikas. Und es ist wahrhaftig eine gefährliche Situation, auf regelmäßige finanzielle Hilfe von außen angewiesen zu sein.

Man verstehe recht, es ist nicht ehrenrührig, solche brüderliche Hilfe noch Jahr für Jahr erbitten und annehmen zu müssen, zumal sie vom Lutherischen Weltbund und der Mission für wichtige Aufgaben der Kirche ohne Vorwurf gewährt wird. Aber es ist eine Schwäche. Und dieser Schaden wird noch größer, wenn er nicht als solcher empfunden wird; wenn Eifer, Leidenschaft und Aktivität in anderen Bereichen investiert werden (vgl. 2), die für die Beseitigung dieser Schwäche nichts bedeuten. Es besteht die Gefahr, sich bei diesem Abhängigkeits-Verhältnis zu beruhigen und es als unabänderlichen Tatbestand hinzunehmen.

Gewiß besteht noch die Möglichkeit, darin die Hilfe zu suchen, daß die Gossner-Kirche auf alle größeren Aufgaben als Gesamtkirche verzichtet und sich darauf einstellt, als mehr oder weniger lockerer Verband von über tausend Gemeinden zu existieren, die sehen müssen, wie sie schlecht und recht — mehr das erstere als das zweite — in den einfachsten Aufgaben durchkommen. Aber aus der Not solcher völligen kongregationalistischen Aufsplitterung noch eine Tugend machen zu wollen, das hieße mit größter Wahrscheinlichkeit, die Gemeinden der völligen Aufsplitterung, der Gefährdung durch das sie umgebende Heidentum, dem geistlichen Verdorren preiszugeben. Es gibt heute keinen Weg zurück in die primitive Existenz eines losen Bündels von Einzelgemeinden oder über das weite Land verstreuter Gemeindeverbände.

Nein, es ist eine Schwäche und muß als solche von unserer Gossner-Kirche erkannt werden, in den bescheidenen finanziellen Bedürfnissen noch nicht frei und selbstständig zu sein.

IV.

Die Menschen unserer Gossner-Kirche sind erst vor ganz kurzer Zeit aufgetaucht aus Analphabetismus und animistisch-heidnischer Religiosität, als das Evangelium von Jesus Christus zu ihnen kam. Seit sie sich zu einer Kirche ordneten, sind erst wenige Jahrzehnte vergangen. Das administrative Instrumentarium, das ein reibungsloses Ineinandergreifen der verschiedenen Ämter und Dienste ermöglicht, funktioniert erst mühevoll. Wie leicht werden Termine versäumt, wird Dringliches auf die lange Bank geschoben, werden Gelegenheiten verpaßt. Es mag das auch seinen Grund im indischen Zeitgefühl haben, dem der Entscheidungs-Charakter des „Heute“, des „Jetzt“, der einmaligen gottgegebenen Gelegenheit fremd ist. So bleiben Dinge liegen oder werden verschleppt — entweder gedankenlos oder in der Hoffnung, daß sich die Dinge von selbst erledigen.

Wir stehen als Europäer oft fassungslos vor dieser indischen „Fähigkeit“ und zweifeln daran, ob sich eine indische Kirche diese ihrem Land und Volk so eigentümliche Lässigkeit gestatten darf. Wir sehen das jedenfalls als Schwäche an, selbst wenn wir auf die Gegenfrage gefaßt sein müssen, ob denn unser oft hektisches Wesen, unsere rascheren Reaktionen auf entstandene Fragen das Heil bedeuten.

V.

Man muß die Abgeschlossenheit der Herkunft unserer Adivasi (Ureinwohner) in der Gossner-Kirche vor Augen haben, um zu verstehen, daß es diesem kleinen Glied der großen Weltchristenheit nicht leicht fällt, in deren Dimensionen und Probleme hineinzuwachsen. Nicht, daß es von einem engen konfessionalistischen Geist beseelt wäre! Sein geistlicher Mutterboden ist mehr der eines pietistischen Luthertums. Aber es fällt den



Jay Lakra beendete sein Studium erfolgreich

Es war ein Tag der Freude, als der junge Diplom-Ingenieur J. Lakra die letzte Examens-Hürde an der Technischen Hochschule in Berlin Ende Juni genommen und damit sein mehrjähriges Studium in Deutschland erfolgreich abgeschlossen hatte.

Mit unseren herzlichen Glückwünschen verbinden wir den Wunsch, daß er — nach einem Jahr praktischer beruflicher Weiterbildung noch in Deutschland — seinem Lande zum Segen sein möchte, wenn er 1967 nach Indien zurückkehrt; ob er nun in den Dienst der Gossner-Kirche tritt oder aber in der Industrie Chotanagpurs eine Aufgabe übernehmen wird.

Der Taborgemeinde und ihrem Pfarrer Neumann in Berlin-Kreuzberg danken wir besonders für alle brüderliche Mithilfe in der Aufbringung der Studienkosten unseres jungen indischen Freundes.

Japans christliche Bevölkerung ist nach den jüngsten Angaben des Japanischen Christlichen Jahrbuchs auf 794 586 gestiegen und entspricht damit 0,8 Prozent der Gesamtbevölkerung. 333 265 Japaner sind römische Katholiken und 461 321 Protestanten. Mit 194 826 Gliedern ist die Vereinigte Kirche Christi die größte protestantische Glaubensgemeinschaft. Ihr folgt die „Geist-Jesu“-Gruppe mit 51 042 Gliedern. Japan hat 5957 protestantische und 993 katholische Gotteshäuser.

Ihrem Jahresbericht zufolge hat die Japanische Bibelgesellschaft in der Zeit von November 1964 bis Oktober 1965 insgesamt 4 181 266 Bibeln und Bibelteile verteilt und damit ihr Ziel zu 90 Prozent erreicht. Innerhalb von zwei Jahren wurde die Zahl der verteilten Bibeln und Bibelteile um 106 361 erhöht.

Gossner-Christen nicht leicht, in ökumenischer Bereitschaft die Grenzen ihres Kirchentums zu überschreiten und etwa in den Aufgaben der Industrie-Mission im Großraum von Calcutta die Zurückhaltung in der Zusammenarbeit rasch fahren zu lassen. Daß sie gar bei solchen Unternehmen pionierhaft vorangingen, wird man vergeblich erwarten. Das ist eine die Gossner-Kirche heute noch kennzeichnende Schwäche. Sie ist vielleicht schneller zu überwinden als die vorher genannten, wenn bewußt darauf hingearbeitet wird. Das sollte geschehen, weil auch in Nordindien dieser ökumenischen Kooperation bis hin zu weitreichenden Fragen einer direkten Union verschiedener Kirchen eine immer größere Bedeutung zukommt. Der Leib Jesu Christi kann je länger desto weniger getrennt und zerteilt bleiben — in Indien jedenfalls sehen das die vielen kleinen Kirchen deutlicher als vielleicht anderswo.

★

Diese Hinweise auf „Schwächen der Gossner-Kirche“ mögen genug sein, wiewohl es noch mehr zu sagen gäbe. Nochmals, wenn das viele ihrer Freunde verstärkt in die Fürbitte treiben würde, wäre dem Gesagten jeder bittere Stachel genommen. Und eigentlich müßte es den aufmerksamen Leser in Deutschland dazu drängen, von unseren eigenen Schwächen — die schwerer wiegen, weil Gott mit uns einen viel längeren Weg der Gnade und Heimsuchung gegangen ist — noch ernster zu denken und an ihrer Überwindung mitzuwirken.

Christian Berg

Freude und Leid in der „Gossner-Familie“

Am 16. Juli wurde unseren lieben Mitarbeitern, Ehepaar Schwerk, in Fudi, ein gesundes fünftes Kind geboren: Thomas Immanuel. Schwester Marianne Koch aus Amgaon hatte sich freigemacht, um als Hebamme der tapferen Mutter Beistand zu leisten. In herzlicher Mitfreude sprechen wir den Eltern unsere Segenswünsche aus, daß Gott seine Verheißung an dem Kind, wie sein zweiter schöner Name sagt, wahr machen wolle.

Am 6. Juni verstarb Professor Dr. Wilhelm Jannasch, Mainz, im 79. Lebensjahr; er wurde auf dem Gottesacker der Brüdergemeine in Neuwied/Rh. zur letzten Ruhe bestattet. Sein Name ist unvergeßlich verbunden mit der Zeit der Bekennenden Kirche in Berlin, wo er in Friedenau Seelsorger der „illegalen Gemeinde“ und der Gossnersaal seine Predigtstätte war. In der Jubiläumsnummer der GOSSNER-MISSION, die D. Hans Lokies im Dezember 1961 zum 125. Jahrestag der GOSSNER-MISSION herausgab, hat Wilhelm Jannasch von seiner Arbeit in jenen Jahren erzählt. Wir danken ihm über das Grab hinaus für seinen Dienst und befehlen ihn unserem auferstandenen Herrn.

WICHTIG!

Bazar im Gossner-Haus am 12. November 1966

Der herkömmliche Bazar im Gossner-Haus, der so erfreulich Gelegenheit gibt, daß viele Freunde der Gossner-Mission in Berlin sich sehen und zusammen wirken, findet dieses Jahr am 12. November statt — zwei Tage übrigens, bevor Missionsinspektor P. Seeberg zu einem längeren Besuch der Gossner-Kirche nach Indien aufbricht, so daß wir

ihn an diesem Tag mit unser aller herzlichen Segenswünschen verabschieden werden.

Auch Schwester Ilse Martin — seit Ende März auf Heimaturlaub — wird an diesem Tage zu unserer Freude unter uns sein.

Für alle Hilfe und Ausstattung des Bazar, wobei sicher auch unsere Freunde in Westdeutschland es sich nicht nehmen lassen werden, uns in bewährter Treue zu unterstützen, sind wir von Herzen dankbar.

Gute Handarbeiten und kunstgewerbliche Arbeiten sind besonders erwünscht. An lohnenden Angeboten indischer Gegenstände wird es ebenfalls nicht fehlen.

Unsere Gabensammlung

Wir empfangen an Opfern und Spenden:

Juni 1966	DM 17 042,76
Juli 1966	DM 32 097,85

Von Herzen danken wir allen Freunden und Gemeinden.
Ihre Treue hat uns die anbefohlene Arbeit zu tun erlaubt.

Lettner-Verlag GmbH, 1 Berlin 41, Einzelpreis 0,20 DM / Druck: Buchdruckerei Walter Bartos, 1 Berlin 61

Bildnachweis: Gossner-Archiv (20)

Die Gossner-Mission

A 20 759 F

Gegründet 1834 als „Biene auf dem Missionsfelde“



Dr. theol. Paul Singh und sein Lehrer Professor D. Heinrich Vogel

Inhalt:

Zum Wechsel in der Leitung der Gossner-Kirche	Seite 3
Hunger in Indien und Hilfe für seine Menschen	Seite 4
Die Missionsarbeit der Gossner-Kirche	Seite 6
Brief aus Amgaon	Seite 12
Ranchi, Bild einer indischen Großstadt	Seite 15
Die Mission in der Ökumene	Seite 17
Weltmission heute — regelmäßig im Gossner-Saal	Seite 19

Berlin **1** 1967

Die Weisen aus dem Morgenland - kluge Leute in Asien!

Matth. 2, 1—12

Vers 1: Da Jesus geboren war im jüdischen Land zur Zeit des Königs Herodes, siehe, da kamen die Weisen vom Morgenland gen Jerusalem.

Vers 11: ... und fanden das Kindlein mit Maria, seiner Mutter, und fielen nieder und beteten es an ...

Vers 12: ... und sie zogen durch einen anderen Weg wieder in ihr Land.

GEBET ZUM NEUEN JAHR

Herr unser Gott! Unsere Jahre kommen und gehen. Und wir selbst leben und sterben. Du aber bist und bleibst. Deine Herrschaft und Treue, Deine Gerechtigkeit und Deine Barmherzigkeit haben keinen Anfang und kein Ende. Und so bist Du der Ursprung und das Ziel unseres Lebens. So bist Du der Richter unserer Gedanken, Worte und Taten.

Wir dürfen Dich auch im Neuen Jahr hören, aber laß es doch geschehen, daß wir Dich recht hören! Wir glauben Dir, aber hilf doch unserem Unglauben! Wir möchten Dir gehorchen, aber mach uns wirklich frei zu rechtem Gehorsam! Wir fliehen zu Dir, aber laß uns doch ernstlich zurücklassen, was dahinten bleiben muß, und laß uns in getroster Zuversicht vorwärtsschauen und — gehen!

Hilf dazu Allen in unserem Land und in der weiten Welt — auch allen Verirrten, Verbitterten und Verzweifelnden — auch den Kranken in den Hospitälern — auch denen, die in der Politik das Wort führen und die Macht haben — auch den nach Brot und Recht und Freiheit rufenden und mit Vernunft oder Unvernunft dafür kämpfenden Völkern — auch den Lehrern und Erziehern und der ihnen anvertrauten Jugend — auch den Kirchen aller Art und Richtung: Daß sie das reine Licht deines Wortes hüten und mit Eifer und großer Freude ausbreiten möchten.

Ja, laß die Heilskraft und die Leuchtkraft und die Siegeskraft Deines Wortes in Jesus Christus kund werden in allen Landen und besonders im großen Volk Indiens.

Wir sehen in der Nähe und in der Ferne soviel, was uns traurig und verzagt, wohl auch zornig oder gleichgültig machen möchte. Aber bei Dir ist die Ordnung, der Friede, die Freiheit, die Freude in Vollkommenheit. Du warst unsere und der ganzen Welt Hoffnung im alten Jahr, Du wirst es auch im Neuen sein. Wir erheben unsere Herzen — nein, erhebe Du unsere Herzen zu Dir! Dir, der Du der Vater, der Sohn und der Heilige Geist bist, sei die Ehre; wie gestern so heute; wie heute so morgen und in Ewigkeit. Amen (nach K. Barth)

Wir wissen zwar nicht, ob sie etwa aus Indien kamen, um das Kind anzubeten. Es wäre immerhin möglich. Jedenfalls lag ihre Heimat im Osten, und in unserer Bibelübersetzung werden sie „die Weisen“ genannt.

Weiter westlich nach Europa zu lag das Ziel ihres Suchens: Das Heilige Land, das wir seit der Kreuzritterzeit und neuerdings wieder stärker fest zu unserem Erdteil rechnen. Hier wohnen keine Weisen, sondern Schriftgelehrte zum Beispiel. Das sind Leute, die Bescheid wissen; Experten sozusagen. Sie arbeiten auf Grund wissenschaftlicher Erfahrungen, die seit Generationen gewonnen wurden; sie können exakte Auskünfte geben. Sie können selbst auf schwierige Fragen die richtige Antwort geben. Wie man einen Computer mit Daten füttert, damit er sachkundig die Ergebnisse liefert: So sind die Schriftgelehrten. Damals und heute. Nur daß es heute mehr gibt und statt des einen Buches viele Bücher zur Verfügung stehen. Merkwürdig bleibt nur, daß sie anderen sachkundig den Weg zeigen, selber aber sich nicht aufmachen.

Jene anderen aus dem Morgenland sind offensichtlich nicht so klug. Sie ahnen mehr, als sie wissen. Dennoch werden sie weise genannt. Sie spüren die Weltenwende und wollen sie miterleben. Sie sind unterwegs und scheuen nicht den langen Weg. Es ist so, als ob ihre Seele offensteht und ein Befehl sie instinktiv in die richtige Richtung weist. Sie halten sich nicht auf, bis sie das können, was sie von Anfang an wollten: anbeten. Sie sind die ersten aus der weiten Völkerwelt. Dabei sind sie ebenso schutzlos und gefährdet wie das Kind in der Krippe. Die Zeichen brutaler Gewalt werden schon sichtbar, und die Schriftgelehrten sind daran nicht unbeteiligt.

Sollen wir nun die Weisen aus dem Morgenland loben und uns an ihnen freuen? Nein, denn die stille Stunde der Anbetung scheint uns in der Nachfolge Christi nicht ausreichend zu sein. Es wird uns erzählt von anderen, die das Kind sehen und die Geschichte, die sie gesehen hatten, weitererzählten. Die Weisen scheinen zu schweigen und sich damit unweise zu verhalten. Es gibt auch heute viele Brüder, die weiter nach Osten hin wohnen und die schweigend anbeten.

So wollen wir die tiefe Religiosität der Ausländer nicht auspielen gegen die taktisch-kluge Frömmigkeit der Einheimischen.

Wenn beide das gemeinsame Ziel erkennen, vermehren sie die Kraft der Mission. Große Teile in vielen Völkern haben den Stern, der über Bethlehem aufgegangen ist, noch nicht erkannt. Die meisten Könige und ihre Nachfolger dünken sich auch heute noch mächtiger als der Herr der Welt.

Miteinander gibt es noch viel zu tun, — zu erforschen und anzubeten, zu handeln und zu meditieren, zu reden und zu schweigen; gemeinsam zu suchen und zu verkündigen den Erlöser Jesus Christus.

Seeberg

Zum Wechsel in der Leitung der Gossner-Kirche

An den
Präsidenten der Evang.-lutherischen Gossner-Kirche
von Chotanagpur und Assam
Rev. C. B. Aind
G. E. L. Church Compound
Ranchi / Bihar

Hochverehrter Herr Präsident,
lieber Bruder Aind!

Zur Übernahme des leitenden Amtes der Gossner-Kirche, das Sie am 1. November 1966 aus den Händen von Bruder Dr. Bage gemäß der Verfassung empfangen, sollen die Segenswünsche des Kuratoriums in Berlin und das sichtbare Zeichen des Gedankens aus dem Gossner-Haus nicht fehlen. Wir grüßen Sie ganz herzlich in der Gemeinschaft unseres Herrn Jesu Christi und bitten, daß ER Sie stark und getrost machen möchte, die Last und Verantwortung Ihres hohen und schweren Amtes zu tragen.

Unsere Fürbitte für Sie und die ganze, unserem Herzen nahestehende Kirche in Indien ist von vielem bewegt und erfüllt; lassen Sie uns nur dreierlei aussprechen:

Möchte es in Ihrem leitenden Dienst nicht an der Mitarbeit und Mitverantwortung vieler Brüder und Schwestern in den Gemeinden Ihrer Kirche fehlen! Sie werden so vieles zu entscheiden haben, viele werden auf Ihr Wort warten und ihre Augen und Erwartungen auf Sie richten. Möchten Sie vor der Einsamkeit bewahrt bleiben, in die oft leitende Amtsträger geraten! In der Kirche Jesu Christi soll es so nicht sein, viele sollen mit Ihnen das „Werk des Herrn“ treiben.

Möchte es Ihnen gelingen, Einheit und Frieden der immer wieder von Spaltungen bedrohten Gossner-Kirche zu bewahren, ja, sie zu stärken und zu befestigen! Das kann wahrhaftig nicht in erster Linie auf disziplinarem Wege geschehen, so gewiß Ihr Amt Sie mit dem KSS zum obersten Wächter der seit 1960 bestehenden Verfassung verpflichtet. Nur wo der Geist und die Liebe Jesu Christi mächtig werden, kann Frieden wachsen und die Einheit und Gemeinschaft einer Kirche sich vertiefen. Möchten Sie als Prediger und Rufer zu Jesus Christus die Frucht des Friedens in der Gossner-Kirche wachsen und reifen sehen dürfen!

Während Ihrer Amtszeit, im Juli 1969, vollendet die „Evangelisch-lutherische Gossner-Kirche von Chotanagpur und Assam“ das erste halbe Jahrhundert ihrer selbständigen Existenz. Es wird zweifellos der äußerlich sichtbare Höhepunkt während Ihres Präsidiums sein. Schon jetzt freuen sich viele Freunde der Gossner-Kirche in der deutschen Christenheit darauf, daß dieser Abschnitt in der Geschichte der jungen indischen Bruderkirche erreicht und festlich begangen werden kann. Möchte sich damit das Bewußtsein in ihr verbinden, von unserem Herrn zu wichtigen Aufgaben des Zeugnisses und des Dienstes in Ihrem großen Land Indien berufen zu sein, das noch sehr des Evangeliums von unserem Heiland Jesus Christus bedarf! Diese Auf-



gaben klar zu erkennen und freudig anzugreifen, das erbitten wir Ihnen und den Brüdern in allen Gemeinden der Gossner-Kirche.

Sie wissen, wo wir Ihnen helfen können, und soweit wir es vermögen, soll es mit Freuden geschehen. Es ist in unseren Kirchen und Gemeinden eine große Bereitschaft vorhanden, an der Stärkung einer durch Gottes Gnade zum Leben erweckten Kirche im fernen Indien, wofür Boten aus unserem Land Werkzeuge sein durften, in innerer Anteilnahme mit zu helfen. Wenn demnächst aus dem Gossner-Haus und von der Kirche Berlin-Brandenburg zwei Brüder für längere Wochen zu Ihnen kommen — Missionsinspektor P. Seeberg und Professor D. Vogel — so werden sie nach ihrer Rückkehr gewiß die persönlichen Überbringer im Aufweis von Möglichkeiten sein, bei denen unsere brüderliche Unterstützung Ihnen willkommen ist. Darüber hinaus sind ja bis zur Stunde unsere Boten und Ihre Mitarbeiter(innen) in Amgaon und Fudi, in Khuntitoli und demnächst auch wieder in Ranchi die lebendige Verkörperung unserer Liebe zu Ihnen und unserer Verbundenheit mit Ihnen in der Gossner-Kirche.

Von Herzen freut es uns im Rückblick, daß Sie, lieber Bruder Aind, der Sie persönlich aus dem Heidentum gekommen sind und als Oberschüler die christliche Taufe beehrten und empfingen, uns im vergangenen Jahr persönlich besuchen und viele Gemeinden und Freunde der Gossner-Kirche kennenlernen konnten, und daß umgekehrt viele von uns Sie kennengelernt haben. Solche Begegnungen von Angesicht zu Angesicht, die damit verbunden waren, daß viele Ihr Wort und Zeugnis vernehmen durften, stärken die Kraft der Fürbitte, mit der wir für Sie und den Ihnen übertragenen Dienst vor dem Thron Gottes eintreten.

Lassen Sie uns Ihnen das Wort des Herrn zurufen, das Gott einst Josua zusprach, als er Israel zu führen berufen wurde: „Siehe, ich habe dir geboten, daß du getrost und freudig seist. Laß dir nicht grauen und entsetze dich nicht, denn der Herr ist mit dir in allem, was du tun wirst“ (Josua 1, 9).

In herzlicher brüderlicher Verbundenheit namens des ganzen Kuratoriums

Ihre getreuen

Bischof D. Kurt Scharf DD
Vorsitzender

Kirchenrat Dr. Berg
Missionsdirektor

Hunger in Indien und Hilfe für seine Menschen

Es ist tief schmerzlich, daß auch im neuen Jahrgang der „Gossner-Mission“ über dies Thema zu reden ist. Die Menschen Indiens gleichen Schwimmern in einer vom Sturm gepeitschten See: Eben ist gerade eine riesige Woge überstanden, ohne in den tödlichen Abgrund zu reißen; da türmt sich ein nächster gewaltiger Wellenberg mit erneuter furchtbarer Drohung auf.

Von der schrecklichen Gefährdung des Hungers, der das Land mit seinen bald 500 Millionen Menschen in seiner Gewalt schützt, redet auch der Informationsbrief Nr. 7, der dieser Nummer beiliegt und den P. Martin Seeberg noch kurz vor seinem Abflug nach Ranchi Mitte November 1966 geschrieben hat. Weil „wir Indien lieben“, und Hilfe ein Teil der den Jüngern von ihrem Herrn befohlenen Sendung ist, wollen wir von dieser schrecklichen Not nicht schweigen.

I

Aber sprechen wir darum erst noch einmal kurz von der Hilfe, die uns evangelischen Christen im gerade zu Ende gegangenen Jahr 1966 möglich war. Als Direktor P. Diehl (Stuttgart) uns Anfang November im leitenden Ausschuß BROT FÜR DIE WELT die wesentlichen Eindrücke seiner zehntägigen Reise nach Kalkutta/Rourkela/Ranchi berichtete, um damit Vorschläge für die künftige Arbeit zu verbinden, war der entscheidende Satz: Das Vorhaben der Speisung von über 400 000 hungrigen Menschen in Indien, das wir im Frühjahr begannen, kann durch Gottes Gnade als gelungen bezeichnet werden.

Was heißt das im einzelnen?

Die 12,5 Millionen DM, die die evangelischen Christen seit April 1966 für die Indienhilfe geopfert haben, sind nicht vergeblich gesammelt worden.

Arbeit, Mühe, Strapazen, welche die Brüder Weissinger und P. Kraft in Rourkela; Frau P. Schmidt, N. E. Horo und Herr Kruse aus Berlin in Ranchi, die Freunde Montag, Pastor Schmidt und Rainer Kruse in Kalkutta drangesetzt haben — und tausende indischer Helfer und Helferinnen mit ihnen — waren nicht umsonst, sondern sind von Gottes Segen begleitet gewesen.

Organisatorische Schwierigkeiten des Kaufens und Verschiffens der Tausende von Tonnen an Nahrungsmitteln, des Planens und Verteilens, des Ausfahrens und Kochen der Speise — als das und noch viel mehr konnte von Deutschland bis Indien und dann vor allem dort getan und gemeistert werden. Das ist zum Danken!

Dieser Dank war der Grundton des Berichts von P. Diehl. Er ist auch, mannigfach ausgesprochen von hochgestellten Männern und Frauen Indiens in der Regierung und ungenannten Menschen des großen Landes, zu uns gedrungen. Dieser Dank sollte von uns wirklich vor Gottes Angesicht gebracht werden.

*

BROT FÜR DIE WELT kann und wird aus dem Ertrag des besonderen Indien-Opfers auch 1967 noch weiterhelfen. Das konnten wir in Stuttgart Anfang November beschließen.

Eine alarmierende Nachricht: Ärzte und Techniker wandern aus überseeischen Ländern aus

Dem Generalsekretariat der UNO liegt der Bericht eines iranischen Soziologen vor, der tief nachdenklich macht. Im allgemeinen meint man, daß die Entwicklungsländer der Asiens, Afrikas und Latein-Amerikas, denen es an den notwendigen Führungskräften für ihre Entwicklung fehlt, ärztliche und technische Hilfe von den reichen Ländern bekommen. Auf dem personellen Gebiet liegen die Dinge in Wirklichkeit genau umgekehrt, denn jedes Jahr liefern sie den Industrieländern Ärzte, Ingenieure und Professoren.

So teilt der Bericht mit, daß es in Großbritannien mehr als 4 000 ausländische Ärzte gebe, die zum größten Teil aus überseeischen Ländern des Commonwealth kommen. Ebenso arbeiten in diesem Land mehr Techniker und Spezialisten als es seinerseits in jene Länder schickt. In den USA sind nahezu 20 000 ausländische Ärzte beschäftigt, von denen ein großer Teil aus dem armen Latein-Amerika kommt. Und die amerikanischen Einwanderungsgesetze begünstigen besonders Techniker, ganz gleich woher sie kommen.

Da aus vielen Ländern West-Europas Techniker und Wissenschaftler auf verschiedenen Gebieten von den größeren Möglichkeiten in USA angezogen werden, strömen wiederum Hunderte, ja Tausende von entsprechenden Kräften aus den überseeischen Ländern in verschiedene Länder Europas ein; häufig in der Form, daß sie nach ihrem Studium an einer europäischen Universität nicht in ihr Heimatland zurückkehren, in dem sie dringend gebraucht werden.

Die Gründe für diesen Vorgang, der sich offenbar entgegen vielfältigen Planungen vollzieht, für die jungen Nationen in Übersee befähigte Führungskräfte auszubilden, liegt offenbar darin, daß die Gehälter sowie die Möglichkeiten in Laboratorien und Bibliotheken zu arbeiten in der Heimat eben viel geringer sind als in den reichen Ländern Europas und Nord-Amerikas.

Oder soll man, statt die hier kurz beschriebene Entwicklung zu beklagen, weil sie allen Bemühungen der letzten Jahre zu spotten scheint, sich darüber freuen, daß die werdende Weltgemeinschaft Menschen verschiedener Völker, Rassen und Kontinente immer mehr zu gegenseitigem Dienst zusammenführt?

Bg.

30 Millionen Inder vom Hunger bedroht

Von Tag zu Tag wächst in Indien die Furcht vor einer großen Hungersnot. Aus den Dürrestaat Bihar und Uttar Pradesh im Nordwesten strömen Tau-



sende nach Kalkutta, Neu Delhi und in andere Großstädte. Nach den gegenwärtigen Schätzungen stehen in diesen beiden Staaten rund 100 000 Dörfer mit fast 30 Millionen Einwohnern am Rande des Verhungerns. Die Lebensmittelvorräte sind fast aufgezehrt, und der größte Teil der Ernte muß abgeschrieben werden. In Bihar wird ein Ertrag erwartet, der weniger als ein Viertel der 4,3 Millionen Tonnen des letzten Jahres beträgt. Die Regierung hat die Vereinigten Staaten ersucht, zusätzlich zu den bereits vereinbarten Lieferungen 1,5 Millionen Tonnen Getreide bereitzustellen.

(weltmissionsdienst — 15. 11. 1966)

Indiens vierter Fünfjahresplan (1. 4. 1966 — 31. 3. 1971)

Schwerpunkt: Geburtenregelung

Wir Gossner-Leute, die wir Indien lieben, sollten immer wieder danach trachten, mehr zu wissen, welche Ziele die Regierung dieses großen Volkes ansteuert, ob wir nun ihre Pläne mit Zustimmung und Hoffnung, oder mehr mit Zweifel und Kritik begleiten. Es ist jedenfalls sehr bemerkenswert, daß Indien, welches jetzt jährlich um etwa 10 Millionen Menschen zunimmt und nahe daran ist, die Volkszahl von $\frac{1}{2}$ Milliarde Menschen zu überschreiten, in der Frage der Geburtenregelung einen Schwerpunkt seiner Innenpolitik sieht. So heißt es jedenfalls im Bulletin der Indischen Botschaft:

„Der Vierte Plan richtet sein Hauptaugenmerk auf das Mißverhältnis zwischen der derzeitigen Geburtenzuwachsrate und der unzureichenden Steigerungsrate der Agrarproduktion, insbesondere der Nahrungsgetreideproduktion. Daher werden die höchstmöglichen Anstrengungen der beschleunigten Erhöhung der Agrarproduktion und der Verwirklichung einer aktiven, das ganze Volk erfassenden Bevölkerungspolitik gelten. Hinsichtlich beider sollen neue Methoden und Maßnahmen zu größeren und schnelleren Erfolgen führen.“

Das bevölkerungspolitische Programm zielt auf eine beträchtliche Herabsetzung der Geburtenzuwachsrate im Laufe der nächsten zehn Jahre ab, und zwar durch eine weitgehende Aufklärungsarbeit über die Nutzenanwendung empfängnisverhütender Mittel und Methoden wie Sterilisation, chemischer und mechanischer Verhütungsmittel. Durch ein Netz entsprechender Kliniken soll jedes indische Dorf erfaßt und betreut werden. Eine umfangreiche Herstellung empfängnisverhütender Mittel ist bereits angelaufen. In der vor uns liegenden Zeit bis etwa 1970/71 wird die Regierung fast 1 /Mrd. Rs. (0,13 Mrd. \$) für die Durchführung aller bevölkerungspolitischen Programme aufwenden. Das ist fünfmal so viel wie insgesamt in den vorangegangenen drei Fünfjahresplänen dafür zur Verfügung gestellt wurde. Außerdem wurden Vorkehrungen für die Ausbildung und Anstellung von Ärzten, Krankenpflegern und -pflegerinnen und medizinischem Hilfspersonal getroffen. Ihre Aufgabe wird in unseren Städten und Dörfern die Aufklärungs- ebenso wie die klinische Arbeit sein.“

1. In der ersten Hälfte des Jahres sollen weiterhin 175 000 Menschen gespeist werden — darum bat vor allem die Regierung in Kalkutta dringend.
2. Ab Mitte des kommenden Jahres wollen indische Stellen die Speisung in voller Verantwortung fortsetzen — wir evangelischen Christen Deutschlands helfen mit Lebensmitteln.
3. Wir unterstützen und verstärken eine wichtige Arbeit an den Tbc-Kranken der notvollen Millionenstadt Kalkutta.
4. Unser Freund P. Schmidt aus Australien bleibt noch das ganze Jahr 1967 in Kalkutta, um zu leiten und zu raten, wo seine Mitarbeit nötig ist. Er wird also der Verbindungsmann zu BROT FÜR DIE WELT sein.

Möchte dies Weiterhelfen ebenfalls gesegnet sein und alle indischen Stellen darin bestärken, den vor allem ihnen befohlenen und möglichen Dienst an Hungernden und Leidenden zu tun!

II

Aber erneut erhebt der Hunger seine fahle, knöcherne und blutleere Hand, um im Jahre 1967 wieder zahllose Opfer des rasch wachsenden Volkes zu schlagen:

Mitte November berichten die indischen Zeitungen, daß wegen Ausbleibens des Regens von Mitte August bis Anfang Oktober die Staaten Uttar Pradesh und vor allem Bihar (ca. 50 Mio Bevölkerung) in weiten Teilen von der schwersten Dürre seit 90 Jahren betroffen worden seien. 14 der 17 Bezirke dieses großen Bundesstaates seien unmittelbar in Mitleidenschaft gezogen. Schon im Monat November muß der Ernährungsminister der Zentralregierung in Neu Delhi 107 000 Tonnen Getreide als Hilfe für die Menschen herbeizuschaffen versuchen. Wie wird das erst in den heißen Monaten von Ende März bis Mitte Juni in Bihar werden?

Bruder Brun s aus Khuntitoli, dessen Ernte offenbar nicht so schwer betroffen wurde, schreibt davon, daß die Reispreise rasch zu nie dagewesener Höhe hinaufkletterten.

Auch von unserem Hospital A m g a o n teilen die Freunde mit, daß die Ernährungslage der Menschen in den Dörfern ihres weiteren Umkreises wegen vieler verdorrter Saaten noch schwerer werden würde als im vergangenen Jahr, weil nun in den Hütten und Familien wirklich keinerlei Reserven mehr vorhanden seien. (Vgl. Rundbrief Schwester Ursula von Lingen in dieser Nummer.)

Die Leiter der Ausbildungsstätten unserer Gossner-Kirche (Professor Surin in Ranchi und Pastor Kujur in Gowindpur) baten schon Ende Oktober, sie doch finanziell so auszustatten, daß sie jetzt den Reiskvorrat für das ganze kommende Jahr kaufen könnten, um für ihre Studenten nicht in große Not zu kommen oder später horrenden Preise bezahlen zu müssen.

Und bewegend ist, daß der neue Präsident A i n d in den ersten Tagen seines neuen Amtes einen Brief ins Gossner-Haus schickt, der für die ganze Kirche so wichtige Pastorenkurs könne Anfang der Passionszeit 1967 nur durchgeführt werden, wenn wir ausnahmsweise 2500,— Rps. gewähren könnten, die sonst von den Synoden selber aufgebracht würden. Aber Armut und Mangel machten das in diesem Jahr unmöglich.

Was für eine schmerzlich beredte Sprache reden solche knappen Briefe und kurzen Nachrichten! Sie bestätigen das Bild im großen; und werden sich, so fürchten wir, in den nächsten Monaten Woche für Woche fortsetzen. Unergründliches Geheimnis, daß dem Hunger erneut solche Gewalt in einem Volk und Land gegeben ist, das schon ohnehin so viele schwere Nöte und Probleme zu lösen hat! Und nun steht es doch dem Herzen von uns Gossner-Leuten sonderlich nahe! Was für ein Anruf an alle, die diese Zeilen lesen!

Anfang Dezember 1966

Dr. Christian Berg

Die Missionsarbeit der Gossner-Kirche

Ihre Gestalt, ihre Möglichkeiten und Hindernisse

I. Ein entscheidender Einschnitt

Mitte 1965 ist die alleinige Verantwortung dafür, das Evangelium den Nichtchristen in ihrem Bereich Indiens zu bringen, an die Gossner-Kirche übergegangen. Das geschah in voller Übereinkunft zwischen der Gossner-Mission in Deutschland und der indischen Kirche.

Bis dahin herrschte zuletzt ein Zwischenstadium. Seit der Rückkehr Missionar Boruttas nach Deutschland, der im Gebiet des Stammes der Ho noch hatte Pionier-Mission treiben können, war diese Möglichkeit für Nachfolger aus Deutschland erloschen: Sie erhielten keine Visa mehr. Im nicht-christlichen Gebiet waren nur noch indische Evangeliums-Boten tätig und gaben die Botschaft von Jesus Christus weiter. Das „gemeinsame Missions-Komitee“, das seit Mitte der fünfziger Jahre nach einer Vereinbarung zwischen Präsident Lakra und Direktor Lokies arbeitete, hatte zu gleichen Teilen deutsche und indische Mitglieder. Es sollte die beiderseitige Verantwortung für die Missionsarbeit deutlich machen. Das hat es auch redlich und hingebend getan — obwohl zuletzt kein „Missionar“ aus Deutschland mehr in der praktischen Arbeit stand. Dort waren, wie gesagt, allein indische Pastoren und vor allem Katechisten (Pracharaks) am Werk.

Die formelle Auflösung dieses „Joint mission boards“ Mitte 1965 ist ein tieferer missionsgeschichtlicher Einschnitt, als der Beobachter bei flüchtiger Kenntnisnahme bemerken mag. Ging doch damit eine bald 120jährige Periode zu Ende, in der Hunderte von Gossner-Missionaren aus Deutschland in Chotanagpur und Assam den Indern das Evangelium verkündet hatten. Es hat damit — unter voller Bejahung und in gegenseitigem Einverständnis von Gossner-Kirche und Gossner-Mission — die Übergabe der Erstverantwortung für die Evangelisierung des für sie erreichbaren Gebietes Indiens an die indische Kirche stattgefunden. Die Gossner-Kirche hat der veränderten Situation dadurch entsprochen, daß sie einen „Missionsdirektor“ berufen hat — leider aus finanziellen und personellen Gründen noch nicht hauptamtlich. Die Gossner-Mission hat ihr hohes Interesse — und dies Wort sagt tatsächlich viel zu wenig aus — an der neu einsetzenden Entwicklung durch regelmäßige Unterstützung zugesagt und bekundet.

II. Der erste Missionsbericht der Gossner-Kirche

Im Februar 1966 hat Professor J. Tiga vom Theologischen College in Ranchi — eben der nebenamtliche „Missionsdirektor“ — seiner Kirchenleitung den ersten detaillierten und höchst aufschlußreichen Bericht über seine Tätigkeit und über die Missionsarbeit der Gossner-Kirche vorgelegt. Er spiegelt sehr deutlich die treue Arbeit, die geschieht, aber auch ihre Schwierigkeiten wider. Er läßt zugleich spüren, daß er nicht vollständig von aller evangelistischen Tätigkeit in der Gossner-Kirche berichten kann, weil längst nicht alle Arbeiter auf dem weiten Felde sich schriftlich geäußert haben. Der nebenamtliche Charakter seiner Leitung

hat es natürlich Pastor Tiga nicht gestattet, durch Visitationen und Besuche auf den einzelnen Stationen ein umfassendes Gesamtbild zu bekommen.

Im übrigen ist ja auch deutlich, daß eigentlich jede Gemeinde der Gossner-Kirche eine „Missionsstation“ ist, ob sie nun immer diesem Anruf entspricht angesichts der sie umgebenden und fast einschließenden nichtchristlichen Umwelt, oder nur sehr bruchstückhaft. Tatsächlich habe ich bei mehr Gemeinden dies Wissen um ihre missionarische Verpflichtung bemerkt, als es zunächst scheinen mochte. Vieles, was sich im engeren, nachbarlichen und lokalen Umkreis an Zeugendienst einzelner Gemeinden vollzogen hat und weiter still geschieht, hat der Missionsbericht gar nicht nennen können, weil es sich seinem Verfasser entzog.

Gleichwohl macht eben auch dieser Bericht den Tatbestand klar: Die Gossner-Kirche und ihre Gemeinden sind nicht mehr Objekt missionarischer Bemühungen von auswärts, von unserem Land her; sie sind Subjekte missionarischen Handelns, Instrumente von Gottes Heils Handeln an und in ihrem indischen Volk. Wollten wir kritisch und skeptisch fragen, ob sie das wirklich klar und lebendig erkannt haben, es wissen und darauf im Gehorsam antworten, so müßten wir ja wohl zuerst diese gewiß brennende und entscheidende Frage an uns selber in der Christenheit Deutschlands und ihre mehr als 20 000 Gemeinden radikal und erschrocken gestellt haben. Jedenfalls hat jene Erklärung der Leitung der Gossner-Kirche vom März 1965, wo sie sich über die vor ihr liegenden Aufgaben verantwortlich äußert, folgenden Satz an den Anfang gestellt:

„Die Aufgabe der Evangelisation ist für die Gossner-Kirche unendlich groß. Die Möglichkeiten sind riesig; die Verantwortung dafür und das Vorrecht, sie wahrnehmen zu dürfen, ist gleicherweise unbegrenzt.“

In dreifacher Richtung kann die Arbeit erfolgen:

- a) durch die Gossner-Kirche selber;
- b) durch sie in Verbindung mit den anderen Kirchen in gemeinsamer Bemühung;
- c) durch die Gossner-Kirche und die Gossner-Mission oder aber auch etwaige andere Missions-Organisationen.

Die Tätigkeitsfelder können im Bereich der Gossner-Kirche unter der noch nicht christianisierten Bevölkerung liegen; auch in den benachbarten Distrikten und missionarisch noch nicht besetzten Regionen Indiens; oder aber auch außerhalb Indiens. Um das Evangelium mindestens nochmals 230 000 Menschen zu verkündigen, die es noch nie vernommen haben, sollte sich die Gossner-Kirche als Ziel setzen, weitere 100 geeignete, hauptamtliche Evangelisten zu berufen, die sich in den nächsten zehn Jahren gänzlich für die Verkündigung unter Nichtchristen zur Verfügung

stellen. Wir nehmen in Aussicht, während des Zeitraums der nächsten zehn Jahre die Distrikte von Keonjhar, Mayurbhanj, Udaipur und Chatra ganz in intensiver Evangelisationsarbeit zu durchdringen."

Diese Zusammenhänge werden uns gewiß sehr lebendig werden, wenn wir im nächsten Jahr (Anfang Mai bis Anfang September) die Freude haben werden, Professor Tiga zum Besuch, zu Vortrags- und Reisedienst bei uns in Deutschland zu haben.

Die Leitung der Gossner-Kirche hat ihn für diesen brüderlichen Dienst ausersehen, und hin und her in den Gemeinden, bei Kirchenleitungen und Gossner-Freunden wird man viele Fragen an den Missionsdirektor der indischen Bruderkirche stellen dürfen und sollen, die auf die Gestalt und den Inhalt des missionarischen Zeugnisses der Gossner-Kirche gerichtet sind.

III. Die Arbeitsgebiete der Mission der Gossner-Kirche

Gewiß, die Arbeit geschieht mit besonderem Schwerpunkt an den Grenzen und Rändern der Gossner-Kirche, dort, wohin die Botschaft des Evangeliums bisher noch nicht gedrungen ist.

Also einmal in Westbengalen, über Purulia hinaus ostwärts und südwärts, sodann im Bundesstaat Orissa, dessen Norden über 50 000 Glieder der Gossner-Kirche in etwa 250 Gemeinden zählt, von wo aus die Kunde von Christus südwärts weitergetragen wird. Und von Gumla und Chainpur aus geht die Tätigkeit westwärts in den Osten des großen zentralen Bundesstaates Madhya Pradesh hinein, wo die Zentren Udaipur und Ambikapur sind. Hier sind viele Hunderttausende vom Stamme der Uraos noch nie vom Evangelium erreicht worden, und ihren christlichen Stammesgenossen innerhalb der Gossner-Kirche muß es das oberste, alle anderen Anliegen zurückdrängende Bestreben sein, diesem Sendungsauftrag gehorsam zu sein. Und sogar für den kleinsten Sorenael der Gossner-Kirche, drohen in Assam, haben sich Türen zu den Berastämmen der Mikirs aufgetan, so daß auch dort eine verheißungsvolle Missionsarbeit beginnen kann. Jedenfalls in viele stille, fast verlassene Dörfer dieser heißen Ebenen oder abseitigen Berge sind Boten der Gossner-Kirche unterwegs.

Es ist dabei das Verdienst des jeweiligen „Rats christlicher Kirchen“ in den einzelnen Bundesstaaten, dafür Sorge getragen haben, daß sich die verschiedenen Kirchen und Missionen nicht häßliche und Äraernis erregende Konkurrenz machen: Die Arbeitsgebiete sind in gegenseitiger Absprache aufgeteilt worden.

Vergessen werden sollte freilich nicht über der Nennung dieser „an den Grenzen“ der Gossner-Kirche liegenden Regionen mit ihren bei uns unbekannten geographischen Namen die Tatsache, daß sozusagen innerhalb des Gebiets der Gossner-Kirche — aber was heißt das schon? — einzelne Synoden hauptamtliche Mitarbeiter in den Dienst gestellt haben. Denn „das Missionsfeld liegt vor

der Tür“ — wie es in einem früheren Artikel der „Gossner-Mission“ hieß (vgl. Nr. 3/1964).

Eine Beschränkung dieses Missionsdienstes gibt es allerdings deutlich zu sehen. Und das kann um so offener gesagt werden, weil es Präsident Dr. Bage selber mehr als einmal deutlich ausgesprochen hat, teils als Versäumnis und Mangel und zugleich als dringliche Aufgabe und seinen persönlichen Wunsch: Daß von der Heilsbotschaft nicht nur die verschiedenen Stämme der Ureinwohner in diesen Gebieten erreicht werden, sondern daß die Gossner-Kirche auch willig, kräftig und fähig werde, den Hindus und Moslems in ihrem Bereich Christus in Vollmacht nahezubringen. An diesem bisherigen Unvermögen wird der Grundcharakter der Gossner-Kirche als einer Adivasi (Stammes)-Kirche unzweifelhaft deutlich.

Dagegen beteiligt sie sich an einer gemeinsamen Unternehmung missionarischer Art, deren Träger der „Bund Lutherischer Kirchen in Indien“ ist, der sogenannten „Rewa-Mission“. Weniger die Erfolge dieser vereinigten Aktivität sind wichtig als die Tatsache, daß schon vor längerer Zeit diese zusammenfassende Bemühung in Erscheinung trat. Hier ist übrigens ein in indischer Schlichtheit geführtes Hospital das Zentrum der Arbeit.

IV. Die Träger der Arbeit und ihr Wirken

Man kann sich diese Männer, die den evangelischen Dienst an ihren nichtchristlichen Landsleuten tun, nicht schlicht genug vorstellen. Weniger als ein Zehntel der etwa 200 Missionare der Gossner-Kirche sind ausgebildete Theologen. Ein großer Teil von ihnen hat wohl das Katechisten-Seminar in Gowindpur absolviert, aber das ist durchaus noch nicht bei allen der Fall. Oft sind es in ihrer Gemeinde bewährte Laien, die das Evangelium, wie sie es empfangen haben, weitergeben. Ihrer Fortbildung, der sorgsam brüderlichen Hilfe für ihren Dienst und der konkreten Anleitung dafür kommt natürlich besondere Bedeutung zu, damit ihr Zeugnis geistlich gesund und von kraftvoller Schlichtheit geprägt bleibt. Am besten ist es vielleicht, hier wiederzugeben, wie Direktor Tiga auf der jährlichen Rüstzeit die Mitarbeiter im Missionsdienst, auf ihre Aufgaben sehr in die Einzelheiten gehend, angesprochen hat:



1. Zu wem müssen wir heute predigen?

- a) Zu der Studentenschaft aller Bildungsgrade, in den Städten und in den Dörfern, wo

christliche und nichtchristliche Studenten sich heute mit viel weniger Vorurteilen und mit mehr Zusammengehörigkeitsbewußtsein treffen.

b) **Zu der industriellen Gesellschaft:** (I) Wir suchen diejenigen, die zur Gemeinde gehören, jedoch zur Zeit fast verloren sind in der wachsenden nichtchristlichen Bevölkerung eines Industrie-Zentrums, und (II) suchen auch diejenigen, die nie das Evangelium gehört haben, die sich aber nach einem neuen und besseren Aufbau der Gesellschaft sehnen.

c) **Zu dörflichen Menschen:** Es besteht ein wachsendes Bedürfnis unter den Dorfbewohnern nach Zusammenschluß und Gemeinsamkeit in gegenseitigem Austausch von Gedanken über religiöse, soziale und andere Erfahrungen.

d) **Zur städtischen Bevölkerung:** Sie ist nicht mehr einheitlich, naiv und ungebildet, sondern vielgestaltig, kompliziert und unberechenbar. Einst wurde der Katechist zweifellos für den Führer des Dorfes gehalten, aber heute ist es nicht mehr so. Die Menschen stehen heute unter verschiedenen und teilweise entgegengesetzten Einflüssen.

e) **Zu den untersten und ärmsten Schichten der Gesellschaft:** Diese gehören zu keiner der obigen Gruppen, es sind Kulis, Lastträger, Rikscha-Zieher, Straßenfeger etc., die in den Slums der Städte leben.

f) **Die Gebildeten und Vornehmen:** Diese sind vom Typ des Nikodemus, der heimlich bei Nacht kam, um nach dem Weg zu fragen, der in das Reich Gottes führt.

2. Wie sollten wir uns auf das Predigen vorbereiten?

Wir sind keine stets aufgeladenen Batterien. Auch wenn wir so wären, verlören wir nach Gebrauch an Kraft, gerade wie die Batterien. Es ist wichtig, daß der Evangelist sich ständig auf seine Aufgaben vorbereitet. Im folgenden einige Hinweise für die Vorbereitung:

a) **Lebe unaufhörlich in der Gegenwart Gottes.** Er will nicht, daß du ohne ihn predigst, und Er wird niemals erlauben, daß du allein gehst.

b) **Meditiere über die Situation,** in der deine Hörer leben.

c) **Respektiere die guten Eigenschaften,** die du bei ihnen findest, suche sie.

d) **Studiere die Bedürfnisse deiner Zuhörer** und sei bereit, in ihren Schwierigkeiten eng mit ihnen verbunden zu sein.

e) **Identifiziere Dich mit dem bescheidensten und ärmsten deiner Hörer.** Unsere Verbundenheit mit ihnen in ihrer besonderen Lage ist sehr wichtig. Aber das ist nicht leicht. Man muß sich dazu stärken durch Gebet, durch Geduld und viel Nachsicht.

f) **Geduldig und mitfühlend höre,** was sie über ihre Religion und ihren Glauben zu sagen haben! Dann ergreife mit Weisheit die Gelegenheit und trage mit christlichen Erkenntnissen zum Gespräch bei.

g) **Beherrsche Deine Arbeitsmittel** sorgfältig, auch die Einrichtungen, Ausrüstungen, Tabellen, Bilder, Schriften, Bhajans etc.

h) **Erbitte Dir Gefährten** und behandle sie freundlich und taktvoll.

i) **Organisiere Bibelstunden-Gruppen** und bereite freiwillige Helfer darauf vor, dich zu

begleiten. Gott wird durch sein Wort und durch seinen heiligen Geist Gefährten für dich finden, um neue Wege zu gehen.

j) **Lebe in geistlicher Gemeinschaft mit denen, die dich unterstützen** und dir Gutes wünschen. Vergiß nicht, daß es viele gibt, die dich und dein großes Werk in Gedanken begleiten! Sende Nachrichten, teile mit, was du brauchst, und mache Vorschläge! Sogar wenn du zu Zeiten enttäuscht worden bist, wende dich wieder an die Menschen, die von Gottes Kirche dafür eingesetzt worden sind, dir zu helfen und dich zu unterstützen. Wenn du etwas wirklich brauchst, wird man auf dich hören, und es wird dir geholfen werden. Vertraue vor allem auf Gott und treibe Sein Werk vorwärts ...

ERWARTE GROSSE DINGE VON GOTT,

VERSUCHE GROSSES FÜR GOTT. (W. Carey)

3. Methoden der Evangelisation:

In dieser Zeit wunderbarer Entdeckungen können wir über viele kostspielige Methoden sprechen, wie ein Evangelist seine Arbeit ausführen sollte. Es gibt viele Evangelisten, die diese Methoden heute gebrauchen ... Fernsehen, Film, Radio, Lautsprecher, Veröffentlichung von geeigneter Literatur und deren kostenlose Verteilung. Aber jetzt können wir bei unserer Armut nicht daran denken. Nach Gottes Wille mag einmal die Zeit kommen, wo wir auch diese Methoden benutzen. Aber die folgenden Möglichkeiten sind einfach, und wir können sie immer anwenden.

a) **Predigen im Basar:** Es muß nicht so sein, daß man in einer Ecke steht und mit lauter Stimme predigt. Heute können wir eine kleine Anzahl billiger und doch guter christlicher Bücher mit einer Botschaft des Heils bekommen, wir können an einem Platz auf einer Matte sitzen und ruhig über die Bücher zu den Vorübergehenden sprechen. Sie werden sich dafür interessieren, sie werden ein paar Worte auffangen, die Bücher kaufen und zu Hause lesen.

b) **Predigen zu Familien:** Man suche zunächst bekannte Familien auf, dann unbekannte. Eine kleine Gruppe von Männern und Frauen, nicht zu viele, kann zu geeigneter Zeit Familien besuchen.

c) **Gespräch von Person zu Person:** Dies bleibt eine der wirksamsten Arten des Zeugnisses von Christen.

d) **Predigen im Dorf:** Es gibt gewisse Stunden in den Dörfern, wo die Dorfbewohner müßig dasitzen und gern Neuigkeiten hören. Gruppen von Christen werden von ihnen begrüßt, und sie geben ihnen Gelegenheit, das Evangelium zu sagen. Sehr oft laden sie ein, sie wieder zu besuchen.

e) **Predigen bei besonderen Gelegenheiten:** Es gibt Gelegenheiten, wo nichtchristliche Nachbarn in die Häuser der Christen gehen; z.B. die Einweihung des Brunnens eines Gemeindegliedes, eine Hochzeit, die Einweihung eines Hauses, Weihnachten etc. Ein gut ausgearbeitetes Programm wird günstige Gelegenheiten bieten, Gottes Wort zu verkündigen.

f) **Erwachsenenbildung.** Christliche Vereinigungen, aber auch die Regierung suchen Hilfskräfte zur Förderung dieses Programms. Für geeignete Vorschläge werden finanzielle Mittel zur Verfügung gestellt. Diese Gelegenheit sollte benutzt werden. Kurse können entweder mittags oder abends gehalten werden.

g) **Verteilung von Päckchen mit dem Evangelium:** Die Bibelgesellschaft gibt eine wertvolle Hilfe. Wir können ein gedrucktes Evangelium zu vergünstigten Preisen erwerben, und darüber hinaus erhalten wir noch gebührenfreie Literatur und Plastikbeutel. So können wir beim Verkauf der preiswerten Päckchen mit dem Evangelium wirksam werden. Jeder Laie kann diese Methode benutzen, wenn er dafür fünfzehn Pfennig auslegt.

h) **Medizinkasten:** Dies ist eine sehr bescheidene Art des Heilens. Auf unseren Wegen treffen wir viele kranke Nichtchristen. Unsere Evangelisten werden es sehr nützlich finden, mit billigen Medikamenten hilfreich zu sein. Ich hoffe, daß die Patienten gerne wenige Pfennige für die Medikamente, die sie bekommen, bezahlen werden, mindestens den Selbstkostenpreis. Für 100 Katechisten brauchte man bei sechs Mark pro Kasten insgesamt nur 600 Mark als erste Investition.

i) **Gottesdienste:** Volkstümliche Gottesdienste innerhalb oder außerhalb des Kirchengebäudes sind ebenfalls wirksam. Offene Fenster und offene Türen während eines solchen Gottesdienstes lassen Gottes Wort viele verlangende Ohren erreichen.

k) **Bhajans (Christliche Volkslieder) als Missionare:** Bhajans in Mundary, Oraon, Kharia, Hindi, Bengali, Oriya etc. haben sich als sehr wertvoll erwiesen, um dem Nichtchristen näherzukommen. Es fehlen jedoch geeignete und passende Bhajans zur Verwendung während der Evangelisationen. Es wäre sehr günstig, wenn wir alle daran mitarbeiten würden, etwa 100 Bhajans zu sammeln, die in allen diesen Sprachen und in einer Art und Weise predigen würden, wie sie von der Bevölkerung geschätzt wird.

l) **Gebete mit einzelnen und in Familien:** Unser ganzes Volk ist sehr religiös. Gebete von uns Christen allein und mit der Familie, morgens und abends, sind keineswegs weniger wirksam, um unsere Landsleute zum Dreieinigem Gott zu lenken, den wir anbeten und von dem wir glauben, daß er immer mit uns ist, auf allen Wegen unseres täglichen Lebens. — —

Man muß die Frage, ob im Gebiet der Gossner-Kirche Zeichen einer Erweckung zu spüren seien, wie man es aus dem Jeypur-Gebiet unter dem Stamm der Konds wohl hört, klar verneinen. Aber andererseits ist das jährliche Geschehen der Taufe von fast 1000 Erwachsenen im Gossner-Gebiet eine Bestätigung treuer und schlichter Evangeliums-Verkündigung durch die Boten der jungen Kirche. Das ist in keiner Weise ein sensationelles, aber vielleicht doch ein gesundes Wachstum!

V. Hindernisse und Anfechtungen in der Arbeit.

Dafür kann auch als Beweis angesehen werden, daß Professor Tiga's Bericht von mancherlei Schwierigkeiten und Anfeindung Einzelheiten mitzuteilen weiß. Auch die schlichte Mission der Gossner-Kirche ist begleitet vom Schatten der Anfechtung und vom Segen des Leidenmüssens um Christi willen.

a) Da gibt es Gruppen und Organisationen, die es sich direkt zum Ziel gesetzt haben, das Wachsen des Christentums zu verhindern, und ihre Leute einsetzen, wo die Mission der Gossner-Kirche Menschen gewinnt. Das gilt von der nationalisti-

schen Arja-Samaj-Bewegung und den Mitgliedern der antichristlichen Kartik-Urao-Bewegung. Erstere spüren unsere Freunde vor allem in Orissa, letztere im Raum Ranchi/Lohardaga.

Es sind auch alte Stammesbräuche, Heiratsitten und dgl., die es schwer machen, Menschen wirklich in der neuen Gemeinschaft des Christusglaubens einzuwurzeln zu lassen. — Dorfgötter wollen ihre jährlichen Opfer haben, und man verlangt auch von den jungen Christen den Beitrag, nicht als Zeichen ihrer religiösen Verehrung, wohl aber als ihre gesellschaftliche Pflicht, wenn sie in der dörflichen Gemeinschaft verbleiben und nicht die Ausstoßung riskieren wollen oder auch nur die Zerstörung von Haus und Acker: Schwere Gewissenskonflikte und sehr akute Probleme!

Direktor Tiga erinnert am Ende dieses Abschnittes an das Wort des Paulus, das auch von sehr vielen seiner Mitarbeiter gelte: „Ich habe dem Herrn gedient mit aller Demut und mit viel Tränen und Anfechtungen, die ich erfahren habe...“ (Apg. 20, 19).

b) Tigas Bericht ist darin erfreulich ehrlich, daß er nicht nur die Hinderungen von außen nennt, sondern von der Erkenntnis geprägt ist, daß die größere Not für die christliche Gemeinde nicht von den Gegnern des Evangeliums kommt, sondern vom Unglauben, der Leidenschaft und von der nur äußerlichen Nachfolge der Christen selbst.

Unüberwundene Spaltungen und Parteigeist in der Gossner-Kirche, das Auseinanderklaffen von Bekenntnis zum Christentum und anstößiger Lebenswandel; oder die Annahme nur äußerlicher Sitten, wobei man durch die Kleidung oder den Lebensstil in moderner westlicher Weise meint, dem heidnischen Wesen abgesagt zu haben — das sind schwerwiegende Schädigungen des Missionswerkes.

Dazu kommt die Vereinsamung des einzelnen Missionars. Es ist oft schwer, in einem heidnischen Dorf, dem die Arbeit gilt, auch nur die bescheidenste Behausung zu finden. Sorgen um die zurückbleibende Familie drücken. Die Besoldung ist so bescheiden, daß oft auch die notwendigsten Hilfsmittel fehlen und die Beweglichkeit leidet, um die zerstreuten jungen Christen zu besuchen. So wollen bisweilen Bitterkeit und Ermüdung Geist und Seele der Christusboten überwältigen. Aber dennoch, uns will scheinen, daß dieser franziskanische Stil von Indern getaner Missionsarbeit, bei der der Bote in die volle Solidarität der Armut und Einfachheit mit denen eingeht, die er sucht, heute eine größere Verheißung hat als eine wohlausgerüstete Missionsstation eines europäischen Sendboten. Was gestern, und das heißt im letzten Jahrhundert bis in dieses hinein möglich war, ist es jetzt nicht mehr. Der Wandel der Zeit ist endgültig. Aber die Aufgabe ist geblieben: In Indien muß das Evangelium verkündet werden. Es sind aber jetzt die Christen dieses Landes, die es weitersagen, leben und verwirklichen müssen. Christian Berg

DIE BILDSEITE DER GOSSNER MISSION

Festlicher Abend im Gossner-Haus —



1



2



3



4



5

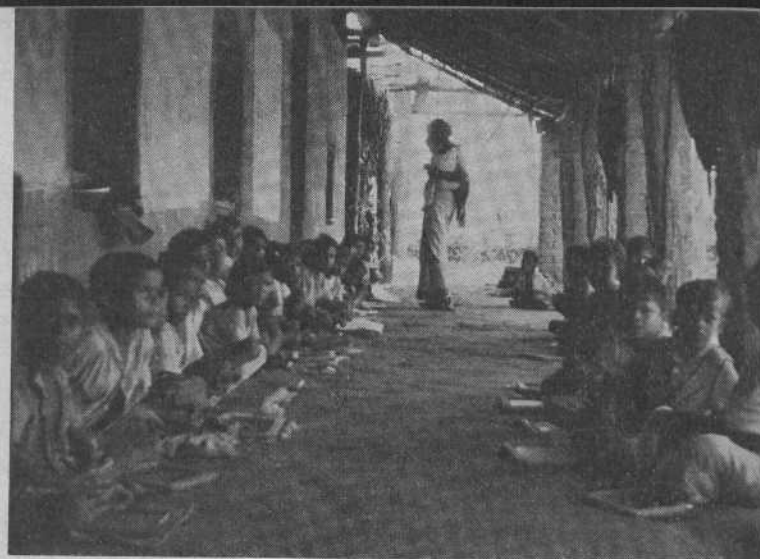
GNOSNER-MISSION

– Freude bei indischen Kindern

- 1 Abschiedswort Dr. Singhs
- 2 stud. phil. Kula
sagt namens der Mitstudenten Lebewohl
- 3 Pastor Soreng
mit den Vorsitzenden des Kuratoriums
- 4 OKR Andler mit Frau Professor Vogel u. Dr. Berg
- 5 Altdirektor Lokies zu aller Freude unter uns
- 6 Es schmeckt
- 7 und 8 Erwartungsvolle Vorfreude
- 9 Sie sind satt geworden
- 10 und säubern das Geschirr für den nächsten Tag



6



7



8



9



10

Ein Sommer mit Hitze und Hunger in Amgaon

Vom Alltag im Hospital Amgaon war seit einiger Zeit nichts berichtet. Jetzt macht uns Schwester Ursula von Lingen die Freude, uns an ihrem Erleben teilnehmen zu lassen, indem wir den größten Teil ihres Rundbriefes an Freunde und Verwandte mitlesen dürfen.

Amgaon, den 21.10.66

Eine ganze Reihe von Monaten sind vergangen, seit ich am 27. 2. den letzten Rundbrief an Euch schrieb. Inzwischen haben wir die heiße Zeit und auch die Regenzeit hinter uns, und es geht nun wieder den schönen, kühlen Monaten entgegen. Es wird nicht leicht sein, Euch einen Überblick über das Erleben der letzten Monate zu geben, aber ich will versuchen, wenigstens kurze Streiflichter aus den einzelnen Zweigen unserer Arbeit zu zeigen.

1. Hospitalarbeit: Wie sah unsere Arbeit im Hospital in diesen Monaten aus?

Ihr wißt vielleicht noch aus meinem letzten Rundbrief, daß Schwester Ilse Martin in diesem Jahr auf Heimaturlaub ist, und sicher hatten einige von Euch auch Gelegenheit, sie selber zu sehen und zu hören. Anfang August haben wir nun „Zuwachs“ bekommen. Schwester Monika Schutzka kam Ende Juli in Bombay an, wo ich sie abholte, um ihr mit allen Sachen durch den Zoll zu helfen. Wir waren beide sehr dankbar, daß alles so gut klappte. Eigentlich sollte Schw. Monika zuerst die Sprache lernen, aber da Schw. Marianne Koch im September in Urlaub fuhr, so blieb sie zunächst bei uns in Amgaon, um während der Abwesenheit von Schw. Marianne bei Operationen, Entbindungen etc. zu helfen. Dafür war ich besonders dankbar, denn manchmal ist es für eine Schwester allein doch etwas zu viel. Schw. Monika hat sich schnell und gut eingelebt, auch erstaunlich schnell etwas Umgangs-Oriya gelernt, so daß sie wirklich schon eine große Hilfe ist. Da Schw. Marianne noch im November ihr Oriya-Sprachexamen machen will, werden wir erst Mitte November nach Kotapad fahren, wo Schw. Monika für ein paar Monate bei Barbara Janke wohnen und Oriya-Unterricht nehmen wird, ebenso wie Maria Schatz und ich einst zu Beginn unseres Indienaufenthaltes. Ich freue mich sehr auf das Wiedersehen und ein paar Tage des Zusammenseins mit Barbara Janke. — — Marlies Gründer war in diesen Monaten neben der Arbeit im Hospital besonders damit beschäftigt, den aufgekauften Reis in rechter Weise zu verteilen, so daß allen Mitarbeitern, Kulis und Patienten geholfen werden konnte.

Die eigentliche Hospitalarbeit war in diesem Jahr doch sehr stark geprägt von der Mißernte im vorigen Jahr. Die Zahl der Patienten war wesentlich niedriger, dafür hatten wir viele Schwerkranke, die zuhause zu lange gewartet hatten, weil sie von Tag zu Tag hofften, die Krankheit würde ohne Medikamente abklingen. Vielen mußten wir dann freie Behandlung und dazu noch Reis und andere Lebensmittel geben, aber dank Eurer Gaben war es uns möglich, in vielen Fällen wirklich durchgreifende Hilfe zu geben. Habt von Herzen Dank dafür!

2. Verkündigungsdienst: Neben der Arbeit im Hospital ist ja mein Hauptanliegen hier die Verkündigung der Botschaft. Vor einigen Monaten waren es die Tbc-Patienten, die mir besonders ans Herz gelegt wurden, so daß ich anfang täglich Andachten auf der Tbc-Station zu halten. Seit meinem Urlaub tue ich diesen Dienst nicht mehr allein, sondern im Wechsel mit Schw. Marianne, unserem Pastor Kumar, dem Krankenpfleger Luther und einem anderen Hospitalhelfer. Es ist mir immer wieder neu eine Freude, mit welcher Selbstverständlichkeit alle Patienten sich zu diesen Andachten versammeln und mit welcher Aufmerksamkeit sie zuhören. Viele sind ja monatelang bei uns, so daß man wirklich fortlaufend aufbauen kann. Wieviel sie allerdings von dem Gehör-

Der erste Doktor der Theologie in der Gossner-Kirche

Am 4. November wurde Pastor Paul Singh von der Kirchlichen Hochschule in Berlin zum Dr. theol. promoviert. Er hatte eine Arbeit mit dem Thema „Die Mystik bei Radhakrishnan und die Offenbarungstheologie“ eingereicht. Die Professoren der Hochschule waren überrascht von der hohen wissenschaftlichen Leistung ihres langjährigen ausländischen Studenten und sprachen ihm das Prädikat „magna cum laude“ (mit großem Lob) zu. Am 30. November hat unser Bruder Berlin und das Gossner-Haus verlassen, um zunächst seinen Lehrer, Herrn Professor D. Vogel, auf seiner Besuchsreise nach Indien zu begleiten und dessen Vorlesungen am Theologischen College in Ranchi zu übersetzen. Dann wird er dort selber für die erste Zeit als Dozent tätig sein.

Während des Bazzars verabschiedeten ihn die Freunde der Gossner-Mission in Berlin. Im Kreise der Mitglieder des Kuratoriums aus Berlin und der Mitarbeiter wie auch Mitstudenten im Gossner-Haus sprach ihm Bischof Scharf herzliche Segenswünsche für seinen zukünftigen Dienst in Indien aus. Und im Kirchenkreis Tempelhof sagten ihm die Berliner Gemeinden im Rahmen des Gottesdienstes am 1. Advent Lebewohl.



Was für ein bewegender Augenblick im Leben einer jungen Kirche, wenn einer der ihren erstmalig die oberste Sprosse akademischer Ausbildung und wissenschaftlicher Befähigung erklommen hat! Womit sich ankündigt, daß auch dies Glied am Leibe Christi die Fragen des Glaubens selbständig erforschen und erarbeiten wird, um den befohlenen Dienst und Auftrag klar zu erkennen. Das stimmt zuletzt auch deshalb tief dankbar, weil Dr. Singh den innigen Wunsch hat, seine Kirche möchte ihm einen Dienst als Missionar unter den Hindus anvertrauen.

Beständiges Wachstum der Gossner-Kirche

Auch im Jahr 1965 hat die Gossner-Kirche um mehr als 8000 Glieder zugenommen, wie die soeben mitgeteilten Zahlen zeigen. Davon sind 7300 in christlichen Familien

getaufte Kinder und 973 durch die Missionsarbeit der Kirche gewonnene und getaufte Erwachsene.

Dies Wachstum vollzieht sich rascher als das der Bevölkerung Indiens. Während die Bevölkerungszunahme des großen Landes jährlich etwa 2¼ % beträgt, steigt die Mitgliederzahl der Gossner-Kirche um etwa 3¼ % in ihren mehr als 1100 Gemeinden. Das ist nicht erheblich, aber doch erfreulich.



Familie Dr. Dell in Ranchi eingetroffen

Kurz vor Redaktionsschluß dieser Nummer erreichte uns die gute Nachricht, daß unser theologischer Mitarbeiter am College der Gossner-Kirche wohlbehalten mit seiner Frau und Sohn Christopher am 3. Dezember Ranchi erreicht hat. Offenbar haben die Seereise und die Fahrt mit der Eisenbahn durch den indischen Subkontinent keine besonderen Erschwerungen mit sich gebracht. Im Reformations-Gottesdienst der Paulus-Gemeinde in Darmstadt war von Oberkirchenrat K. Herbert am 6. November die Aussendungsfeier gehalten worden. Ein Beisammensein mit Kirchenpräsident D. Sukker und nachmittags im Gossner-Haus in Mainz-Kastel war darüber hinaus eine willkommene Gelegenheit, des wichtigen Auftrags für unseren Bruder Dell zu gedenken und der Kirche von Hessen-Nassau zu danken, daß sie der Gossner-Mission überhaupt und insbesondere mit der Entsendung dieses ihres Mitarbeiters für Fragen der Mission und Ökumene während einiger Jahre so wesentliche Hilfe hat ange-deihen lassen.

Bruder Dell wird nun gleich mit dem Erlernen des Hindi beginnen, aber daneben schon mit den Studenten im Neuen Testament zu arbeiten anfangen. (Seine Adresse: Rev. Dr. Dell, G.E.L. Church Compound — Lal Bungalow, Ranchi/Bihar, Indien). Gottes Güte lenke die ersten Schritte und Erfahrungen der Familie Dell freundlich!

ten nach Hause mitnehmen, wenn sie in ihre Dörfer zurückkehren, das wissen wir nicht. Aber das ist auch nicht unsere Verantwortung. Gott selber hat verheißen, daß sein Wort nicht leer zurückkommt, und das dürfen auch wir hier glauben. Im letzten Rundbrief schrieb ich Euch, daß wir auch mit Kindergottesdiensten hier in unserer Kirche angefangen haben. Nun habe ich vor ein paar Wochen auch mit einer Kindergottesdienst-Vorbereitungs-klasse begonnen, weil einige unserer Hospital-Helferinnen auch gerne im Kindergottesdienst mit-helfen möchten. Diese Aufgabe macht mir besonders viel Freude, weil diese Mädchen wirklich interessiert und aufgeschlossenen sind, und man ihnen hier ein Rüstzeug fürs ganze Leben mitgeben kann. — Daneben laufen auch die wöchentlichen Bibelstunden für alle indischen Mitarbeiter weiter. Bitte betet mit, daß wir und alle unsere Mitarbeiter hier wirklich zu Zeugen Seiner Botschaft werden.

3. Mitarbeiter: Da einige unserer Mitarbeiter inzwischen namentlich bei Euch bekannt sind, so will ich heute wieder von ihnen erzählen. Bahalen Mundu hat uns im September wieder verlassen, weil ihr Mann nun in Delhi eine Anstellung bekommen hat, wo er die Familie bei sich haben kann. So sind sie nach langen Jahren der Trennung endlich vereint. Natürlich fehlt Bahalen uns hier sehr, aber an ihre Stelle kam vor ein paar Wochen Mrs. Horo, die ebenfalls Lehrerin ist und deren Mann für einige Jahre zum Studium in Deutschland ist. Unsere Elisabeth (früher Bina) ist noch auf der Schule in Balasore. Wir hoffen, daß sie im kommenden Jahr mit der Schwesternausbildung anfangen kann. Parboti ist auch noch bei uns. Inzwischen hatten wir viel Sorge, weil die Eltern sie mit einem Hindu verheiraten wollten, wogegen sie sich aber gewehrt hat. Da sie gerne noch mehr lernen möchte, ist sie nun seit ein paar Wochen im Hospital, und wir haben ein neues Mädchen zu uns in den Haushalt genommen. Obwohl sie der Eltern wegen den Schritt zur Taufe noch immer nicht gewagt hat, nimmt sie weiterhin an allen Andachten, Gottesdiensten und Bibelstunden teil. Sie braucht auch in Zukunft Euer aller Fürbitte.

Auch Tulsha ist noch immer bei uns. Seit Bahalen fort ist, hilft sie nun im Hospital mit, was ihr allem Anschein nach viel Freude macht. Wieviel sie bisher aus Gottes Wort aufgenommen hat, das können wir noch nicht beurteilen. Heute möchte ich Euch noch drei weitere Helferinnen vorstellen, die nun schon einige Jahre bei uns sind und die Ihr langsam auch kennen solltet. Hamida Kujur und Marila Kerketta haben inzwischen die Arbeit von Elisabeth übernommen und teilen sich die Station. Beide tragen schon große Verantwortung, weil sie selbständig Medizin austeilten, Spritzen geben und Verordnungen ausführen. Dazu kommt Salomi Lakra, die im Operationsaal und bei Entbindungen hilft. Sie ist erst 18 Jahre alt, aber wirklich sehr umsichtig, gewissenhaft und ruhig und dadurch gerade für diese Aufgaben sehr geeignet. Alle drei helfen auch im Kindergottesdienst mit. Die Tbc-Station wird im Augenblick von einem Pflege-Helfer Ramchondro Barik versorgt, der ganz strenger Hindu ist, obwohl er schon lange bei uns arbeitet und täglich an der Morgenandacht teilnimmt. Für ihn bitte ich ganz besonders, daß Ihr ihn in Eure Fürbitte einschließt.

4. Hungersnot: Ihr alle habt in Deutschland von der dies-jährigen Hungersnot gehört, die durch die schlechte Ernte im vergangenen Jahr bedingt war. Auch bei uns in Amgaon und in einigen umliegenden Dörfern konnten durch das „Feed the Children“-Programm alle Kinder im Alter von 2—11 Jahren täglich eine warme Reismahlzeit erhalten, was für viele Familien eine ganz große Hilfe war. Leider, leider hat auch dieser Monsun wieder nicht genug Regen gebracht, jedenfalls in unserer Gegend nicht. Bis zum Pflanzen stand der Reis gut, aber die 2. Hälfte des Monsuns (August-Oktober) ist prak-

tisch ausgeblieben, so daß auch die kommende Ernte wieder eine Mißernte zu werden droht. Damit geht dieses Land einer verstärkten Hungersnot entgegen, denn nun sind keinerlei Reserven mehr vorhanden.

Einige unserer Helferinnen, die wir jetzt in Urlaub schicken wollten, haben den Wunsch geäußert, lieber hierzubleiben. Bei uns würden sie täglich satt, während die Familien zu Hause nicht mehr genug zu essen haben. Alle Mitarbeiter geben oder schicken mindestens 90 Prozent von ihrem Gehalt an die Familie, um Eltern und Geschwister zu unterstützen.

5. Urlaub und Persönliches: Im letzten Rundbrief schrieb ich Euch von dem geplanten Urlaub in Assam. Das Schönste dieser Ferien war das Zusammensein mit Daisy Hemrom, die früher mit mir zusammen die Ausbildung in Bad Salzuflen gemacht hat und nun in Assam studiert, um noch Lehrerin zu werden. Wir haben einiges gemeinsam unternommen. — Gesundheitlich habe ich das erste Jahr seit der Rückkehr nach Indien gut überstanden. In den letzten Wochen ging es mir allerdings weniger gut. Ich mußte mir ein paar Zähne ziehen lassen, was mich recht mitgenommen hat. Ich hoffe aber, daß es bald wieder bergauf geht und ich die vor mir liegenden Jahre noch durchhalten kann. Auch dafür brauche ich immer wieder Euer aller Fürbitte. Und ich bitte heute ganz besonders um Euer Verständnis, wenn ich in diesem Jahr vielen von Euch nicht persönlich zu Weihnachten schreiben kann. Ich brauche viele Freistunden für die Vorbereitungen meiner Andachten und Bibelstunden und dazwischen auch zum Ausruhen, so daß das Briefeschreiben sehr in den Hintergrund tritt.

6. Tiergeschichten. Nun für alle Tierfreunde und besonders für die Kinder noch ein paar Begebenheiten mit Tieren hier. Als wir mit Schwester Monika zur Anmeldung nach Sambalpur fuhren, kamen wir abends spät mit unserem Auto zurück. Wenige Kilometer vor Amgaon sahen wir plötzlich aus der Dunkelheit zwei grüne Augen aufleuchten. Als wir näher herankamen, erkannten wir einen Tiger, der vom Scheinwerferlicht geblendet mitten auf der Straße stand. — Wenige Wochen später kamen wir eines Abends gerade bei Dunkelwerden aus dem Hospital zurück und traten fast auf eine Kobra, die sich an unserem Haus entlang schlängelte. Als sie uns sah, richtete sie sich auf und zischte uns an. Kurzentschlossen warf ich ihr aus dem Badezimmer einen Stein auf den Kopf, und dann machte einer unserer Mitarbeiter ihr mit einem Stock den Garaus. — Und stellt Euch vor, jetzt hatten wir einen Mann im Hospital, dem ein Bär die rechte Hand durchgeschossen hatte. Eigentlich wollte der Mann den Bären schießen, aber als der Bär näher herankam, da bekam er es mit der Angst zu tun, so daß er schnell auf einen Baum kletterte. Dabei hielt er den Gewehrlauf in der rechten Hand, vergaß vor Schreck aber, ihn in die Höhe zu ziehen. Wütend sprang der Bär gegen den Baum, wobei er sich auf das Gewehr stürzte, das einen Schuß losgab und den armen Mann die Hand durchschloß. Ich bin fest davon überzeugt, daß dieser Mann nie mehr auf die Bärenjagd gehen wird.

Nun wißt Ihr wieder ein wenig von unserem Ergehen hier in Amgaon. Vor ein paar Wochen kam auch Frau Rohwedder mit ihren drei Kindern aus Darjeeling zurück, wo sie seit April in der Kühle der Berge gelebt hatten, da sie die Hitze nicht vertragen können. So sind wir nun wieder eine große „Familie“ hier. Im kommenden Jahr ist Dr. Rohwedder mit Heimaturlaub an der Reihe.

Der Brief ist wieder lang geworden, aber nach acht Monaten gab es doch manches, an dem ich Euch teilnehmen lassen wollte. Wir brauchen das ganz konkrete Gebet unserer Freunde, denn wir allein schaffen es nicht, der Fülle von Aufgaben gerecht zu werden, die immer wieder auf uns zukommen, weil unsere Kraft in jeder Beziehung sehr begrenzt ist.

Und nun grüßt Euch alle herzlich Eure Ursula von Lingen



Professor D. Heinrich Vogel, Berlin besucht die Gossner-Kirche

Auf Einladung der Gossner-Kirche hat die Kirche von Berlin-Brandenburg den weit bekannten Professor an der Humboldt-Universität und der Kirchlichen Hochschule in Berlin, D. Heinrich Vogel, nach Indien entsandt. Er ist am 30. November — begleitet von seinem Schüler Dr. Paul Singh — über Neu Delhi und Benares nach Ranchi abgeflogen. Sein Hauptauftrag wird sein, Vorlesungen am Theologischen College der Gossner-Kirche zu halten. Er wird aber auch einige ihrer Gemeinden und die Arbeitsstätten der Mitarbeiter der Gossner-Mission besuchen. Gleichzeitig hofft der Besucher, den Hinduismus an einigen Zentren näher kennenlernen und tiefer in sein Wesen eindringen zu können.

Bischof D. Scharf verabschiedete unseren Freund am 23. November im Gossner-Haus und gab ihm die Segenswünsche des Kuratoriums und aller Freunde der Gossner-Arbeit in Deutschland für die indische Bruderkirche mit auf den Weg. Möchte sein fast drei Monate umfassender Besuch in ähnlicher Weise fruchtbar und verbindend für beide Kirchen sein, wie es im vergangenen Winter die Entsendung von Landessuperintendent Peters/Celle im Auftrag der Hannoverschen Kirche gewesen ist!



RANCHI

Bild einer indischen Großstadt

Als 1845 die ersten Missionare von Deutschland nach Ranchi kamen, ließen sie sich in einer Dorfsiedlung nieder. Unbebautes Land gab es in Fülle. Bereitwillig überließ der herrschende Maharadscha den Weißen einige Dutzend Hektar für ihre Zwecke. Etwa zehn Jahre später kamen britische Verwaltungsbeamte. Ranchi begann allmählich zu einer kleinen Stadt zu wachsen. Verwaltungsgebäude, Missionsschulen und Kirchen gaben ihr das Gepräge. Um die Jahrhundertwende wurden bereits 25 000 Einwohner gezählt.

Nach dem ersten Weltkrieg begann eine neue Ära: Ranchi als Garnisonstadt, ab 1941 sogar Hauptquartier des britischen Ostkommandos.

Seit 1951 datiert die dritte und entscheidende Phase, in der sich Ranchi zu einer bedeutsamen Industriestadt entwickeln wird. Die günstige geographische Lage inmitten des werdenden indischen „Ruhrgebiets“ veranlaßte die Regierung, die nationalen Behörden für Kohle (N.C.D.C.) und Stahl (H.S.L.) hierher zu verlegen. Kurz darauf wurde mit dem Bau von Schwermaschinenfabriken, Großgießereien und einer Isolatorfabrik mit tschechischer und russischer Unterstützung begonnen, dazu kamen neue Wohnsiedlungen, die noch längst nicht fertiggestellt sind.

Die Einwohnerzahl im Gesamtbereich schnellte auf 200 000 an, und der starke Zuzug von außerhalb hält an. Zumeist sind es die jungen Männer, die ihre Dörfer verlassen. Nur 44 % der Einwohner sind weiblich. Nicht alle finden die Arbeit, die sie gesucht haben. Oft fehlt es einfach an der nötigen Schulbildung, denn die Statistik verrät, daß nur 32 % der Einwohner für längere Zeit eine Schule besucht haben.

So ist es nicht verwunderlich, daß sogar in einer schnell wachsenden Industriestadt der Verdienst und also der Lebensstandard erschreckend niedrig bleiben. 65 % aller Haushalte haben ein monatliches Einkommen bis zu 150 Rps. (DM 80,—), weitere 25 % ein solches zwischen 151 und 350 Rps. (DM 80,— bis DM 187,—) und nur 10 % darüber.

Ein Zehntel der Bevölkerung lebt — nach offizieller Darstellung — in menschenunwürdigen Slums, zumeist ohne Wasseranschluß und Elektrizität. Doppelt so viele hausen unter ähnlichen Bedingungen am Stadtrand, zusammen also etwa ein Drittel der Bevölkerung. Mehr noch: Die Stadtverwaltung stellte 1965 in einer Übersicht fest, daß sich im Kerngebiet der Stadt 22 775 Haushalte (mit durchschnittlich 6,16 Personen) befänden und daß für diese mehr als 20 000 Wohneinheiten neu gebaut werden müßten, weil offensichtlich nur gut 2000 der bisherigen in einem befriedigenden Zustand sind. Welches ungeheure Aufbauwerk wäre hier zu leisten, — wenn die Mittel dafür vorhanden wären!

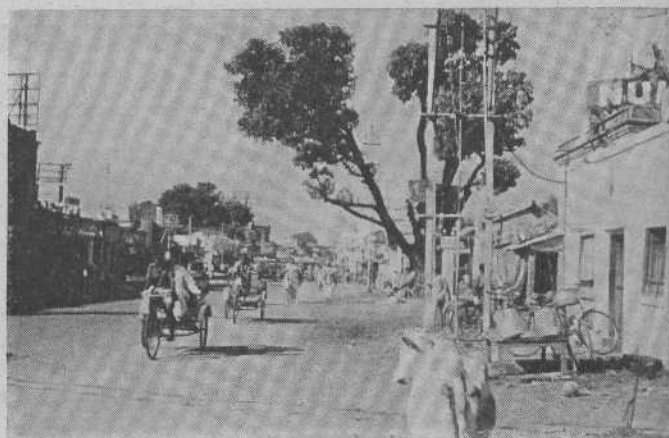
Es ist nicht gut leben in einer solchen Stadt, und doch bietet sie eine gewisse Geborgenheit für viele, die hier bleiben. Die meisten Zuwanderer kommen aus entfernteren Gebieten und nicht aus den nahe gelegenen Dörfern. Die Einwohner dieser nahen Dörfer sind zu zwei Dritteln Adivasi — in Ranchi bilden sie jedoch nur den fünften Teil der Einwohner.

Die Christen der Gossner-Kirche sind fast ausschließlich solche Adivasi, zäh am Dorf und am Boden hängend. Aber vor ihnen liegt die Stadt Ranchi wie eine Herausforderung, wie ein Bilderbuch des sich verändernden Lebens in Indien.

In Ranchi gibt es etwa 10 % Christen, Lutheraner, Anglikaner und Katholiken. Noch erkennen sie nicht die Notwendigkeit, für die Zukunft einer Stadt zu planen und zu arbeiten. Sie werden sich daran beteiligen müssen.

z. Z. Ranchi, den 26. November 1966

Martin Seeberg



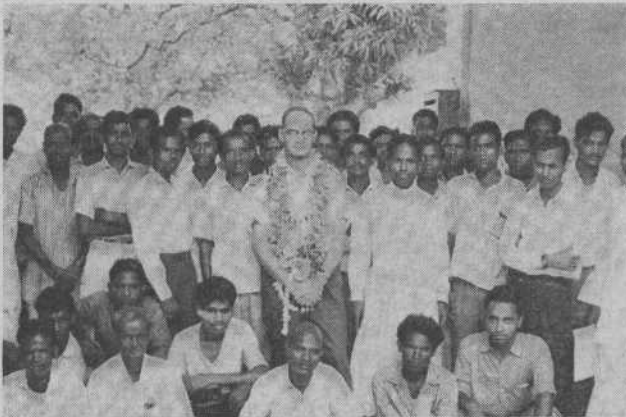
Wie es ein hoher Mohammedaner sieht

König Feisal von Saudiarabien hat fünf mohammedanische Länder (Türkei, Marokko, Guinea, Republik Mali, Tunesien) besucht, in denen er um Unterstützung für den von ihm geplanten islamischen Pakt warb. In diesem Zusammenhang ist ein Artikel von Bedeutung, der in dem Wochenblatt des Welt-Islam-Kongresses („The Muslim World“ (Karatschi, Nr. 10/66) erschien: Hätte es eine aufeinander abgestimmte und systematische Missionsarbeit (des Islam) gegeben, so wie das Christentum sie in den vergangenen zwei Jahrhunderten betrieben hat, wäre ganz Afrika heute mohammedanisch mit Ausnahme der weißen Siedler und der wenigen, die zum Christentum übergetreten sind. Selbst von dieser Minderheit sind jedoch die meisten wegen der rassischen Ungleichheit zwischen den Christen voller Enttäuschung. Mit fortschreitender Unabhängigkeit von der Kolonialherrschaft hört aber das christliche Bekenntnis auf, ein Empfehlungsbrief für gutbezahlte Posten zu sein. Es ist also höchste Zeit, daß die islamische Welt nunmehr systematisch mit der Erziehung der afrikanischen Mohammedaner beginnt und das Licht des Islams und seine Botschaft der Gleichheit und Brüderlichkeit unter den afrikanischen Stämmen verbreitet, die sich noch in den Ketten des Aberglaubens und barbarischer Sitten befinden. (weltmissionsdienst — 15. 11. 1966)



Kommission für die Verlagsarbeit berufen

Es ist immer eine Freude, von einem echten und wirklichen Fortschritt im Aufbau einer jungen Kirche berichten zu können. Darum handelt es sich tatsächlich in der christlichen Literaturarbeit, deren Wichtigkeit offenbar in Ranchi neu erkannt ist. Den Brüdern P. Schmidt und P. Mittenhuber ist dabei sicher für entscheidende Vorarbeit zu danken, aber auch dem Eifer Professor Tigas und der Weitsicht von Präsident Dr. Bage, unter dessen Vorsitz in der letzten Sitzung während seiner Amtsperiode die Leitung der Gossner-Kirche eine Kommission für die Verlagsarbeit der Gossner-Kirche berufen hat, der folgende Richtlinien für ihre Arbeit und Aufgaben gegeben wurden:



1. Die Mitglieder der Kommission für den „Verlag der Gossner-Kirche“ sollen vom „Ausschuß für Evangelisation und Literatur“ ernannt und von der Kirchenleitung bestätigt werden. Außerdem soll sie selbst das Recht haben, geeignete Personen für die Zuwahl zu empfehlen.
2. Weil die Mitglieder für Spezial-Aufgaben gewonnen werden, bei der die Kontinuität der geistigen und praktischen Mitarbeit sehr wichtig ist, soll die Mitgliedschaft jeweils für vier Jahre gelten und mit dem Recht ihrer Verlängerung um eine weitere Periode verbunden sein.
3. Die Kommission soll verantwortlich sein für alle offizielle Verlagsarbeit in der Gossner-Kirche, und ihre Mitglieder werden wegen ihrer speziellen Fähigkeiten auf diesem Gebiet gewählt. Deshalb soll bis zu einem hohen Grade die finanzielle Entscheidung, ob Manuskripte zur Veröffentlichung für die Kirche geeignet sind, ihr vorbehalten bleiben. Wenn jedoch Büchern, die bereits in der Kirche eingeführt sind, eine neue Form gegeben wird, z. B. durch Hinzufügung von Texten, durch Kürzungen oder durch Einfügung von Fotos und Bildern, so ist das vorherige Einverständnis hierzu seitens des „Ausschusses für Evangelisation und Literatur“ notwendig.
4. Da zur Zeit alle Geldmittel für die Verlagstätigkeit der Druckerei der Gossner-Kirche übertragen worden sind, wird die Kommission bis auf weiteres in enger Verbindung mit der Presse arbeiten; besonders wenn Entscheidungen getroffen werden, ob die Veröffentlichung irgendeines Buches vom finanziellen Gesichtspunkt aus zu verwirklichen ist.
5. Es ist unser Ziel, welches wir erstreben, daß die Gossner-Kirche in Zukunft eine hauptamtliche Kraft für die Verlagsarbeit gewinnt. Wenn eine solche Person gefunden und angestellt worden ist, soll sie Geschäftsführer sein und mit den Mitgliedern der Kommission gemeinsam den sogenannten „Verlag“ leiten.
6. Wenn der Verlag gegründet sein wird, sollen alle Geldmittel und Bestände für die Publikationsarbeit von der Druckerei auf den Verlag übertragen werden.
7. Die besonderen Pflichten der Kommission sollen sein:
 - a) alle Veröffentlichungen der Kirche zu planen und zu beaufsichtigen;
 - b) die Aufgaben der Kirche und ihrer Werke sorgfältig

im Blick auf ihren Bedarf an christlicher Literatur im Auge zu haben;

c) Manuskripte anzufordern oder Personen bzw. Organisationen zu bestimmen, die solche schreiben; die Manuskripte zu prüfen oder prüfen zu lassen, und zu entscheiden, ob sie zur Veröffentlichung geeignet sind;

d) Bücher von anderen Verlagen zu prüfen und geeignete Vorschläge für den Verkauf in der Buchhandlung der Kirche zu machen;

e) in Zusammenarbeit mit den dafür befähigten Stellen sollte eine Norm für die richtige Schreibweise und Grammatik in allen Sprachen für die Bücher ausgearbeitet werden, die von der Kirche veröffentlicht und gedruckt werden;

f) mit der Bibelgesellschaft von Indien und anderen Verlagen, wenn sie Bücher in den Sprachen von Chotanagpur herausgeben, sollte eng zusammengearbeitet werden;

g) alle Veröffentlichungen der Kommission bzw. später des Verlages sollen bei der Druckerei der Gossner-Kirche gedruckt werden; Ausnahmen bedürfen der Genehmigung des „Ausschusses für Evangelisation und Literatur“;

h) die Kommission soll Protokolle ihrer Sitzungen an den Vorsitzenden und den Sekretär des „Ausschusses für Evangelisation und Literatur“ schicken; auf Ersuchen des Ausschusses sollte sie auch ausführlich über ihre Tätigkeit Bericht erstatten. —



Diese Richtlinien atmen nüchternen, wirklichkeitsnahen Geist, schlichte Klarheit und bleiben für die zukünftigen Entwicklungen offen und elastisch.

Wie sehr hoffen wir, daß der Leiter der kirchlichen Druckerei, Herr Luther, der den vorläufig noch nicht gefundenen Geschäftsführer des Verlages zunächst vertreten muß, mit dem Instrument dieser Verlags-Kommission zielstrebig und erfolgreich arbeitet, und gute christliche Literatur sowohl für die Gemeinden der Gossner-Kirche wie für deren missionarische Aufgaben in Ranchi herausgegeben und gedruckt wird. Die Voraussetzungen dafür hat Herr Mittenhuber in großer Hingabe geschaffen, und die Widrigkeiten während des letzten Jahres seiner Tätigkeit haben diese nicht zerstören können. Wir haben seitens der Gossner-Mission die positive Entwicklung mit allen Kräften unterstützt. Für diejenigen unserer Leser, die die personellen Verhältnisse in der Gossner-Kirche etwas genauer kennen, seien die Namen der für vier Jahre gewählten Mitglieder der Kommission genannt: Mr. N.E. Horo, Paulus Kerketta, Rev. J.A. Kujur, Mr. Luther, Pastor Schmidt (jetzt in Kalkutta), P. Santosh Surin, Rev. Tete, Professor Tiga und Mr. Naiman Toppo. Professor Tiga ist der Vorsitz dieser Kommission übertragen worden. Möchte Fleiß und Hingabe, Eifer und Ausdauer diese Männer erfüllen, daß sie an dieser bedeutungsvollen Aufgabe nicht ermüden, sondern, von Gottes Geist erfüllt, in ihrer Wahrnehmung der Christenheit in Chotanagpur den unschätzbaren, gottgewollten Dienst erweisen!

Bg.

Die Mission in der Ökumene

Am Abend dieses Missionstages in allen Gemeinden des Kirchenkreises Charlottenburg ist mir die kurze Behandlung der Frage aufgegeben: Hat die Ökumene es wirklich mit der Mission zu tun? Ist nicht das Gespräch unter den mehr als 200 Kirchen der Ökumene deren Lebenselement; also dies, daß sie einander gelten lassen, voneinander wohl lernen, vielleicht auch immer mehr Punkte finden, worin sie eins sein können, aber sich doch nicht ernstlich einander stören? Sind also nicht ökumenische Gesinnung und missionarischer Wille etwas, was sich reibt oder gar widerspricht, vielleicht auch sich überhaupt nicht berührt?

Demgegenüber hören wir Christus sagen: „Und es wird gepredigt werden dies Evangelium vom Reich in der ganzen Ökumene zum Zeugnis für alle Völker, und dann wir das Ende kommen.“ (Matth. 24, 14) Das Zusammenrücken der Christen auf dem ganzen Erdkreis, ihr Miteinanderreden und -arbeiten soll also ein überragendes zentrales Ziel haben: Die Botschaft vom Reich kräftiger, einmütiger, vollmächtiger unter allen Völkern auszurufen, ihr zu dienen und sie zu leben. Die Christen aus Afrika und Deutschland, aus Indien und den USA, aus Lateinamerika und Skandinavien sollen sich also vor allem in dem einen bestärken und helfen, so oft sie zusammenkommen, wie sie dem Evangelium neue Türen öffnen und ihm besser und reiner dienen. Und so möchten die Anglikaner die Methodisten fragen, die Lutheraner die Baptisten und die Reformierten die Orthodoxen: Pflegen wir selbstgenügsam das Leben und die Tradition unserer Kirche auf dem Höhepunkt unserer schönen Gottesdienste — oder liegt uns entscheidend an dem einen, das rettende Heil in Christus allem Volk in unserer friedlosen Welt offenbar zu machen? Ja, auch im begonnenen Gespräch mit Rom ist dies recht eigentlich der Kern der Fragen, die aneinander gerichtet werden.

Es ist also gar nicht zuerst die Sorge und Angst der Christen, daß sie in der rasch wachsenden Weltbevölkerung einen immer geringeren Anteil haben und immer bescheidener werden müssen als Minderheit, in der sie mehr und mehr in Erscheinung treten werden. Diese Sorge ist jedenfalls gering gegen die andere, daß sie sich des Versäumnisses und Ungehorsams schuldig machen, den Völkern nicht klar und deutlich genug von dem Einen zu sagen, in dem Gott die Rettung für alle beschlossen hat (Apgesch. 17).

Dies jedenfalls war es, was die Männer des Ökumenischen Rats und die Delegierten der Kirchen 1961 in Neu-Delhi hat beschließen und erklären lassen: Kirchliche Arbeit und missionarischer Dienst sind fortan eins, untrennbar. Man soll von christlichen Kirchen hinfort nicht anders reden und denken dürfen, man soll es ihrem Leben und Arbeit deutlich abspüren können, daß sie sich als Gesendete wissen. Alles soll dieser ihrer Sendung eingeordnet und von ihr bestimmt sein.

War das unrealistisch, übersteigert, zu eng gedacht oder zu viel zugemutet? Ich meine, es geschah im Gehorsam und rief alle Kirchen und in ihnen alle Gemeinden zu jenem Ursprung zurück, wo die Jünger das Vermächtnis empfangen: Geht hin in alle Welt!; so daß sie, auch vor den Mächtigen der Welt, freudig aussprechen: Wir können es nicht lassen, allezeit und allerorten von Jesus Christus als unser aller Heiland zu reden.

Wie steht es bei uns, unter den Christen und Gemeinden Berlins mit solchem Gehorsam? Wir halten uns manches darauf

Japans christliche Bevölkerung ist nach den jüngsten Angaben des Japanischen Christlichen Jahrbuchs auf 794 586 gestiegen und entspricht damit 0,8 Prozent der Gesamtbevölkerung. 333 265 Japaner sind römische Katholiken und 461 321 Protestanten. Mit 194 826 Gliedern ist die Vereinigte Kirche Christi die größte protestantische Glaubensgemeinschaft. Ihr folgt die „Geist-Jesu“-Gruppe mit 51 042 Gliedern. Japan hat 5957 protestantische und 993 katholische Gotteshäuser.

Ihrem Jahresbericht zufolge hat die Japanische Bibelgesellschaft in der Zeit von November 1964 bis Oktober 1965 insgesamt 4 181 266 Bibeln und Bibelteile verteilt und damit ihr Ziel zu 90 Prozent erreicht. Innerhalb von zwei Jahren wurde die Zahl der verteilten Bibeln und Bibelteile um 106 361 erhöht.

Die Welt ist nicht christlich

Vom 1. Januar 1966 an ist in ganz Ceylon der Sonntag kein offizieller Feiertag mehr. Mit Jahresbeginn trat ein von der Regierung Senanayake eingebrachtes Gesetz in Kraft, wonach die wöchentlichen Poya-Tage der Buddhisten offizielle Feiertage sind. Da diese buddhistischen Feiertage aber veränderlich sind und sich nach den Mondphasen richten, fallen sie auf verschiedene Wochentage. Die Einführung der Poya-Tage als offizielle wöchentliche Feiertage war eines der Hauptwahlkampfthemen der Vereinigten Nationalpartei, der bedeutensten Partei auf der Insel. Das entsprechende Gesetz war vom Repräsentantenhaus einstimmig und vom Senat mit nur einer Gegenstimme angenommen worden. In den Debatten hatten Sprecher der Regierung darauf hingewiesen, daß mit der Einführung der buddhistischen Feiertage ein „altes Unrecht“ wiedergutmacht werde. Vor dreihundert Jahren hatten die Holländer den Sonntag auf Ceylon als Pflichtfeiertag eingeführt.

Wachsender Protestantismus in Lateinamerika

Der Protestantismus ist in Lateinamerika während des letzten halben Jahrhunderts stark angewachsen. 1915 gab es 170 000 Protestanten, 0,14 Prozent der damals 70 Millionen Katholiken. Heute sind fast 3,8 Prozent der 227 Millionen Lateinamerikaner Protestanten. 84 Prozent ihrer als „Religionsdiener“ geführten Geistlichen sind einheimisch. Insgesamt etwa 35 000 Geistliche wirken heute unter fast 8 Millionen Protestanten. Dagegen ist die Zahl von 42 000 katholischen Priestern sehr niedrig. Auf 10 000 Katholiken kommen zwei Priester, auf die gleiche Anzahl von Protestanten 43 ihrer Geistlichen. Mehr als ein Drittel der katholischen Priester ist nicht einheimisch.

Die Zahl der ausländischen Missionare in Indien, soweit sie bei der Regierung gemeldet sind, beträgt gegenwärtig 4214. Dies bedeutet, daß die Gesamtzahl in den letzten vier Jahren um mehr als 300 abgenommen hat. In dieser Zahl sind jedoch die aus Ländern des britischen Commonwealth stammenden Missionare nicht enthalten. Evangelischer Pressedienst — 21. 9. 1966

Ein Europäer doch noch Bischof einer indischen Kirche?

Dr. Carl Gustav Diehl, Direktor der Mission der Kirche von Schweden, wurde von der Evangelisch-Lutherischen Kirche der Tamilen (Südindien) zum Nachfolger von Bischof Radscha B. Manikam gewählt, wenn dieser im kommenden Januar in den Ruhestand treten wird. Der 60jährige schwedische Kirchenführer hat 21 Jahre als Missionar im Dienst der Tamilen-Kirche gestanden. Wenn seine Wahl von der Kirche von Südindien bestätigt wird, wird er am 14. Januar 1967 zum Bischof von Tranquebar geweiht. Ökumenischer Pressedienst, 27. 10. 1966

Kontrolle der Missionare in Indien gefordert

Ein Führer der extremen Hindu-Organisation „Arya Samaj“ hat die christlichen Missionare beschuldigt, Unruhe und den Geist der Revolution in das Land zu tragen. Die Regierung will besondere Kontrollmaßnahmen ergreifen. Vor allem sollten die „riesigen Summen“, die vom Ausland an die Missionare überwiesen werden, auf ihren Selbstzweck überprüft werden. Als ersten Schritt werde die „Arya Samaj“, im indischen Bundesstaat Assam die Arbeit der Missionare stärker beobachten. (weltmissionsdienst — 15. 11. 1966)

Die wichtigste Frage der Kirchen Indiens

Meine Arbeit in der theologischen Ausbildung in Madras stellt mich vielleicht in einer ganz besonderen Weise vor das klassische Grundproblem der Kirche in Indien, das uns dort in tausend Gestalten begegnet. Das ist der unbestreitbare Sachverhalt, den man als das „Ghetto-Dasein“ der Kirche, ihre Einigelung oder ihre „Compound Mentalität“ bezeichnet hat. Man hat besonders in Südindien weithin den Eindruck, daß sich das Denken und Handeln der Christen, soweit sie kirchlich aktiv werden, im wesentlichen um die Stärkung und Konsolidierung der eigenen Gemeinschaft dreht. Das ist, wie wir alle wissen, tief in der soziologischen Struktur Indiens verwurzelt. Aber man wird das Gefühl nicht los, daß je länger, je mehr das reine Kastendenken der Christen die Möglichkeiten der missionarischen Grenzüberschreitung nicht mehr sehen kann, geschweige denn benutzt. Der „Compound“ oder das „Missionsgeschäft“, hinter dessen vier Mauern sich das christliche Leben abspielt und in dem man am besten eine Anstellung findet, um seine christliche Existenz zu sichern, ist das Symbol dafür geworden.

Pastor Dr. H. Grafe auf dem
Deutschen Evangelischen Missionstag 1966

zugute, ökumenisch gesonnen zu sein, zumal wir von der Ökumene viel empfangen, mehr, als wir ihr gegeben haben. Sind wir aber darin ökumenisch, daß wir missionarisch denken und handeln? Ich glaube, kaum oder sehr schwach; daß darum auch unser Stolz auf unsere ökumenische Gesinnung im Grunde recht fragwürdig ist. Denn für das Heil der Welt brennen wir nicht wirklich. Wie viele der 1 3/4 Millionen Evangelischer hier in Westberlin nehmen in Fürbitte, Opfer und ernstlichem Wissensdrang daran Anteil, wie es etwa um den Lauf des Evangeliums in Japan und Schwarz-Afrika, im Nahen Osten oder in Indien bestellt ist!? Ihre Zahl ist erschreckend gering. Mit einem Thema solcher Fragestellung kann man keine nennenswerten Versammlungen in unserer Kirche zusammenbringen. Wenn die Weltmission das Herz unserer Kirche ist und in unserem Zeitalter als solches erkannt ist, so schlägt das Herz mühsam, und wir leiden unter permanenten Herzbeklemmungen.

Einer Kirche, die diese Herzschwäche überwände und deren Gemeinden freudig daran Anteil nähmen, Christus als Retter und Herrn bis an die Enden der Erde bekannt zu machen, würde ein zweifacher Segen zuteil werden.

1. Der Nebel von Skepsis, Zweifelsucht oder aber nervöser Betriebsamkeit würde weichen, weil wir auf weiten Raum gestellt würden und große Aufgaben sähen. Unsere Maßstäbe würden verwandelt. Wir dächten weniger an uns selbst und wären nicht mehr so sehr von der Sorge um uns selbst erfüllt. Für ein Gotteshaus, das wir höchst modern in unserer Stadt bauen, können 200 Evangeliumsboten in Indien fünf Jahre lang Mission treiben und Tausende für Christus gewinnen. Was ökumenisch notwendig ist, würde unsere Entscheidungen bestimmen, wenn wir solche und ähnliche Tatsachen wissen. Die Rangordnung von dem, was in unserer Kirche wichtig ist, würde sich ändern!

2. Auf unsere Gemeinden, die ihre Liebe und Fürbitte und Teilnahme in die Weite senden, würde Dankbarkeit und Gegenliebe zurückströmen. „Gott segne die Christen in Berlin, wir grüßen sie“ — wie oft haben mir das schlichte Gemeinden im indischen Dschungel zum Abschied gesagt. Ich war bewegt und beschämt zugleich, wenn ich die Tiefe dieses Gefühls spürte und zugleich daran denken mußte, wie wenig wir im Grunde für solche Verbundenheit getan haben.

Wahrhaftig, es sollte und könnte mehr geschehen, daß wir die Mission unter den Christen Berlins als Herz der ökumenischen Arbeit erkennen!

Bg.

Die Kirche in Kintul bedarf der Erneuerung; nicht nur sie.



WELTMISSION HEUTE

Wandlung und Verheißung, Neubesinnung und bleibende Aufgabe

Monatlich an jedem 1. und 3. Donnerstag sollen im Gossnersaal Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20, Informationen und Gespräche über wichtige missionarische und ökumenische Probleme der Christenheit in der Welt von heute stattfinden.

Wir sind gewiß, erfahrene Kenner der Lage in Mission und Ökumene zu gewinnen, die mit einem Vortrag jeweils unseren Horizont erweitern, Fragen wecken und unsere Verantwortung vertiefen.

Berlin entbehrt bisher ein solches Zentrum, welches an diesen Problemen brennend interessierte Glieder aus den Gemeinden unserer großen Stadt regelmäßig ruft und sammelt. Der verkehrsgünstig gelegene Gossnersaal mit seiner einzigartigen Tradition aus der Zeit der Bekenntenen Kirche, dem die Kirche von Berlin-Brandenburg zu einer neuen Gestalt verholfen hat, scheint dafür besonders geeignet, um die Größe des bleibenden Auftrags zur Mission und seine ökumenische Vielgestaltigkeit zu vergegenwärtigen.

Die Entwicklungen in den jungen Kirchen und Nationen Afrikas, Asiens und Lateinamerikas mit ihren jeweils besonderen Brennpunkten, wie die Herausforderung für die Christenheit auf dem Weg ihres immer stärkeren Zusammenschlusses, werden im Laufe der Zeit an diesen Abenden deutlich werden.

1. Januar 1967

Dr. Julius Rieger

Dr. Christian Berg

Donnerstag, 5. Januar 1967, 20 Uhr **Pfarrer Kraft, Berlin-Lichtenrade (1. 6. — 31. 10. 1966 in Indien)**
„Ist eine Kinderspeisung in Indien wirklich sinnvoll?“

Donnerstag, 19. Januar 1967, 20 Uhr **Professor D. Martin Fischer DD, Berlin-Zehlendorf**
„Der Friede zwischen Schwarz und Weiß als Lebensbedingung für Südafrika“

Donnerstag, 2. Februar 1967, 20 Uhr **Kirchenrat Dr. Christian Berg, Berlin-Friedenau**
„Schwelendes Feuer und Stichflammen im Lande Jesu“

Die nächsten 3 Vorträge werden uns nach Japan, Lateinamerika und wiederum nach Indien führen.

Kurze biblische Besinnung, Vortrag, Teepause zu persönlichem Gespräch und Diskussion des Vortrages werden in der Regel die Gestaltung des Abends bestimmen. Ende spätestens pünktlich 22.00 Uhr.

Wir haben eine farbige Reproduktion des Bildes von Willy Fries „**DAS GROSSE GASTMAHL**“ in den Maßen ca. 30 × 40 cm herstellen lassen, das bei der Gossner Buchhandlung zum Preis von 9,50 DM zu bekommen ist (auch nach Westdeutschland per Post).

Der Künstler hat die sorgfältige Herstellung überwacht, so daß dies für unseren Dienst so kennzeichnende Bild **IM GOSSNER-SAAL IN BERLIN-FRIEDENAU** als besonders wertvolles Geschenk angesehen werden kann.

Möchten viele — für sich selbst oder ihnen nahestehende Freunde — von diesem Angebot Gebrauch machen, daß es — schlicht gerahmt — seine Botschaft ausrichten kann. (Vgl. „Die Gossner-Mission Nr. 1/1966“).

Freude, Leid und Abschied in der „Gossner-Familie“

Am 29. September wurde dem Ehepaar Pfarrer Ritter, das — im Gossner-Haus wohnhaft — im Sommer 1965 aus der Schweiz nach Berlin kam, um bei der Gossner-Mission in der DDR mitzuarbeiten, ihr erstes Kind geboren: Anna Elisabeth.

Ebenso unserer Sekretärin, Frau Brunner, die seit 1963 im Gossner-Haus mitarbeitete und jetzt nach der Geburt ihres Kindes Sonja mit dem Ende des Jahres 1966 aus unserem Dienst ausschied. Eltern und Kindern gelten unsere herzlichen Segenswünsche.

Missionar P. Martin Kerschis, an dessen 80. Geburtstag wir unlängst gedachten (Gossner-Mission 1964, Nr. 1), ist Ende November in Steinhagen/Westfalen heimgegangen und wurde am 1. Dezember zur letzten Ruhe geleitet. Altdirektor D. Lokies und unser Kurator P. Gohlke/Dünne haben unserem Freund und langjährigem Mitarbeiter in Indien zur letzten Ruhe geleitet.

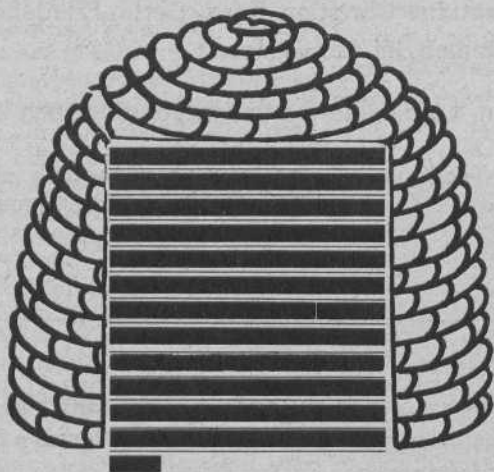
Ehepaar Pastor Schlimp ist Mitte Dezember in die österreichische Heimat zurückgekehrt, um in Wiedweg/Kärnten ein Pfarramt zu übernehmen. Bruder Schlimp hat — schon als Student — eine Reihe von Jahren kräftig bei der Gossner-Mission in der DDR mitgewirkt; seine Frau war uns im vergangenen Jahr eine liebe Mitarbeiterin im Gossner-Haus in Berlin. Wir haben die Freunde Ende November herzlich verabschiedet und sind der bleibenden Verbundenheit mit ihnen gewiß.

Ende September 1966 hat Herr Paul Rech, den „Dienste in Übersee“/Stuttgart der Gossner-Kirche für drei Jahre als Mitarbeiter zur Verfügung gestellt hatte, Purulia verlassen und ist in die Heimat zurückgekehrt. Wir bedauern auch diesen Abschied herzlich, um so mehr, als für die verheißungsvoll begonnene Arbeit noch keine Klarheit seitens der Gossner-Kirche besteht, wie die dringend erforderliche Fortsetzung dort im Ostzipfel des Bundesstaates West-Bengalen geschehen soll. Gerade hier täte der Gossner-Kirche eine kraftvolle diakonische Arbeit besonders not.

Auf den Bazar am 12. November blicken wir mit großer Freude als einen die Gossner-Freunde in Berlin verbindenden Tag zurück; und zugleich mit herzlichem Dank an alle, die uns die reiche Ausstattung — besonders mit indischen Gaben aus Amgaon und Fudi — ermöglicht oder die umfangreiche Vorarbeit geleistet hatten. Wir nahmen Abschied von Jay Lakra und Paul Singh, auch für Pastor Soreng/Khuntitoli, der uns ein Grußwort sagte, war die Zeit seines Besuches bald zu Ende. Wir sagten Herrn Pastor Seeberg Lebewohl, der im Auftrag des Kuratoriums sehr arbeitsreiche Monate in Indien vor sich hat und zwei Tage später am 14. November nach Kalkutta/Ranchi abflog. Schwester Ilse Martin zeigte von Schwester Marlies Gründler gerade geschickte Bilder aus Amgaon. In Fröhlichkeit und Ernst vergingen die kurzen Stunden nur zu schnell, und der gemeinsame Auftrag vereinte die Vielzahl der Besucher.

Hier ist wieder einmal unser Bienenkorb. Herzlichen Dank allen, die ihn gefüllt haben! Sogar besonders reichlich in diesem Jahr gehäufter Not in Indien. Wie sehr bedurften wir der vermehrten Gaben!

Januar
Februar
März
April
Mai
Juni
Juli
August
September
Oktober
November



Unsere Gabensammlung

sollte vom 1. Januar bis 31. Dezember 1966

betragen 336 000,— DM

Sie beträgt bis 30. Nov. schon 342 003,65 DM

Wir haben nicht zu wenig gesammelt.

Indien-Arbeit: Gossner-Mission, 1000 Berlin 41, Handjerystr. 19–20. Postscheckkonto Berlin West 520 50
Bankkonto: Berliner Bank, Dep.-K. 4, 1 Berlin 41, Konto Nr. 7480

Industrie-Mission Westdeutschland: Gossner-Mission, Wiesbaden-Kastel, Johannes-Gossner-Straße 14
Postscheckkonto Hannover 1083 05

Die Gossner-Mission

A 20 759F



Der Mensch in der heutigen Arbeitswelt rückt mehr und mehr an den Rand der Güterproduktion. Wo seine Bedeutung und Verantwortung liegen, muß neu durchdacht werden

Inhalt:

Das Gossner-Haus in Mainz-Kastel	Seite 2
Entdeckung von Räumen menschlicher Beziehungen	Seite 2
Die „arche“ in Wolfsburg	Seite 6
Acht Thesen eines Industriepfarrers	Seite 8
Ein „Gossner-Roman“?	Seite 19

Berlin **2** 1967

Das Gossner-Haus in Mainz-Kastel

ist in diesem Jahr 18 Jahre alt, jung, gemessen an der Gossner-Mission in Berlin-Friedenau, aber etwa gleichaltrig mit der Gossner-Mission in der Deutschen Demokratischen Republik.

Es ist schnell in der Welt bekannt geworden. Aber es wurde ja auch durch ökumenische Aufbaulager mit 500 jungen Menschen aus allen Erdteilen errichtet.

Und wieviele Menschen sind in diesen Jahren durch das Haus gegangen. Besucher aus allen Kirchen, Lehrlinge und Praktikanten durch das Jugendwohnheim, evangelische und katholische Theologiestudenten durch die Industriepraktika, Vikare und Pfarrer durch das „Seminar für kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft“, Entwicklungshelfer durch die Kurse für „Dienste in Übersee“, kirchliche Gemeindehelfer, Katecheten und Jugendwarte durch das „Seminar für gemeindliche Dienste der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau“. Nicht zu

zählen sind die Teilnehmer an den oft beschriebenen „Gossner-Sonntagen“, an den Tagungen für Menschen aus der Industrie und an den Wochenenden für Gemeindeälteste.

Die Mitarbeiter erhielten Einladungen in entfernte Erdteile und Länder: Indien, Thailand, Nord- und Mittelamerika, nach Moskau, Prag, Sofia und Warschau, häufig in die DDR, in alle westeuropäischen Staaten, und 1967 sind Finnland, Frankreich und Kenya in Afrika dran. Für den weltweiten Ruf des Gossner-Hauses sind vor allem diejenigen verantwortlich, die durch das Haus für kürzere oder längere Zeit gegangen sind. Sie haben ihn oft durch das begründet, was sie später getan haben. Einige wenige von ihnen sollen in dieser Ausgabe des Missionsblattes zu Wort kommen und unseren Lesern deutlich machen, was sie im Gossner-Haus in Mainz-Kastel lernten und warum sie über Jahre hinaus mit ihm in Verbindung bleiben.

Horst Symanowski

Ergebnisse der Arbeit im Mainz-Kasteler Industrieseminar

Entdeckung von Räumen menschlicher Beziehungen

Wir blicken auf zehn Jahre Arbeit
im „Seminar für Kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft“ zurück.

In fast allen deutschen Landeskirchen, aber auch in anderen Teilen der Welt finden sich Pfarrer, die in Mainz-Kastel entscheidende Anstöße für das Verständnis und die Ausrichtung ihres Dienstes empfangen haben. Wie lassen sich diese Anstöße zusammenfassend beschreiben? Der Austausch von Erfahrungen, wie er zwischen den Seminarteilnehmern dauernd im Gange ist und besonders alljährlich im „Mainz-Kasteler Konvent“ stattfindet, gibt darüber Aufschluß. In seinem Licht scheint das halbe Jahr im Kasteler Gossner-Haus als eine Zeit der Entdeckungen. Entdeckt wurde der Mensch unserer Generation, und zwar im Reichtum und in der Armseligkeit seiner Beziehungen.

Das Geflecht menschlicher Beziehungen ist das Kraftfeld des Reiches Gottes („mitten unter euch“). Sünde und Begnadigung, Gericht und neues Leben in Christus, Glaube, Hoffnung und Liebe bekommen hier ihre sichtbaren und erfahrenen Umrissse. Die Bibel Alten und Neuen Testaments ist voll davon. Die Briefe der Apostel nennen einige Beziehungsräume, in denen christliche Hoffnung ihre Heraus-

forderung erfährt und Antwort geben soll: Das Verhältnis zwischen Alt und Jung, Mann und Frau, Herr und Knecht, Staat und Bürger, das Leben „im Hause“ und das Leben in der Gemeinde.

Seither hat sich die Welt gewaltig verändert. Andere Formen der Begegnung und des Zusammenwirkens von Menschen haben sich entwickelt, von denen die Zeugen des Neuen Testaments noch nicht reden konnten. Eine „Neue Welt“ ist es aber nicht: Noch immer ist es Gottes Welt, und darum ist sie auch in den neuen Formen und in allen Veränderungen eine Frage an die Hoffnung in Christus: Wie bezeugt sie sich in der Welt der Organisationen, der Arbeit, der Technik, der Politik, der Wissenschaft, der Wirtschaft, der Bildung, all jener Dinge, die unsere Beziehungen von Tag zu Tag formen, von Generation zu Generation verändern? „Christliche Verantwortung“ läßt sich in diesen Bereichen oft gar nicht beschreiben, weil es hier nirgends Allein-Verantwortung, überall aber Mit-Verantwortung gibt. Wie sieht diese Mit-Verantwortung aus?

Es sind vier Bereiche, die in der weiteren Arbeit unserer ehemaligen Seminarteilnehmer offensichtlich bleibende Bedeutung behielten. Davon soll hier berichtet werden.

1. Der Betrieb

„Der Betrieb“: das ist ein Musterbeispiel für menschliche Beziehungen in unserem Jahrhundert. Jeder kennt und benutzt heute dieses Wort; im Neuen Testament aber kommt es noch nicht vor. Es besagt: Das Wesen der hier stattfindenden Beziehungen ist ein gemeinsames „Treiben“. Unsere Seminarteilnehmer haben dieses Treiben mitgemacht, manche zwei Monate lang, manche häufiger und länger. Wichtiger ist, daß die meisten von ihnen auch später davon nicht mehr loskommen, manche „lieben“ den Betrieb, so wie andere wohl „die Stadt“ oder „das Dorf“ lieben. Ganz sicher nicht deshalb, weil er so besonders reizvoll wäre! Im Gegenteil: Die menschliche Dürftigkeit dieses Treibens ist etwas, das sich nach allen Berichten darüber beklemmend auf die Seele legt.

Selbstverständlich haben die Menschen sich hier nicht zu „fröhlichem Treiben“ zusammengefunden, sondern im Betrieb werden „Leistungen verbunden zum Zweck der Erzeugung von Gütern oder Diensten“. Aber gerade damit beginnen die Probleme, die unsere Theologen nun nicht mehr loslassen. Wer leistet, wer verbindet? Woher kommt die treibende Kraft, und wie wirkt sie sich auf die Menschen und ihre Beziehungen aus? Eigentlich sollten hier Menschen miteinander — jeder mit dem ihm angemessenen Beitrag — eine Sache betreiben („Erzeugung von Gütern oder Diensten“). Wie kommt es, daß sich aber die Menschen selbst hier teilen in solche, die sich als Treibende, und solche, die sich als Getriebene fühlen? Daß einige die Kosten des Treibens überschlagen, andere aber sich darum nicht kümmern — weil sie selber „Kostenfaktoren“ sind, die je nach Lage einkalkuliert werden?

Mit der einfachen Antwort, daß das alles so sein muß, können sich unsere Theologen nicht zufriedengeben. Darum bleiben sie am Problem und versuchen, es nach seiner menschlichen Tiefe zu verstehen. Alle „Sach-Erfordernisse“ der Technik und des Geldes können ja nicht darüber hinwegtäuschen, daß es auch im Betrieb letztlich Menschen sind, die um eines menschlichen Zweckes willen ihre Arbeit und ihre Mittel untereinander aufteilen, und die sich vor der Aufgabe sehen, für eine verantwortliche Teilung der Früchte dieses gemeinsamen Bemühens zu sorgen. Es sind Menschen, die in diesem Miteinander von Gott geliebt werden, um derentwillen Christus gestorben und auferstanden ist. Das allein macht den Betrieb zur bleibenden Aufgabe für uns.

2. Die Industriegesellschaft

Der Betrieb blieb aber nicht der einzige Gegenstand des Interesses unserer Seminaristen. Denn wer sich mit ihm ernsthaft beschäftigt, wird bald über die Grenzen der Produktionsstätte hinausgeführt



Pastoren stellen in Selbsthilfe das Baumaterial für das Gossner-Haus in einem benachbarten Zementwerk her.

in jene weitreichende Ordnung menschlicher Beziehungen, die wir „die Gesellschaft“ nennen.

Denn die Ursachen für vieles, das man im Betrieb entdeckt oder erlebt, sind nicht im Betrieb selber zu suchen. Wenn z.B. viele Arbeiter sich im Betrieb nicht als mündige Menschen fühlen, nicht als „Mitarbeiter“, die mitzudenken und mitzureden haben, sondern mehr als „Gegenstände“, die zwar manchmal begehrt sind, aber manchmal auch ganz überflüssig, so daß man sich ihrer schnell entledigt — dann liegt das nicht an den Meistern oder an der Betriebsleitung. Es liegt vielmehr an der „Verfassung“ des Betriebes, an der Verfassung der Wirtschaft und der Produktion. Für die aber ist die Gesellschaft verantwortlich. Das Schicksal der Menschen im Betrieb ist ein Spiegelbild dafür, wie ernst es der Gesellschaft mit der Würde des Menschen ist, und welche Werte bei ihr in Geltung stehen.

Die Christen sind gefragt, welches ihr Beitrag zu einer menschlichen Ordnung der Gesellschaft ist. Und sie sind diesen Beitrag schuldig. Denn christlicher Glaube macht die Menschen nicht ärmer, sondern reicher an Menschlichkeit, nicht hilfloser gegenüber der Welt, sondern beherzter und erfinderischer. Er macht, wenn er wirklich Christusglaube ist, empfindlicher gegen Ungerechtigkeit, Unfreiheit und Unfriede.

Ein gut Teil der Zeit und der Kraft unserer früheren Seminaristen wird davon beansprucht, herauszufinden, an welchen Stellen unseres gesellschaft-

lichen Lebens ein Beitrag der gegenwärtigen Christen-Generation fällig ist. Viele finden sich im Gespräch, manche in direkter Mitarbeit mit solchen Einrichtungen und Organisationen unserer Industriegesellschaft, deren Tätigkeit für die Veränderung zum besseren und gerechteren Umgang der Menschen miteinander wesentlich ist.

3. Der Westen, der Osten und der Weltfriede

Wer sich aber für ein menschenwürdiges und darum gottgefälliges Miteinanderleben einsetzt, entdeckt sehr bald, wie groß dieses Feld in Wirklichkeit ist. Die Welt wächst zusammen. Das macht heute vieles leichter und besser. Die Jüngeren haben heute meist mehr von der Welt gesehen, als es den Älteren noch möglich war. Völker befruchten und ergänzen einander.

Zugleich wird aber jeder Riß verhängnisvoller, jede Gefahr tödlicher als früher. Wenn die Völker nicht mehr gleichsam wie in verstreut liegenden Bauerntälern nebeneinander leben, sondern wie in einer eng bewohnten großen Stadt oder gar wie in einem mehrstöckigen Mietshaus mit vielen Familien unter einem Dach, dann ist der Ausbruch einer Feuersbrunst eine Katastrophe für alle — wer auch immer zuerst mit den Streichhölzern gespielt haben mag. Dagegen hilft auch die Vermehrung und bessere Ausrüstung der Feuerwehr nicht viel. Man muß das Haus so bauen und das Zusammenleben so verantwortlich führen, daß die Feuerwehr möglichst arbeitslos wird.

Das ist ein Gleichnis für das Zusammenleben der Völker. Eine dauernde Gefahr für den Frieden bleibt der Bruch zwischen Ost und West. Wir sind eines der Völker, die diesen Riß am schlimmsten spüren. Das heißt leider nicht, daß wir bessere Lehren daraus ziehen als andere. Viele Menschen glauben bei uns, in einem brandgefährdeten und nicht entrümpelten Haus würde man sich vor Feuer am besten dadurch schützen, daß man die Feuerwehr auf Hochform bringt und mit ein bißchen Übungsfeuer für den Ernstfall proben läßt.

Erneuerung des Denkens

Wie macht man das Haus feuersicher: Das Haus der Welt, und unsere Wohnung darin? Was wir wohl zuerst entrümpeln müssen, ist unser Denken. Da liegt noch viel alter Zündstoff. Unser Bewußtsein ist zu lange nicht auf Frieden trainiert worden, sondern auf Selbstbehauptung, Abwehr, Erkennen des „Feindes“ und Ausnutzung seiner Schwächen. Wenn die Bibel uns zuruft: „Erneuert euer Denken“, dann wird sich bei uns diese Erneuerung erweisen müssen im Umdenken auf Frieden hin.

Ostkontakte

Von vielen Freunden des Kasteler Gossner-Hauses hören wir, daß sie besonders häufig „Ostkontakte“ pflegen, und daß sie sich besonders eingehend mit dem Leben und dem Denken der Menschen „im anderen Lager“ befassen. Der Grund dafür ist nicht etwa, daß sie anfälliger wären für den Kommunismus, oder daß sie das Gute im eigenen Hause nicht

zu schätzen wüßten. Vielmehr wollen sie sich für die Beurteilung der Lage im Einsatz für den Frieden nicht einfach darauf verlassen, was jedermann denkt und sagt, was hierzulande „nun einmal feststeht“ (nichts steht fest!), oder was die jeweilige Regierung verkündet. Wir können sagen, daß sich die Auseinandersetzung der Gossner-Seminaristen mit „dem Osten“ in großer Nüchternheit vollzieht.

Das Verständnis der Aufgabe des Friedens ist bei allen als das Hauptmotiv zu erkennen, vor allen nationalen oder geschichtlichen Gründen, die ebenfalls zum Brückenschlag über den Riß hinweg beitragen könnten. Und das ist gut so. Der Weg zum Frieden ist kein Weg zurück, sondern ein Weg nach vorn. Die Erneuerung des Denkens aus dem Evangelium gewährt die Freiheit, **anders** zu sein, als wir immer waren. Aber es gewährt auch dem Anderen, dem „Gegner“, die Freiheit, anders zu sein, als wir ihn uns vorstellen. Nur so kann der Friede in unserem Bewußtsein vorbereitet werden.

4. Erneuerung der Kirche

Ausgehend von der Erfahrung im Betrieb, hat also das Kasteler Seminar die Industriegesellschaft und die Weltgemeinschaft entdeckt. Ein eigenartiger Weg. Aber es kommt noch etwas hinzu. Über die Beschäftigung mit der Gesellschaft in ihren verschiedenen Formen und Aufgaben haben die jungen Theologen im Kasteler Gossner-Haus die Kirche in einem neuen Licht zu sehen gelernt.

Man hat sie oft zu Unrecht verdächtigt, im Gossner-Seminar eine negative Einstellung zur Kirche (von der sie doch selber getragen werden!) gewonnen zu haben. Das ist grundfalsch. Wie dürfte man Menschen, die unter den Schäden der Kirche, unter der Kraftlosigkeit der Verkündigung, unter der Abwesenheit von Gemeinschaft und unter der Schwäche des Tatzeugnisses leiden, eine „negative“ Einstellung vorwerfen? Dann hätten in der Geschichte der Kirche alle die eine „negative Einstellung“ gehabt, die sich von Herzen nach einer Reformation sehnten — und sich dafür einsetzten.

Die Erneuerung der Kirche ist eine Daueraufgabe. Sie besteht darin, daß die Christen jeder Generation sich daraufhin prüfen müssen, ob ihre Verkündigung, ihre Gemeinschaft und ihr tätiger Dienst noch hinreichende Antwort sind auf die Fragen, die die Geschichte ihr stellt: in den Hoffnungen, den Verlegenheiten und den Katastrophen des Zusammenlebens der Menschen. Denn unsere Aufgabe ist „die Bereitschaft, jedermann Antwort zu geben, der uns nach dem Grund der Hoffnung fragt, die in uns ist“.

Das Problem der Erneuerung der Kirche beschäftigt heute viele Christen. Der Kirchentag und viele Kirchenleitungen sind davon beunruhigt. Die Gossner-Seminaristen sind unter denen, die sich mühen, die Kirche nicht nur eine Bewahr-Anstalt alter und liebgewordener Vorstellungen, sondern die Vorhut Gottes auf dem Wege in seine Zukunft sein zu lassen, wie Gott es von seinem Volke haben will.

Horst Krockert in Mainz-Kastel,
Leiter des Amtes für Industrie- und Sozialarbeit
der Evang. Kirche in Hessen und Nassau.

Trotz Umbau geöffnet – Gemeindearbeit in Baunatal

Aufmerksame Leser dieses Blattes wissen durch die Berichte aus Indien, daß Industrialisierung stets weitreichende Veränderungen mit sich bringt: für die menschliche Gesellschaft, für das menschliche Bewußtsein und damit auch für Kirche und Glauben.

Wenn das Volkswagenwerk 1958/59 in Baunatal bei Kassel in einer bis dahin überwiegend ländlichen Gegend ein neues Zweigwerk errichtet, das inzwischen über 13 000 Menschen beschäftigt, dann ist das ein Stück konzentrierter Industrialisierung mit allen dazugehörigen Folgen.

Im Falle Baunatal heißt das:

- Auflösung des alten Dorfes durch Aussiedlung der bäuerlichen Urbevölkerung;
- Abbruch der Höfe auf dem gewonnenen Gelände;
- Planung und etappenweise Errichtung neuer Industrie-Siedlungen für 25 — 30 000 Menschen (im Endstadium);
- Einströmen einer neuen Bevölkerung aus allen Himmelsrichtungen;
- Aufbau einer leistungsfähigen Verwaltung;
- Ausbau von Schulen und Verkehrsnetz;
- am 1.1.64 Zusammenschluß von zunächst drei Dörfern, am 1.1.66 Vereinigung mit einem vierten zur Stadt Baunatal (z. Zt. ca. 12 700 Einw.).

Für die Menschen bedeutet dies Verschiedenes, je nach Herkunft und Stand.

Für die Urbevölkerung:

Zusammenbruch und Untergang der alten Welt des Dorfes, vieler überlieferter Ordnungen, Traditionen, Verhaltensweisen, Sitten, menschlicher Beziehungen, Lebensformen — bei gleichzeitigen, teilweise hohen, finanziellen Gewinnen aus dem Verkauf ihrer Ländereien; mit dem Ergebnis innerer Erschütterung und Ratlosigkeit bei äußerem Wohlergehen.

Für die Neubürger hingegen heißt das:

Außergewöhnliche Anstrengungen beim Aufbau einer neuen Existenz in einer neuen, unfertigen Umgebung, die weder Dorf noch Stadt ist; infolge verbesserter Wohnverhältnisse Gründung oder Erweiterung der Familie; Anpassung des gesamten Lebens an den wöchentlich wechselnden Schichtrhythmus des VW-Werks; weitgehend isoliertes und privates Leben im Wohn- und Freizeitbereich; Schwierigkeiten auf vielen Gebieten, z. B. mit Ratenzahlungen, Mitbewohnern, Hausverwaltern, bei Krankheit der Frau usw.

Und die Kirchengemeinde? Der Wegzug der Bauern bedeutet für sie das Verschwinden der Kerngemeinde, die veränderten Verhältnisse aber eine unerhörte Herausforderung für Zeugnis und Dienst, während gleichzeitig fast alle bisherigen kirchli-

chen Lebens- und Arbeitsformen ihre Brauchbarkeit einbüßen. Was kann, was soll in dieser Lage geschehen? Eine Reihe überkommener Aufgaben liegt fest: Gottesdienst, Amtshandlungen, Unterricht. Sie sind aufzugreifen, fortzuführen, anzupassen und zu verwandeln. Aber darüber hinaus?

Wenn der Dienst für andere zu den Kennzeichen christlicher Existenz gehört, dann war in Baunatal zu fragen, wo solcher Dienst zugunsten der Gesamtheit möglich und nötig war. Folgende Ansatzpunkte haben wir gefunden:

1.) Die Wochen der Gemeinde. Gemeindeverwaltung, Schule, Volkshochschule, Vereine und Parteien waren infolge des Um- und Aufbaus so sehr mit ihren eigenen Problemen beschäftigt, daß keiner die Zeit fand — oder sich zuständig fühlte —, danach zu fragen, wie es alten und neuen Bürgern eigentlich in diesem Durcheinander ging, und worauf das Ganze letzten Endes hinaussollte. Wie sehr es aber alle betraf, zeigte sich, als der Pfarrer diese Frage eines Tages stellte und vorschlug, sich darüber in einer „Woche des Dorfes“ Gedanken zu machen. Aus der spontanen Zustimmung entstand ein Arbeitsausschuß aller Gruppen und Vereine, der in gleichberechtigter Zusammenarbeit 1962 die erste Woche unter dem Motto „Die Zukunft hat schon begonnen“ vorbereitete und bei lebhaftester Beteiligung der Bürgerschaft durchführte. Einer der Redner von damals war Pfarrer Symanowski, der zeigte, wie sehr sich die Probleme in Baunatal und Indien gleichen. Noch drei weitere Wochen dieser Art haben stattgefunden: 1963 („Auf dem Wege zur neuen Gemeinde“), 1965 („Wir bauen eine Stadt“) und 1966 („Leben in der Stadt von morgen“). Sehr bald kam es über diesen Veranstaltungen zu Kontakten mit der Evangelischen höheren Fachschule für Sozialarbeit in Kassel, mit deren Dozenten und Studierenden seither ein ständiger Austausch besteht. Außerdem wurde uns Hilfe aus Holland zuteil, wo man schon sehr viel weiter ist auf dem Gebiet der planmäßigen Bearbeitung gesellschaftlicher Probleme. Es hat sich gezeigt, wie wichtig es ist, daß man den Bürger gründlich informiert und ihm dadurch ermöglicht, sich eine Meinung zu bilden. Nur so wird er sich für seine Stadt interessieren und zur tätigen Mitwirkung bereit sein.

2.) Der Kinderspielkreis. So viele kleine Kinder es bei uns gibt, so knapp ist der Platz im städtischen Kindergarten. Der Kirchengemeinde fehlt das Geld zur Unterhaltung eines eigenen. In dieser Lage erschien eine junge Mutter und fragte nach Möglichkeiten für ihre kleinen Töchter. Ihre Nachfrage gab den Anstoß zur Gründung eines Kinderspielkreises. Als Selbsthilfe-Organisation schlossen sich im Laufe der Zeit mehr als 25 Eltern zu einem Verein zusammen, der für 20 DM pro Kind und Monat eine Kindergärtnerin an fünf Vormittagen in der Woche beschäftigt, die zusammen mit je einer der Mütter zur Verfügung steht. Ort der Handlung: ein Raum im Gemeindehaus. Längst nicht alle Beteiligten sind evangelisch, aber alle sind zufrieden, denn sie ha-

ben erfahren: Es ist möglich, sich selbst zu helfen, man muß nicht warten, bis eine Lösung „von oben“ kommt!

3.) Die „Gemeinschaft alter Bürger“. Es dauerte eine Weile, bis wir merkten: es gibt auch alte Leute in unserem Ort, weit mehr, als wir dachten. Da sich niemand ihrer speziellen Wünsche und Probleme annahm, lud der Pfarrer Vertreter aller karitativen Gruppen (Deutsches Rotes Kreuz, Verband der Kriegsoffer, Arbeiter-Samariter-Bund) ein, um mit ihnen zu beraten, wer was für die Alten tun könnte. So entstand ein Förderkreis, der die alten Bürger zu einer ersten Zusammenkunft einlud und sie nach ihren Wünschen fragte. Daraus entwickelte sich die „Gemeinschaft alter Bürger“, die mittlerweile von einem Vorstand aus den eigenen Reihen geleitet wird und sich alle 14 Tage — gleichfalls im Gemeindehaus — mit wechselndem Programm trifft.

4.) Der Architekturwettbewerb. Im Interesse einer zusammenhängenden Stadtplanung einigten sich katholische, evangelische und politische Gemeinde auf einen gemeinsamen Wettbewerb für zwei Gemeindezentren und ein Einkaufszentrum in engster Nachbarschaft. Gefordert wurde u. a. ein gemeinsamer Kirchturm für beide Konfessionen, zum Zeichen verbesserter Beziehungen und als Ausdruck einer Einstellung, die über eigenen, kostspieligen Projekten nicht die Not in der Welt vergißt. Dipl.-Ing. Peter

Lehrecke aus Berlin, fast schon ein Gossner-Haus-Architekt, gewann diesen Wettbewerb zur Freude des Kirchenvorstands, der ihn als einen von sechs Teilnehmern nominiert hatte.

Ungelöst, weil besonders schwierig, sind die Fragen der Jugendarbeit, der Beziehungen zu den 20 bis 50 jährigen Männern und zum VW-Werk. Obwohl wir ständig an diesen Fragen arbeiten, sind wir noch zu keinem brauchbaren Ergebnis gekommen.

Sicher gehört zu den Maßnahmen, die vom Gedanken des Dienstes bestimmt sind, auch das Team der beiden Pfarrer, die seit April 1964 diese Arbeit gemeinsam tun, dank der Zustimmung der Kirchenleitung von Kurhessen-Waldeck, und mit dem Auftrag, Modelle kirchlichen Handelns zu entwickeln, die der veränderten Lage angepaßt sind. Wie die Beispiele zeigen, geht das Bemühen darum, die Botschaft des Evangeliums nicht bloß in verstehbare Sprache zu übersetzen, sondern Fleisch werden zu lassen in den gesellschaftlichen und politischen Strukturen am Ort. Ist das Aufgabe einer Kirchengemeinde? Wir geben Harvey Cox recht, der in seinem Buch „Stadt ohne Gott?“ schreibt (Seite 275): „Weltliches Reden von Gott kommt nur zustande, wenn wir das Getto verlassen und das Kostüm abgelegt haben, wenn wir an jener politischen Aktion teilnehmen, durch die hindurch ER Menschen wieder zueinanderbringt in gegenseitiger Sorge und Verantwortung.“ Jochen Rieß

Die „arche“ in Wolfsburg

Aus einer Sendung des Westdeutschen Rundfunks am 18. Dezember 1966. (Mit Genehmigung des WDR und des Autoren Reinhard Tietz auszugsweise abgedruckt.)

Zitator: „Mir fällt auf: Sie gehen den Weg ins Werk immer unten herum!“

1. Sprecher: Unten herum im Volkswagen-Werk Wolfsburg — das ist der Weg in die Montagehallen, an die Transferstraße, in die Kantinen, zum „campo“ der Italiener an der Berliner Brücke. Unten — das sind die Gespräche mit Schichtarbeitern und Betriebsratsmitgliedern, die Fahrten mit den Lehrlingen, die Besuche bei den Familien verhafteter Kommunisten.

Zitator: „Sie gehen den Weg ins Werk immer unten herum!“

2. Sprecher: Der Mann, der das feststellt, hat Grund, erstaunt zu sein. Sein Besucher ist Pfarrer. Pastor Rudolf Dohrmann von der „arche“, vom Pfarramt für Industriediakonie in Wolfsburg, ein Mann der Kirche also. Aber hier oben in der Werksleitung hatte man sich Kirche eigentlich anders vorgestellt. Man hatte hier oben ja auch andere Erfahrungen mit ihr gemacht. Die Kirche pflegte sonst doch oben herum zu gehen. Gewiß, sie war auch sonst

schon immer für die da unten dagewesen, für die Arbeiter. Jahrzehntlang hatten die Pfarrer sorgenvoll von den Kanzeln herab vor den entmenslichenden Wirkungen der Technik gewarnt. Immer wieder hatten sie ihre Gemeinden zu einem besseren Lebenswandel ermahnt. Und es kamen doch auch die Gemeindeschwestern, die in den Häusern nach der kranken Großmutter schauten und dabei sahen, was wirklich los war in den Arbeiterfamilien. Aber sonst? Worüber konnte sich ein Pfarrer schon mit einem Arbeiter unterhalten? „Oben“ war das ganz anders. Da gab es das gleiche Bildungsniveau.

1. Sprecher: Man hat bei der Wolfsburger Betriebsleitung gemerkt, daß mit Pastor Dohrmann ein Mann nach Wolfsburg gekommen ist, der an die naturgegebene Ehe von Direktion und Altar nicht glaubt. Für ihn und das Mitarbeiter-team des Industrief Pfarramtes gehört die Kirche nach „unten“, nicht nach „oben“.

2. Sprecher: Aber noch einmal, jetzt genauer: Was heißt „unten“ und „oben“? Diese Klischee-Be-

griffe sind zu einfach. Sie sagen höchstens etwas darüber, wie man seine eigene Position empfindet und was man vom anderen hält:

„Wir hier unten und die da oben“. Genauer betrachtet sieht die Sache so aus: Außer dem Volkswagenwerk gibt es in Wolfsburg praktisch keine andere nennenswerte Industrie.

Achtzig Prozent der Erwerbstätigen sind bei VW beschäftigt. Damit ist fast jeder Wolfsburger von VW abhängig. — Beinahe zwanzig Jahre lang wurde ein einziges Produkt in Großserie hergestellt. Produktion und Verwaltung sind hochgradig mechanisiert oder automatisiert. — Das Unternehmen wird sehr zentralistisch geleitet. Entscheidungsbefugnisse und Verantwortlichkeiten sind bei der Werksleitung konzentriert. Wie wirkt sich das auf die Betriebsangehörigen aus? Pastor Dohrmann beschreibt die Konsequenzen folgendermaßen:

Zitator: „Wenige haben die Chance, als Menschen schöpferisch oder verantwortlich zu arbeiten. Von der Masse wird nur eine geringe partielle Fähigkeit erwartet, oder anders ausgedrückt: Die Mündigkeit des Menschen zur Korrespondenz mit Gott und den Menschen ist für die weitaus größere Zahl der Menschen in der Arbeitszeit nicht möglich. Der Beschäftigte wird in seiner Existenz als Mensch, als schöpferischer Partner seines Schöpfers, aus dem Arbeitsbereich fort —, auf den Freizeitbereich verwiesen. Die Prägung des Beschäftigten in der Arbeitszeit durch die Bedingungen der Hochmechanisierung und Automation ist wiederum so stark, daß der größte Teil der Arbeiter und Angestellten sich im Freizeitbereich mit dem Konsumentenstatus und — wenn es darauf ankommt — auch mit dem Status des Befehlsempfängers abgefunden hat. Trost und Resignation sind in den drei Artikeln eines neuen Glaubensbekenntnisses zusammengefaßt: ‚Die da oben! — ‚Wir können doch nichts machen! — ‚Solange ich mein Geld habe, ist mir alles andere egal!‘“

1. Sprecher: Was heißt hier verantwortlich leben? Wie kann hier einer sich als schöpferischer Partner seines Schöpfers entdecken und betätigen? Das ist die Frage, auf die Christen in Wolfsburg eine Antwort geben müssen, wenn ihr Christsein etwas anderes als Luxus und Selbstbefriedigung sein soll.

2. Sprecher: Die Kirche — das ist im Blick auf das Wolfsburger VW-Werk die „arche“ mit dem Team des Industriepfarramts, das dort zuhause ist. Die „arche“ ist eine Baracke, man sagt, eines der ältesten Bauwerke in dieser jungen Stadt. Also beileibe keine Kirche. Aber dafür ist sie gastlich und häuslich und warm, wie eine Kirche es kaum sein kann. In der Hauptsache besteht die „arche“ aus einem Saal mit zwei Reihen von Holzträgern, die die beiden niedrigen „Seitenschiffe“ von dem Höheren „Hauptschiff“ trennen. Aber an der Decke sieht man Stahlrohre entlanglaufen. An der Stirnwand



Diskussionskreis in der „arche“ in Wolfsburg

Ein Lehrling im Bastelraum des Gossner-Hauses.



steht ein Eisenrost aus Drahtgeflecht, aus dem sich ein Hanfkreuz heraushebt. Sonntags hält man hier gemeinsam mit der Ortsgemeinde Gottesdienst. Aber die Stühle stehen so, daß man dicht beieinandersitzt und sich gegenseitig sieht. So kann man zwischendurch Fragen stellen, und der Pastor kann von seinem Platz aus antworten und erklären, was er eben gemeint hat. Und feiert man Abendmahl, so steht in der Mitte ein Tisch mit einer Tischdecke darauf und einem irdenen Krug und irdenen Bechern, wie man sie zuhause hat. Nicht nur Gottesdienste finden hier statt, sondern auch alles andere, was zum Leben dieser Industriegemeinde gehört: Vorträge von Bischöfen und Gewerkschaftsfunktionären, Gespräche mit Gästen aus dem Osten und zwanglose Abende, bei denen man nichts tut, als spielen. Und Feste; gemeinsames Essen, im Zusammenhang mit einem gemeinsamen Abendgespräch oder auch einfach nur, um zusammen zu sein. Hier

ist jeder ernstgenommen, so wie er ist, auch wenn er mit Kirche oder Glauben sonst nichts im Sinn hat. Er kann still dabeisitzen. Er kann protestieren, wenn ihm etwas nicht gefällt. Und er kann merken, daß auf seine eigene Meinung Wert gelegt wird, daß er gefragt ist. So ist in der „arche“ eine Gemeinschaft entstanden, in der es auch Fehler geben darf, und in der man von Fehlern sprechen kann. Der Weg „unten herum“ ist bei uns hierzulande ein gefährlicher Weg, oder jedenfalls kein bequemer — wenn man versucht, ihn ein wenig konsequent zu gehen. Daß das Wolfsburger Team diesen Weg zu gehen versucht, ist eine Ermutigung in diesem Land. Dieser Weg ist ein moderner Kommentar zur Weihnachtsgeschichte. Denn wie können Menschen feiern, daß Gott den Weg nach unten genommen hat, um „unten“ dazubleiben und Frieden zu machen, wenn sie nicht auch selbst den Weg „unten herum“ gehen mögen?

Acht Thesen eines Industriefarrers

1. Die christliche Gemeinde darf den arbeitenden Menschen nicht allein lassen — um ihn in seiner Freizeit zu beanspruchen. Der Industriebetrieb, die Behörde, das Kaufhaus, die Organisation oder die mannigfachen Dienstleistungsbetriebe wie Post, Bahn, Verkehrsbetriebe, Friseure usw. — kurz, die moderne Arbeitsstätte ist nämlich nicht nur der Ort, an dem der Mensch zufällig arbeitet und „sein“ Geld verdient; sie ist auch der Ort, an dem jeder auf nachdrückliche Weise erfährt, was für eine Umwelt er hat. Die Arbeitsstätte vermittelt ihm die entscheidende Kenntnis vom Menschen seiner Zeit. Hier wird nicht nur kommandiert und gehorcht, belohnt und bestraft, gefördert und versetzt, mißtraut und resigniert, sondern hier bekommt der einzelne — wenn überhaupt — seinen gesellschaftlichen Rang oft auf Grund seiner Stellung innerhalb der betrieblichen Hierarchie, weniger auf Grund seiner beruflichen speziellen Tätigkeit; denn seine Arbeit ist nur relativ etwas wert, nämlich das, was sie der Organisation, genannt Betrieb, wert ist.

Wenn der Mensch sich hier entfremdet wird (z. B. weil ihm wenig Raum zur Eigeninitiative, Selbstverantwortung, freien Disposition seiner Zeit, zu Mitsprache und Partnerschaft gelassen wird oder gelassen werden kann!), dann vermag er auch in seiner Freizeit nicht, diese tägliche Erfahrung zu vergessen oder auszugleichen.

Eine Kirche also, die sich nur den Menschen in seiner Freizeit angelegen sein läßt, geht an den Ursachen vieler menschlicher Nöte heute vorbei.

2. Die christliche Gemeinde darf den organisierten Menschen nicht allein lassen. Wer ist heute nicht organisiert, sei es freiwillig in den verschiedenen kulturellen, sportlichen, wissenschaftlichen oder politischen Vereinigungen, sei es unter Zwang, z. B. in kommunalen Körperschaften und Einrichtungen? Kann das Mitglied einer Organisation jeweils mehr als nur ein zahlendes Mitglied sein? Oder

muß es sich zu einer Nummer in einem nicht mehr beeinflussbaren Apparat denaturieren lassen — zu einem willenlosen Objekt in der Hand einiger weniger Mächtiger, die sich hinter sogenannte Zwangsläufigkeiten verstecken? Dennoch bleibt der Lebensnerv jeder kleinen und großen Organisation: die persönliche Verantwortungsfreude des einzelnen. Sie läßt sich nicht organisieren, sie muß von vornherein da sein.

Müßte die christliche Gemeinde nicht jeden verantwortungswilligen Mitmenschen unterstützen, ihn vor Resignation und Menschenverachtung bewahren und ihm die Freude erhalten helfen, eine industrielle Gesellschaft menschlich zu gestalten? (Gerade weil die christliche Gemeinde eine noch darüber hinausreichende Hoffnung hat!).

3. Die christliche Gemeinde darf den sich säkular verstehenden Menschen nicht allein lassen. Denn es gibt keinen ewigen Zaun zwischen Kirche und Welt, weil es keine Trennung zwischen Gott und Mensch gibt.

Die Welt verneinen — das würde bedeuten: Gottes Offenbarung in Jesus Christus ist ohne schöpferische Wirklichkeit, seine Liebe ohne Gegenstand. Die Gemeinde muß also der Versuchung widerstehen, aus einer mißverstandenen Eschatologie heraus sich pharisäisch von dieser Gesellschaft abzusondern. Sonst wird ihre endzeitliche Hoffnung (Eschatologie) zur Utopie, ihr Zeugnis zu einer Rechtfertigung des status quo und ihre Predigt zu einem Selbstgespräch.

Die eschatologische Hoffnung der Gemeinde baut auf den neuen „Menschensohn“ Jesus Christus — und ist deshalb nur eine Hoffnung zu nennen, weil sie die Verheißung eines neuen Himmels und einer neuen Erde für sich hat. „Die Hoffnung der Apostel hat die Bedeutung der Gegenwart für sie gehoben, nicht gemindert, Tätigkeit erzeugt und

nicht Apathie und Passivität" (A. Schlatter, Theologie des Neuen Testaments, 1910, S. 557).

Eine Kirche, die den Zeitgenossen allein läßt, nur weil er an einen lebendigen Gott nicht mehr zu glauben vermag (und die Macht der Verhältnisse ihn erdrückt), begibt sich in ein Getto. Eine Getto-Kirche kann in einer säkularen Gesellschaft einen missionarischen Auftrag nicht mehr wahrnehmen; denn die Unterscheidung, die sie eigenmächtig vollzieht, ist keine geistliche, sondern eine innerweltliche und darum profane: Eine Getto-Kirche hat sich selbst profaniert.

4. Der Dienst am Menschen in einer industriellen Gesellschaft wird nur dann Dienst, „Diakonie“, sein, wenn er von folgenden Voraussetzungen ausgeht:

a) Jesus Christus ist der Herr der Welt, indem er ihr unterster Knecht und Diakon geworden ist (Mark. 10, 45). Seine Herrschaft beruht auf seinem Dienen, nicht auf einer mehr oder minder zufälligen Zahl von Untertanen. Also kann die Gemeinde die königliche Herrschaft ihres Herrn nur bezeugen, indem sie an Seiner Diakonie teilnimmt. Das heißt, sie wird gerade mit denen Gemeinschaft eingehen müssen, die an Gottes Gerechtigkeit und Güte nicht mehr glauben. Sie wird, statt anzuklagen, Schuld bedecken. Denn Liebe begleitet, Liebe vereinnahmt nicht (Tillich).

b) Dieses umfassend diakonische Verhalten schließt das, was man die Verkündigung des Evangeliums nennt, in sich ein. Diese Diakonie ist also nichts Nachträgliches oder Sekundäres, kein weniger wichtiges Handeln, das hinter der Predigt oder dem Predigtgottesdienst rangieren und u. U. auch unterbleiben könnte (etwa weil der sonntägliche Gottesdienst die wichtigste Gemeindeveranstaltung wäre). Es gibt keinen Gottesdienst, der nicht in unaufhaltsamer Konsequenz Menschendienst wird (K. Barth).

c) Die Gemeinde kann sich nur diakonisch verhalten, weil die Glaubwürdigkeit des Evangeliums durch keinerlei kirchliche Machtpositionen oder organisiertes Gruppeninteresse einzelner, genannt Christen, bewiesen werden kann. Die Glaubwürdigkeit des Evangeliums ergibt sich aus der Glaubwürdigkeit derer, die dem dienenden, sich erniedrigenden und entäußernden Herrn nachfolgen; denn Jesus Christus gehört der ganzen Welt. Er wäre bereits ein heidnischer Götze geworden, wenn man ihn wie eine Investition ansehen würde, die nur der ordnungsgemäßen Verwaltung bedarf, damit sie sich bezahlt macht.

d) Die christliche Gemeinde existiert als diakonische Gemeinde, wenn sie auf die soziale Kontrolle der Gesellschaft zugunsten eines praktischen oder konkreten Humanismus verzichtet. Ein „Wächteramt“ der Kirche, das nicht den Geist und die Gestalt der Diakonie Jesu hat, steht dem Reich Gottes im Wege.

e) Diakonie bewahrt davor, die Öffentlichkeit in die Schranken eines kirchlichen Eigeninteresses zu fordern. Eine dienende Gemeinde verzichtet auf den prinzipiellen, weltanschaulichen oder morali-

schen Führungsanspruch. Denn die Gemeinde verdankt die rechtliche Sicherung ihrer zahlreichen Institutionen keiner göttlichen Stiftung, wohl aber der Toleranz und der objektiven Wertschätzung von Seiten der Gesellschaft und des Staates.

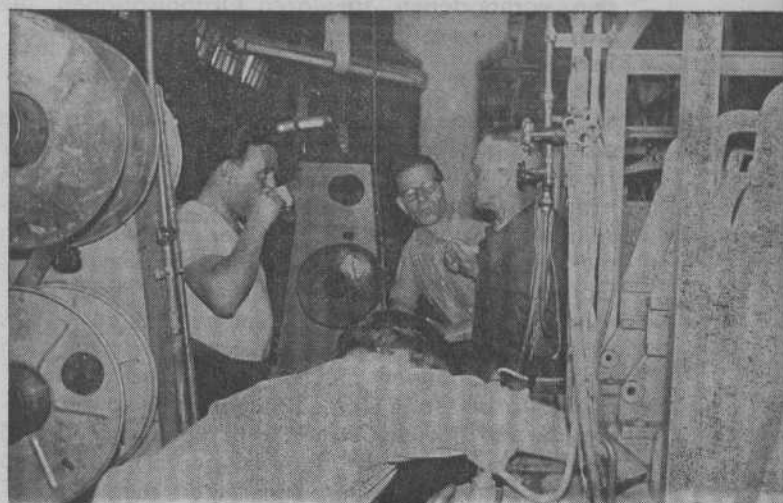
f) Eine Diakonie dieser Art reicht deshalb über die individuelle Hilfe an Notleidenden und Gestrauchelten weit hinaus. Sie ist ihrem Wesen nach Diakonie an der menschlichen Gesellschaft. Die individuelle (und manchmal individualistische) Seelsorge wird zugleich Seelsorge an der Industriegesellschaft werden müssen. Die Gemeinde wird sich darum um den Menschen nicht erst dann kümmern, wenn er an seine Grenzen gelangt und am Ende seiner selbst ist, sondern von Anfang an.

Die Tatsache, daß er ein Mensch ist, ist Grund genug, ihm (auch politisch) ein Nächster zu werden. Die Fürsorge gegenüber leidvollen Einzelschicksalen darf nicht dazu verleiten, an solchen Ursachen einer Not vorbeizugehen, die in der gesellschaftlichen Unordnung liegen und darum auch dort bekämpft werden müssen. Eine ausschließlich individualistisch eingestellte Diakonie verliert ihren Sinn, wenn sie naiv jene gesellschaftliche Unordnung konservieren hilft, weil sie die Abhängigkeit des einzelnen übersieht.

5. Diakonie an der industriellen Gesellschaft ist darum keine Arbeitermission. Denn:

a) Es gilt nicht, das Proletariat zu bekehren, sondern es abzuschaffen.

b) Es gibt keine Bekehrung, die nicht auch eine soziale Dimension hätte. Sünde kann auch zum System werden, mit dem der einzelne sich entschuldigt. Z. B. gibt es ein System gewordenen Mißtrauens in vielen Bereichen, in denen Menschen zusammenarbeiten und -leben. Es kann auch die in einem bestimmten betrieblichen Herrschaftsverhältnis objektivierte Unmenschlichkeit oder die in einer grenzenlos betriebenen Arbeitsteilung zwangsläufige Dehumanisierung sein. An keiner dieser Gestalten der Sünde kann man vorbeileben — sonst ist die



Zwei Industriefarrer mit ihrem Meister und Vorarbeiter während ihrer Ausbildung im Seminar für kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft in Mainz-Kastel.

persönliche Rechtschaffenheit, mit der mancher sich beruhigt, nicht viel mehr wert als jene „reine Weste“, die vor Gott ohnehin nichts gilt.

c) Die Kirche kann ferner kein Interesse haben, den öffentlichen und den wirtschaftlichen Bereich zu konfessionalisieren. Die Sammlung sog. evangelischer Betriebskerne, die Förderung „christlich-sozialer Betriebsgruppen“ (die vor allem aus der römisch-katholischen Sozialarbeit erwachsen) oder die Gründung eigener, nämlich christlicher Gewerkschaften können nur den Effekt haben, die Arbeitnehmerschaft zu spalten. Konfessionelle Maßnahmen, die religiöse und weltanschauliche Momente in den Streit der Sozialpartner hineinbringen, verhindern außerdem eine Versachlichung des Lohnkonfliktes, wie ihn alle Seiten wünschen.

d) Der kirchlichen Gemeinde sind nicht nur „die“ Arbeiter, sondern (bis auf einen kleinen Prozentsatz bürgerlicher oder bäuerlicher Mittelschichten) alle Schichten unseres Volkes entfremdet. Eine kirchliche Industrie- und Sozialarbeit, die sich ausschließlich „den“ Arbeitern zuwenden wollte, würde sich auch dem Vorwurf aussetzen, unwissenschaftlich etwas für einen „Stand“ (nämlich den Arbeiterstand) zu halten, was längst keiner mehr ist; denn die human-ethischen Probleme der industriellen Gesellschaft sind sachlicher Art und also nicht an irgendeine soziologische Schicht gebunden.

6. Ziel der Gesellschaftsdiakonie ist die selbstlose Mitarbeit an der Lösung der zahlreichen menschlich-sozialen Probleme der Gegenwart. Dies kann nur zusammen mit anderen Menschen und Gruppen geschehen — unabhängig von deren kirchlicher Einstellung und Herkunft. Denn die Frage ist, ob der arbeitende Mensch in der Produktion, in den Büros, bei den Dienstleistungen Mensch bleiben kann, und nicht: ob einer dort ungestört Christ sein kann. Das Evangelium ist nicht privatisierbar, sondern läßt sich nur im sozialen Engagement bezeugen, da es unter Menschen hier und jetzt Fleisch werden möchte — insbesondere unter denen, „die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit“. Diese Diakonie vollzieht sich deshalb folgerichtig auch in der Gestalt einer christlichen Mitarbeit in den vorhandenen säkularen Organisationen, die sich um die Lösung der sozialen Probleme bemühen.

Mitarbeit ist etwas anderes als kirchliche Repräsentation. Man kann immer nur Innerweltliches, und dann lediglich das Vergangene, repräsentieren. Der Herr der Welt und der Gemeinde läßt sich jedoch nicht repräsentieren, weil er jeder Gegenwart bereits voraus ist und als der Verheißene, nämlich als Ankündigung des zu uns kommenden Reiches Gottes, sich selbst dieser Welt präsent macht. Mitarbeiten heißt hören, bevor man selber redet. Es setzt die Bescheidenheit voraus, nur mit den anderen zusammen die Lösung zu finden. Eine mitarbeitende Gemeinde wird darum den Dialog gerade mit den Andersgläubigen suchen und dieses Gespräch nicht dadurch pervertieren, daß sie es heimlich zu einer Möglichkeit religiöser Beeinflussung macht. Das Gespräch hätte nämlich seinen Sinn eingebüßt, wenn es nur dazu dienen sollte, einen christlichen „Standpunkt“ zu vertre-

ten. In alle Bereiche die christliche Linie hineinbringen — das könnte doch nur bedeuten, überall zuerst das eigene Interesse wahren, da die ökonomischen und politischen Probleme viel zu komplex sind, als daß es überall „die“ christliche Lösung geben könnte. Das Evangelium ist kein „Standpunkt“; es bewegt die Menschen gerade aufeinander zu, indem es ihre beharrlich verteidigten Standpunkte als Gesetzmäßigkeit und Gefängnis entlarvt. Das Verheißungsvolle und Zukunftsträchtige des Evangeliums liegt doch darin, daß es beide, „Nicht-Christen“ und „Christen“, zu einem neuen gemeinsamen Standort aufbrechen heißt.

Wenn die Gemeinde in dieser Weise mitarbeitet, so löst sie sich damit keineswegs in die Welt hinein auf; denn diese Mitarbeit ist das christliche Interesse an einer ständigen Vermenschlichung der Gesellschaft, ihrer Technik, ihrer Ökonomie, ihrer Wissenschaft und ihres Staates. — Wenn die Gemeinde „das“ Salz der Welt sein soll, so braucht sie andererseits die Welt auch nicht erst zu versalzen, um ihre Salzfunktion zu erfüllen.

7. Die gesellschaftliche Diakonie meint also die Mitarbeit der Gemeinde an dem Strukturwandel der Gesellschaft. Darin erweist sich die Dynamik der der Gemeinde geschenkten Hoffnung. Um ihrer Hoffnung willen kann die Gemeinde nicht dabei verharren, die bestehenden Verhältnisse hinzunehmen, wie sie sind. Sie würde ihre außerordentliche Freiheit und Hoffnung wegwerfen, um dann zu resignieren, wie das die große Masse der unteren Einkommensschichten ohnehin tut. Der Strukturwandel der Gesellschaft ist auch für die christliche Gemeinde eine bleibende, ständige Aufgabe — um ihrer Hoffnung und d. h. um dessentwillen, der der „Diakon der Massen“ (Mark. 10, 45) geworden ist. Diese Beweglichkeit nach außen setzt aber eben eine solche Beweglichkeit nach innen voraus. Das heißt: Man wird selbstkritisch sich immer wieder prüfen und die Reformation nicht nur als glorreiche Vergangenheit feiern, sondern sie als Aufruf des Herrn begreifen, das Liebgewordene, das Altgewohnte und das historisch Gewordene eines Tages stehen zu lassen, um dem Herrn an neue Wirkungsstätten zu folgen. Jede kirchliche Kritik an gesellschaftlichen Verhältnissen bliebe eine Scheinkritik, wenn sie diese selbstkritische Distanz ausschließen würde.

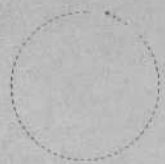
a) Eine solche selbstkritische Besinnung könnte z. B. danach fragen, ob die Gemeinde und ihre Theologen den Schritt vom Ich zum Wir schon gegangen sind. Sie könnte ferner danach fragen, wie weit sich das christliche Denken mit den Vorstellungen von persönlicher Freiheit und Eigentum identifiziert hat, die das liberale Bürgertum im 18. und 19. Jahrhundert hervorgebracht hat.

b) Vielleicht sind die Gottesdienste in Großstädten und Industriezentren auch deshalb leerer als in ländlichen Gebieten, weil die Kirche (wenn auch auf religiöser Ebene) „Leistungen“ erwartet — eine Art Werkgerechtigkeit, wie sie die Industrie jeden Tag zur Vorbedingung des Lohnes macht?

c) Wenn der arbeitende Mensch sich dadurch entfremdet wird, daß er zum Objekt gemacht wird,



DM Pf f. Kto Nr. **520 50**
 Absender:



Für Vermerke des Absenders

Eingez. mit
 Kto Nr. **520 50** PSchA **Berlin West**

Zahlkarte

(Mit Schreibmaschine, Tinte oder Kugelschreiber deutlich ausfüllen)

DM Pf
 für Konto
 Nr. **520 50**

auf DM Pf
 (Markbetrag in Buchstaben wiederholen)
 Deutsche Mark

PSchA **Berlin West**
 Absenderangabe (mit Postleitzahl)

für
 Gossnersche Missionsgesellschaft
 Konto Nr.
520 50
 Postscheckamt
Berlin West
 in **1 Berlin 41**

betrifft



.....

2. 66
 210 x 105, Kl. III f (Einl.-Nr., Namensz. d. Annahmest., Tag u. Monat)

Postvermerk
 Eingangs-Nr.
 # 8 1/11 sk
 PostSchG Auf. 2

Einlieferungsschein

- Bitte sorgfältig aufbewahren -

Deutsche Mark Pf
 (in Ziffern)

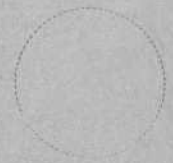
für

Gossnersche Missionsgesellschaft

in **1 Berlin 41**

.....

(Einl.-Nr., Annahmest.)



Postvermerk

Das Postscheckamt sendet diesen Abschnitt dem Geschäftsempfänger

Bedienen Sie sich der Vorteile
eines eigenen Postscheckkontos!

Auskunft hierüber erteilt jedes Postamt

Feld
für
postdienstliche
Zwecke



Einlieferungsschein

(nicht zu Mitteilungen an den Empfänger benutzen)

Gebühr für die Zahlkarte:

(wird bei der Einlieferung bar erhoben)

bis	10 DM	.....	30 Pf
"	50 "	.....	40 "
"	100 "	.....	50 "
"	500 "	.....	60 "
"	1000 "	.....	80 "
über 1000 "			
unbeschränkt		.....	1 DM

das sich willig einordnet und gerade nur arbeitet („schafft“) — inwiefern wird dieser Mensch im sonntäglichen Gottesdienst zu einem Subjekt, das dort seine Sprache wiederfindet, Fragen stellen und mitbestimmen kann?

d) Sind Pfarrer und Kirchenvorstände frei von jenem in der Arbeitswelt oftmals mißbrauchten Leitbild vom „Mitarbeiter“: Der Chef überläßt seinem „Mitarbeiter“ zwar die Freiheit, für ihn zu arbeiten, gibt aber die Monopolstellung seines Amtes nicht auf (etwa zugunsten eines Teams von Gleichrangigen)?

8. Wenn das Zeugnis der christlichen Gemeinde die Gestalt einer Diakonie an der Gesellschaft hat, so wird auch der Theologe seinen Auftrag neu sehen und eine andere Stellung innerhalb der Gemeinde einnehmen.

a) Er wird die Gemeindeglieder („Laien“) viel ernst nehmen; denn sie stehen an der Front, er selber in der Etappe.

b) Er wird die herkömmliche Helfertheorie umkehren: Nicht die Kirchenvorstände sind die Helfer des Pfarrers, damit er seine Probleme bewältigt, sondern der Pfarrer ist der Helfer seiner Gemeindeglieder, damit sie ihre Probleme und diejenigen ihrer Mitmenschen bewältigen. Da sich sein Dienst weit abseits der modernen Arbeitsstätten vollzieht, fehlt ihm natürlicherweise das Allround-Urteil. Er ist nicht mehr der Alleskönner (reden, unterweisen, sammeln, verwalten, bauen, organisieren, besuchen, jung und alt, reich und arm, Lohnempfänger, Angestellter und Beamter zugleich sein, usw.). Sein Hirtenamt hat sich auf viele Schultern verlagert, und er wird dankbar die Vielfalt der Charismen (1. Kor. 12) anerkennen.

c) Die Leitung der Gemeinde wird arbeitsteilig vollzogen werden müssen. Statt allerlei „Kreise“ aufzuziehen, die um sich selbst kreisen, wird der Pfarrer mit seiner Gemeinde Aktionsgemeinschaften, Komitees, Dienstgruppen auf Zeit bilden, die sich der jeweiligen Probleme annehmen, um sie in eigener Regie und Verantwortung zu lösen.

d) Da die sozialen Probleme über die Grenzen einer Parochie hinausreichen (zumal die Parochien oftmals nur noch Wohn- und Schlafstätten geworden sind und die Arbeitsstätten nicht mehr umgrenzen), werden die Gemeinden und ihre Pfarrer nach den gemeinsamen Aufgaben in der Region oder „Raumschaft“ fragen müssen, zentralörtliche Interessengemeinschaften dort gründen, wo sie am wirksamsten arbeiten können; d. h. auch über die Parochie hinaus wird es zu einer Arbeitsteilung kommen müssen — anders, in größerer Sachnähe, weniger formal, als dies bisher durch Dekanatsbeauftragte geschehen könnte.

e) Der Theologe wird, schon in der Zeit seiner Ausbildung, sich viel mehr bemühen müssen, die ökonomischen, sozial- und kommunalpolitischen Sachverhalte zu kennen und zu verstehen, um die Fesseln anerzogener und unbewußter gesellschaftlicher Vorurteile loszuwerden. Er sollte sich nicht unreflektiert an eine soziologische Schicht — meistens ist es das Groß- und Besitzbürgertum bzw. die



Von den Schichtarbeitern nicht zu unterscheiden: junge Theologen im Betriebseinsatz.

Akademikerschicht — binden, damit er besonders den auf der unteren gesellschaftlichen Rangstufe stehenden Menschengruppen gerecht wird.

f) Mehr als bisher wird sich der Theologe an der Entideologisierung bestimmter wirtschaftlicher und politischer Parolen, m. a. W. an der Ideologiekritik beteiligen müssen. Denn auch die säkulare Gesellschaft verbrämt ihre oft recht irdischen Ziele (z. B. das Profitstreben) gerne mit religiösen Schlagworten und benutzt christliche Motivierungen. Der Theologe wird also seinen Blick dafür schärfen müssen und an einer wissenschaftlichen Klärung mitarbeiten, damit die Kirche in der Öffentlichkeit nicht als Vorspann mißbraucht wird (z. B. Bauern, Vertriebene, Parteien, Geschäftsleute).

Da die parochiale Arbeit ihm dafür oft keine Zeit läßt, wird er diese Aufgabe — in Form von Pfarrertagungen, Seminaren mit den Sozialpartnern, Betriebsbesuchen u. ä. — zusammen mit speziellen „Sozialpfarrern“ angreifen müssen, in keinem Falle jedoch seine parochiale Arbeit gegen diejenige des Sozialpfarrers ausspielen.

Dabei wird er erkennen, daß viele bisher nur ökonomisch oder politisch verstandenen Probleme durchaus eine theologische Relevanz haben, z. B. das Eigentum, der gerechte Lohn, die Einkommensverteilung, die Verteilung der Macht, die Autorität im Betrieb, die Zersplitterung der menschlichen Zeit, die Mitbestimmung, der gesellschaftliche Charakter des Produktionsprozesses u. a. m.

Je mehr der Theologe auf die Gesellschaft zugeht, der er als Bürger selber angehört, desto mehr lernt er sie verstehen. „Indem man Christus bekennt vor denen, die ihn verleugnen oder verraten, entdeckt man sich selbst in der Solidarität mit ihnen. Das verbindet mit ihnen wie nichts anderes, so daß es nicht zu einem Protest gegen sie, sondern nur zu einem Bekenntnis für sie kommen kann“ (W. Fürst, Das Bekenntnis zu Jesus Christus im 20. Jahrhundert, 1966).

Dr. Ekkehard Börsch
Opelstadt Rüsselsheim

**Auszüge aus einem Brief
von Norma Arnold an Pfarrer Symanowski**

(Teilnehmerin am Seminar für kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft aus den Vereinigten Staaten von Amerika)

Ich muß gestehen, daß mein Aufenthalt in Deutschland viele gute Auswirkungen gehabt hat. Ich glaube, daß, als ich zuerst nach Deutschland kam, war ich ein „outsider“ und sah als solcher manche Dinge verkehrt, weil ich noch nicht dazugehörte. Als ich dann in die USA zurückkehrte, war ich in der Lage, nun mir in meiner Heimat die Situation anzusehen und zwar als ein „outsider“ auch dort — und ich war schockiert. Roger hatte so recht mit seinem kulturellen Schock, weil auch ich einen ganzen Sommer unter ihm gelitten habe. Ein Beispiel: Ich hörte heute im Radio das Geplär „Wir töteten heute 50 Vietcong“. Zum erstenmal vielleicht in meinem ganzen Leben ist mir jetzt bewußt geworden, wie furchtbar die Assoziation des „wir“ ist. Solche Dinge hatte ich niemals zuvor bemerkt. Ich vermute, daß durch den neuen Blickwinkel, den ich bekommen habe, alle Arten von Ungerechtigkeiten und Unrecht, welche hier begangen werden, mir jetzt erst deutlich werden. Als ich in Deutschland war, haben mich sehr oft viele Leute nach der Rassensituation hier gefragt und meine Antwort ist meistens gewesen „Na gut, wir versuchen etwas zu tun“. Jetzt wo ich zurück bin, sehe ich, daß wir uns vor diesem Problem verstecken. Meine wachsende Fähigkeit, die Situation in den USA zu durchschauen, ist eine positive Auswirkung meines Aufenthaltes in Kastel. Ich war schockiert, als ich merkte, wie unwissend die Leute hier sind in den Fragen von Ost- und Westdeutschland, und ich merke plötzlich, daß ich beide Deutschland verteidige in einer Weise, wie ich sie vorher für unmöglich gehalten hätte. Eine der ersten Bemerkungen,



Rev. Canon Ralph Stevens (rechts), Leiter der Industriearbeit in Birmingham/England im Gespräch mit dem Leiter des Gossner-Hauses Kastel, Pfarrer Horst Symanowski.

die eine Schulfreundin von mir gemacht hatte, als ich zurückkam, war: Nun, ich sehe, du bist ein Marxist geworden. Natürlich bin ich kein Marxist geworden. Und was versteht man darunter eigentlich heute? Aber wenn meine Freundin, die ich nun 8 Jahre kenne, denkt, daß das, was ich sage so klingt, so kann man daran erkennen, wie sich meine Art zu denken verändert hat.

**Brief von Mr. Worth Loomis,
Vizepräsident der Medusa Portland Cement-Works,
und Vorsitzender des Komitees „Kirche und Industrie“ in USA.**

Cleveland, Februar 1967

Liebe Christa Springe, lieber Horst Symanowski! Sie haben mich gefragt, wo nach meiner Ansicht als ein führender Geschäftsmann aus dem industriellen Leben sich die Interessen von Kirche und Industrie treffen. Ich glaube, sie treffen sich in der Erkenntnis, daß der industrielle und geschäftliche Sektor des Lebens einer der größten Bereiche ist, in welchem sich die Beziehungen von Mensch zu Mensch entscheiden. Dieser Bereich ist groß, nicht nur wenn man an die Anzahl der Menschen denkt, die davon erreicht werden, sondern besonders wegen der Macht, die darin ausgeübt wird und der Reichweite der Entscheidungen, die auf diesem Gebiet gefällt werden und alle Gebiete der menschlichen Gesellschaft beeinflussen. Es ist nun die Aufgabe der Kirche, zu den Fragen zu sprechen, in welcher Weise die Beziehung des Menschen zum Mitmenschen vor den Augen Gottes gestaltet wer-

den soll. Dies ist teilweise eine ethische Frage; wir müssen aber einsehen, daß ethische Weisungen ohne eine Institution, die sie tragen, keine Kraft besitzen. Andere nicht christliche Religionen, so richtig sie auch gewesen sein mögen in ihrer Zeit und in ihrem Ursprung, beziehen sich nicht auf die industrielle und organisierte Gesellschaft, so wie es nötig ist, wenn der Mensch seinen Glauben in der Welt lebt und nicht in einem Winkel getrennt von ihr. Die Theologie der jüdisch-christlichen Tradition steht wie ein Fels in dem Mittelpunkt der Frage nach der Beziehung von Mensch zu Mensch in einer Welt der „Gewalten und Mächte“.

Die Kirche ist eine Institution, die jedoch nicht die Relevanz zur Welt besitzt, wie ihre Theologie. Sie hat weitgehend die Beziehung zu dem industriellen Menschen verloren, wie sie sie in früheren Zeiten in einer agrarischen Gesellschaft noch gehabt hat.

Der verstorbene Alfred North Whitehead hat 1933 geschrieben: „Das Verhalten der Gemeinschaft wird weitgehend von geschäftlichen Denkweisen bestimmt. Eine große Gesellschaft ist eine Gesell-

schaft, in der die Männer des Geschäftslebens groß von ihren Aufgaben und Funktionen denken." (Adventures of Ideas). In den vergangenen dreißig Jahren nun, seitdem dieses geschrieben wurde, hat sich ein Verfall des Übergewichts, das das Geschäftsleben hatte, herausgestellt, jedenfalls in der amerikanischen Gesellschaft. Nichtsdestoweniger glaube ich, daß die Männer des Wirtschaftslebens auch weiterhin groß von ihren Funktionen denken sollten, und das bedeutet, daß die sich mit den Fragen nach der Qualität des Lebens, mit ethischen Fragen und dem Problem der Mitmenschlichen Beziehungen, auseinandersetzen müssen.

Organisationen sind dazu da, um den Menschen zu dienen; der Mensch ist nicht dazu da, den Organisationen zu dienen. Es ist darum eine Aufgabe von Wirtschaft und Industrie, die Reform der Kirche als eine Institution zu beschleunigen.

Es gibt nun Menschen, die glauben, die Kirche müsse ganz und gar abgeschafft werden, weil sie ihren Charakter schon zu sehr verloren habe, um noch geändert werden zu können, und sie wollen eine neue Institution aufbauen, die die Ethik unterstützt. Aber die Industriearbeiten der Kirche — zuerst in Deutschland und England und jetzt auch in den Vereinigten Staaten von Amerika — haben bewiesen, daß dieser Schritt nicht nötig ist. Industrie und Gewerkschaften hören auf theologische Fragen, solange diese nicht von ökonomischen, technischen, politischen und soziologischen Gesichtspunkten, welche bei wirtschaftlichen Entscheidungen beachtet werden müssen, getrennt werden.

Die Erneuerung der Kirche ist eine leichtere Aufgabe, als die, eine neue ethische Institution aufzubauen. Darum ist das Ziel der Industriearbeit der Kirchen ein dreifaches:

1. Sie soll den einzelnen Menschen helfen, ein auf ihren Glauben bezogenes Verständnis zu entwickeln, das ihnen hilft, auf eine vernünftige und verantwortliche Weise ihre Entscheidungen und Probleme zu sehen und zu lösen.
2. Sie soll die Menschen dazu ermutigen, sich verantwortlich an der Gestaltung und Beeinflussung der Politik, und am praktischen Vorgehen ihrer Verbände und Gewerkschaften zu beteiligen, und zwar mit dem Ziel, die Würde des Menschen mehr zu respektieren.
3. Sie soll für die Kirche eine neue Strategie der Mission ausprobieren und einsichtig machen, welche unserer durchorganisierten industriellen Gesellschaft angemessen ist.

Wenn ich nun sagen will, was meine Besuche auf der Europäischen Konsultation in Bad Boll und in der Gossner-Mission in Mainz-Kastel im Oktober des vergangenen Jahres für mich bedeutet haben, so kann ich das in wenige Worte fassen: Ich war tief beeindruckt. Wir können viel von Ihnen lernen.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr Worth Loomis

Als Theologe im Management eines Großbetriebes

Lieber Herr Symanowski,

nun stecke ich schon über sieben Jahre in der Industrie, und ich verstehe gut, daß Sie von mir wissen wollen, wie ich mir als Theologe inmitten der Arbeitswelt vorkomme.

Ich bin ja kein Fabrikpfarrer geworden, der durch die Betriebe und Büros geht, um einzelne Menschen an ihrem Arbeitsplatz zu trösten und zu ermahnen. Ich bin einer der 25 000 Belegschaftsmitglieder, der in einem der vielen hundert Betriebe und Büros mitarbeitet, damit die Produktion weiterläuft.

Natürlich werde ich öfters gefragt, ob ich denn dafür Theologie studiert hätte, um dann so ein Rädchen in einer riesigen Maschinerie zu werden — und die wenigsten meiner Kollegen wissen es überhaupt, daß ich Theologe bin.

Aber Sie wissen es ja, warum ich mich für diesen Weg entschlossen habe. Solange ich in einer Kirchengemeinde arbeitete, hatte ich das beklemmende Gefühl, daß ich den Menschen nicht dort begegnen könnte, wo sie täglich ihre Energien einsetzen, wo sie sich freuen über kleinere oder größere Erfolge an ihrem Arbeitsplatz und wo sie leiden an verpaßten Aufstiegschancen, an der Eintönigkeit ihrer Arbeit oder an der nervlichen Überforderung etwa in einem Großraumbüro. Das alles drückt sich oft in einer tiefen Resignation aus, die man nur verstehen kann, wenn man ihren Arbeitsrhythmus miterlebt.

Unter diesen Menschen lebe und arbeite ich nun mit denselben Freuden und Enttäuschungen. Auch ich bekomme Intrigen zu spüren und bin oft auch nahe dran, die Hoffnung aufzugeben — also kein Prophet, kein Hirte, sondern einer unter anderen. Und doch bin ich immer wieder auf der Suche, Zeichen der Hoffnung in dieser Fabrikwelt zu entdecken. Meine Tätigkeit in der Personalabteilung gibt mir dafür einige Chancen.

Da sind z. B. die vielen ausländischen Arbeiter im Werk, etwa 2 000 an der Zahl. Wie viel wird in unseren Gemeinden über diese Brüder und Schwestern aus den Zonen des Südens gesprochen, wie werden sie als Untermieter in ehemaligen Scheunen und Garagen ausgenutzt.

Hier im Betrieb haben sie gewisse Möglichkeiten, ihre menschlichen und fachlichen Fähigkeiten unter Beweis zu stellen. Hier können sie u. U. eine berufliche Ausbildung mitmachen und sogar gelegentlich in Vorgesetzten-Positionen als Schichtführer oder Vorarbeiter einsteigen. Und die deutschen Arbeitskollegen, bei denen ein Mißtrauen gegenüber den „Eindringlingen“ aus dem Süden zu spüren ist, gewöhnen sich allmählich daran, den „ganz anderen“ zu akzeptieren, so wie er ist.

Wenn man in diesem Prozeß mitten drinsteht, kann man in vielen Gesprächen mit Meistern und Betriebsführern, die nie die Amtsstube eines Pfarrers betreten, doch an konkreten Beispielen besprechen, was in diesem oder jenem Betrieb Ver-

söhnung bedeutet — nicht schöne Worte oder auf die Schulter klopfen. Versöhnung könnte hier heißen, die Arbeitsplätze soweit möglich nach den Gaben der einzelnen zu verteilen und nicht nach Nationalitäten, sodaß die Südländer nur die schweren und schmutzigen Arbeiten verrichten müssen und die Deutschen kontrollierend umhergehen. Das kostet etwa einem Meister, der ja vor allem für den ungestörten Ablauf der Produktion verantwortlich ist, oft viel Nervenkraft, die ganz verschiedenen Menschen in einer Abteilung vernünftig zu koordinieren. Die Predigt am Sonntag — wenn er sie überhaupt anhört, ist für seine besonderen Schwierigkeiten oft nicht konkret genug. Ein Fachgespräch ist vielleicht für ihn hilfreicher — auch theologisch gesehen.

Mit alledem möchte ich nun aber nicht den Eindruck erwecken, als ob ich — wenn auch in weltlicher Form — doch ein Prediger wäre, der die „Weisheit der Versöhnung“ etwa mit Löffeln gegessen hätte, der immer wüßte, was er den anderen zu sagen hat. Das Entscheidende in der Theologie ist ja das Hören und nicht das Reden. Und ich

habe als Theologe in der Industrie die Chance, vieles zu hören und vieles mitzerleben, was sich im Alltag der Fabrikwelt ereignet, und in einer ganz unchristlichen Umwelt auch Worte der Versöhnung und Zeichen der Neuwerdung zu entdecken.

Aber das alles kann man nicht allein tun. Dazu braucht man eine Gruppe von Menschen, die in einer ähnlichen Arbeit stehen, um in gemeinsamem Erfahrungsaustausch und Nachdenken sich nachträglich über die theologische Bedeutung seiner Erlebnisse und Aktivitäten klarzuwerden und weder zu resignieren noch sich zu überschätzen. Und das ist das Eigentliche, was ich als Theologe von meiner Industriearbeit erhoffe, daß durch diese Gruppen von „Laien“ und Laientheologen in Zusammenarbeit mit den Pfarrern ein Impuls zur Erneuerung der Gemeinden ausgeht.

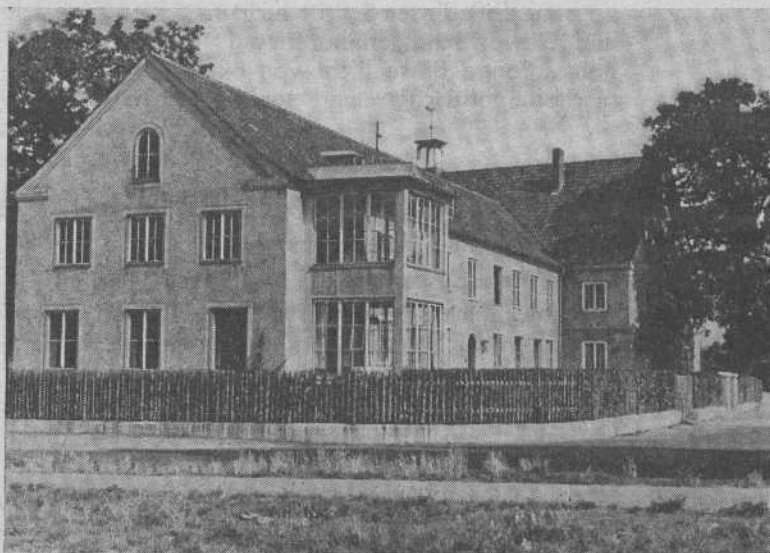
Darüber haben wir damals in Ihrem Seminar in Mainz-Kastel viel gesprochen. Jetzt versuche ich es, in der Welt der Industrie weiterzubuchstabieren. Aber ich bin noch ganz am Anfang damit, deshalb will ich hier auch schließen.

Ihr Dr. H. S.

DAS GOSSNERHAUS MAINZ-KASTEL

1949 fing die Arbeit des Gossner-Hauses in Kastel unter freiem Himmel an. Zelte waren die Wohnung für die ökumenischen Aufbauarbeiter. (unten)

1956 sind die Aufbaupläne verwirklicht. (rechts)



Industriefarrerin Christa Springe stellt sich als neue Mitarbeiterin vor

Wenn unsere ökumenischen Besucher in das Gossner-Haus nach Kastel kommen, befinden sie sich meistens auf einer Rundreise, auf der sie auch Rugby und Villigst, Bad Boll und Genf besuchen. Meine berufliche Entwicklung ist eng mit diesen Orten verbunden. Darum ist es vielleicht auch ganz selbstverständlich, daß mein besonderes Interesse und mein Einsatz in der Industriearbeit der Kirche den ökumenischen Verflechtungen und Möglichkeiten einer Zusammenarbeit gilt.

Als ich nach dem Abitur mich für einen Beruf entscheiden mußte, lag mir eine kirchliche oder soziale Arbeit allerdings ganz fern. Wir litten unter den Folgen von Krieg und Vertreibung aus Pommern, und meine Familie brauchte alle Kräfte, um überhaupt leben zu können. Unter den Vertretern der Kirche fand ich damals noch keinen, der mich auf gemeinsame Aufgaben für unsere Gesellschaft ansprach. Die einseitige Ausrichtung der Predigten auf persönliches Heil und ein ewiges Leben schien mir zwar angesichts unserer Lage als ein zerschlagenes und nun wieder aufbauendes Volk etwas ganz Wesentliches von der Botschaft Christi für diese Welt auszulassen, ich konnte mein Unbehagen aber noch nicht richtig ausdrücken.

1948 bekam ich vom Weltkirchenrat ein Stipendium, um in England Theologie und Soziologie zu studieren. Die Studienjahre halfen mir sehr, die Aufgaben und Chancen besser zu erkennen, die wir als Glieder unserer Kirche in dieser Zeit des Wandels haben. Im Krieg war die Technik zur Vernichtung von Menschenleben mißbraucht worden, jetzt bot die Technik Millionen von Menschen die einzige Möglichkeit, zu überleben. Wenn die Kirche sie immer noch angriff, so wurde es nun endlich Zeit, sie neu in ein positives Denken und verantwortliches Handeln einzubeziehen.

Aus meinen Jahren in England möchte ich nur ein Erlebnis berichten, das mich nachhaltig beeinflußt hat. Auf einer großen Tagung der Studentengemeinde in Swanwick wollten meine Mitstudenten und ich, wie wir es sonst auch immer im College taten, gemeinsam zur Abendmahlsfeier gehen. Ich wurde aber gebeten, davon Abstand zu nehmen, weil ein ordinierter Pfarrer meiner Heimatkirche anwesend sei, und damit mein Gastrecht in der Anglikanischen Kirche erlöschen müsse. Der Schock, so unmittelbar die Auswirkung unserer Kirchenspaltung zu erleben, war entscheidend. Unter meinen Freunden und mir entstand damals der feste Entschluß, durch unsere Arbeit Schranken abzubauen, die konfessionell, rassistisch oder national Menschen voneinander trennen.

In meiner Tätigkeit als Sozialreferentin in Haus Villigst und später in meiner Funktion als Industriefarrerin in Bad Boll bin ich oft gerade auf diesem Gebiet in meinem Vorhaben bestärkt worden. In der industriellen Arbeitswelt ist es völlig unmöglich, konfessionelle Streitfragen oder Unterschiede herauszustellen, wenn es um die grundsätzlichen Fragen nach der Menschlichkeit und Menschenwürde geht. Denken wir nur an die zwei Problemkreise Automation und Schichtarbeit. Wenn in diesen Be-

reichen Schwierigkeiten für den arbeitenden Menschen entstehen, so können evangelische und katholische Christen an ihrer Lösung nur zusammenarbeiten; dann müssen auch Trennungen zwischen Flüchtlingen, ausländischen Arbeitnehmern und Einheimischen hinfällig werden.

Nach meiner Erfahrung können wir kirchlichen Mitarbeiter viel für die Praxis von den „Laien“ lernen, was wir zwar theoretisch gern darstellen, dann aber nicht in die Wirklichkeit zu übertragen wissen. Im Betrieb — ob am Automaten oder im Chefzimmer — kommt es auf Wissen, Zuverlässigkeit, Verantwortung und gerechtes Verhalten an. Wer diesem Maßstab folgt, wird allerdings oft einsam unter seinen Kollegen. Er geht dann dankbar auf die Menschen zu, die ihn verstehen und unterstützen. In dieser Situation spielen Fragen konfessioneller Zugehörigkeit oder dogmatischer Unterschiede gar keine Rolle mehr. Man nimmt die Hilfe dort, wo man sie bekommt, und wenn die Kirche dieses Gesetz des Zusammenspiels nicht lernt, bleibt sie draußen.

Ich denke, daß wir noch einen Schritt weiter gehen müssen. Wenn wir überzeugt glauben, daß Gott unsere Welt liebt und in ihr arbeitet, dann wird es immer schwieriger, Nicht-Christen aus der verantwortlichen Zusammenarbeit auszuschließen. Wir lernen das in den Entwicklungsländern draußen, und hier in unserem eigenen Haus in Kastel, wo Hindus und Mohammedaner unsere Hausgenossen geworden sind.

Ich schreibe diese Zeilen gerade nach meiner Rückkehr von einer Tagung. Auf ihr hatten sich die deutschen Spitzenvertreter eines weltbekannten Industrie-Konzerns mit den Bürgermeistern der Dörfer und Städte, in denen die Mitarbeiter dieses Betriebes wohnen, zu einer Diskussion getroffen. Das Unternehmen hatte sich in dem letzten Jahrzehnt sehr vergrößert. Als Folge strömten immer neue Bewohner in den fast noch ländlichen Bezirk ein. Kommunen und Unternehmen hatten sich nun darüber Gedanken gemacht, wie dieser Zuwachs ausreichend versorgt werden könnte. Beide entwickelten und verwirklichten großzügige Pläne. Sie waren jedoch nicht aufeinander abgestimmt, so daß eine Reihe von Aufgaben gar nicht wahrgenommen wurden. Wer trug daran die Schuld? Wir stellten auf unserer Tagung fest, daß die Vertreter der beiden Seiten sich eigentlich nicht anders in dieser Angelegenheit verhalten hatten, als es heute noch Brauch in unserer Gesellschaft ist: sie hatten sich gegenseitig bestimmte Informationen, die zu einem vernünftigen Handeln im Interesse des Gemeinwohls nötig sind, vorenthalten. Daran wurde so deutlich, wie wir es z. B. noch nicht gelernt haben, Gemeindeverwaltungen und Unternehmensleitungen als ebenbürtige und auf einander angewiesene Partner mit einer gemeinsamen sozialen Verantwortung anzuerkennen. Warum also miteinander planen, zumal wir doch in einer freien Gesellschaft leben? In Anbetracht der entstandenen Schwierigkeiten war es wirklich die letzte Minute, in der die Kirche die vermittelnde Rolle mit diesem Begegnungsgespräch übernahm.

Dabei lag die größte Besorgnis von uns Industriepfarrern gar nicht auf dem Gebiet der unverantwortlichen Geld- und Kräfteverschwendung durch mögliche Fehlplanungen. Was uns noch viel mehr beschäftigte, war die Tatsache, daß Menschen zum Guten oder zum Schlechten von der Struktur ihrer Umwelt beeinflußt werden, in der sie leben. Die Kirche muß also warnen, wenn sich Fehlentwicklungen anbahnen. Dürfen wir mit dieser Erkenntnis dann eigentlich noch an der Einstellung festhalten, daß in einer „freien“ Gesellschaft jeder einzelne und jede Gruppe ihren Interessen und Neigungen uneingeschränkt folgen darf? Bedeutet Freiheit wirklich die unkontrollierte Verfügung über Geld und Planungsmöglichkeiten?

Die Tagungsteilnehmer beschlossen nach langen volkswirtschaftlichen, soziologischen und theologischen Gesprächen, in Zukunft enger zusammenzuarbeiten. Dennoch konnte ein deutlich spürbares Mißtrauen nicht voll überwunden werden, daß der kapitalkräftige Partner aus der Industrie seine Überlegenheit gegenüber den Kommunen ausnutzen werden. Man sollte wohl auch nicht erwarten, daß tief eingewurzelte Vorstellungen und Praktiken von heute auf morgen durch Apelle überwunden werden könnten. Mir war aber diese Erfahrung auch deshalb so wichtig, weil sie ihre Parallelen in der Zusammenarbeit der Völker findet. Werden zum Beispiel die hochindustrialisierten reichen Länder die Versuchung überwinden, kraft dieser Überlegenheit den jungen und noch schwachen Nationen die Bedingungen für eine Kooperation auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet einseitig zu diktieren? Wer von uns hat es denn schon ganz verstanden und gelernt, daß Christus nachfolgen heißt, freiwillig von den Vorrechten



Unsere neue Mitarbeiterin in Kastel, Pfarrerin Christa Springe, bei einem Empfang der Industrie- und Handelskammer Wiesbaden im Gespräch mit dem Landtagspräsidenten von Hessen und führenden Unternehmern.

abzugeben, die andere aus einer Gleichheit und Partnerschaft ausschließen?

In den letzten Monaten sind alle, die in den Kirchen diesen Fragen einer Industrie-Gesellschaft nachgehen, in eine noch engere Beziehung zu einander eingetreten. Durch eine „Europäische Konsultation für Kirche und Industrie“, die der Weltkirchenrat in Genf anregte, öffnen sich neue Wege für eine Zusammenarbeit. Ich bin nun glücklich und dankbar, daß ich hier am Ort und in der großen Gemeinschaft der Gossner-Mission an dieser Aufgabe mitarbeiten darf.

Christa Springe

UNGEPLANTE VERBINDUNGEN WERDEN WIRKLICHKEIT

Unzähligemale wurde ich bei meinen Vorträgen in den Gemeinden gefragt: Was soll dieses Jugendwohnheim und das Gossner-Haus bei einer Missionsgesellschaft?

Vielleicht zeigt gerade der Bericht eines „Ehemaligen“, warum wir das Jugendwohnheim haben. Solange wir unter dem Wort Mission nur die Bekehrung verstehen, werden wir auch schwer einen Zugang zu der Arbeit in Kastel finden. Lernen wir aber das Wort Mission wieder als Sendung verstehen, dann sind wir mitten in all den Arbeiten, die in Kastel geschehen. Denn das Jugendwohnheim wollte Heimatlosen eine Heimat geben. Gleichzeitig war ein Beitrag zu dem pädagogischen Entwicklungsprozeß zu leisten. Nachdem bei uns in der Pädagogik das Prinzip der Bewahrung gegolten hatte, ging es darum, eine Pädagogik der Bewährung zu entwickeln. Gleichzeitig standen wir vor der Aufgabe zu lernen, wie Menschen verschiedener Konfessionen, Religionen und Rassen zusammen leben können. Wie kann dies geschehen, ohne den Lebensraum des anderen einzunengen? Ist das nicht eine Aufgabe, vor der wir heute als Kirchen und Völker stehen?

Vielleicht war dies auch einer der Hauptgründe, die dazu geführt haben, daß das Gossner-Haus in

der Aufbauphase der Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Kirchen in Deutschland „Dienste in Übersee“ die Vorbereitungskurse für die evangelischen Fachkräfte, die zum Dienst nach Übersee gingen, aufgebaut und gestaltet hat. Hier ging es wieder um das Gesendetsein mitten in die ungestüme Entwicklung der Völker. Nicht nur mitzuhelfen, den sozialen Ausgleich zwischen „Arm“ und „Reich“ herbeizuführen, sondern auch neue soziale Strukturen mit zu entwickeln.

Sicherlich war dies in der Aufbauphase des Gossner-Hauses alles nicht mit in der Planung vorgesehen. Aber wenn wir heute erleben, daß die Fragen in Kastel die gleichen geworden sind wie in Rourkela, Jamshedpur, Hatia und Ranchi, dann dürfen wir voller Dankbarkeit erleben, wie Gott uns auf einen Weg zum Bau seines Reiches mitgenommen hat. Welche Parallelen tauchen in der Lehrwerkstatt in Fudi zu unserem Jugendwohnheim wieder auf!

So wissen wir uns, mit allem was wir tun, als ein Glied der Familie Gottes, die über alle Grenzen hinwegreicht, hineingestellt in die Gemeinsamkeit der Sendung, mitten in die Welt, die seine eine Schöpfung ist, zur Ehre seines Namens.

Fritz Weissinger



Missionsinspektor Weissinger (2. v. rechts), der in diesen Tagen gerade sein 15. Dienstjubiläum im Gossner-Haus Kastel begeht, ist im Kontakt mit vielen Menschen aus der Oekumene. Hier im Gespräch mit (von links nach rechts) Erzpriester Sokolowski, Bulgarien; Prof. Ziak, CSSR; Metropolit Maxim, Bulgarien, und M. Andriamanjato, Bürgermeister von Tannanariva.

Bericht eines ehemaligen Lehrlings im Gossner-Haus

Im Juni 1957 kam ich aus Rüsselsheim nach Kastel ins Gossner-Haus.

Ich war damals im 2. Lehrjahr bei der Firma Adam Opel AG in Rüsselsheim. Bis 1963 war ich in Kastel und ging dann nach Hannover und nach Essen, um an den dortigen Ingenieur-Schulen für Maschinenbau zu studieren.

Ich möchte in diesem Bericht besonders darauf eingehen, welchen Einfluß das Leben im Gossner-Haus auf mich genommen hat und was ich durch das Haus empfangen habe.

Jetzt, drei Jahre und neun Monate, nachdem ich Abschied genommen habe vom Leben im Gossner-Haus, ist vorläufig mein beruflicher Ausbildungsweg abgeschlossen. Im Juli 1966 habe ich mein Studium in Essen beendet und die Prüfung als Maschinenbau-Ingenieur abgelegt. Schaut man auf die Anfangszeit bei „Opel“ zurück, so sind nun genau zehn Jahre vergangen. Von diesen zehn Jahren war ich sechs im Gossner-Haus, die längste Zeit, die ich zusammenhängend an einem Ort verbracht habe. Mit Recht kann ich also feststellen, daß der Grundstock zu meinem jetzigen Leben im Gossner-Haus gelegt worden sein muß. Alles, was ich nach meinem Auszug anfang, ist durch das Leben und die Erfahrungen im Gossner-Haus geprägt worden.

Vielleicht müßte ich das auch sagen, wenn mein Leben nicht diesen Weg genommen hätte, wenn ich auf eine schiefe Bahn geraten wäre; denn sechs Jahre in einem Hause formen einen jungen Menschen.

Immer wird es darauf ankommen, welchem Druck ein junger Mensch Widerstand entgegensetzen mußte, und welchem man sich beugen durfte.

Beispiel für beides gab es im Gossner-Haus in Hülle und Fülle. Es kam immer auf einen selbst an, welche Anregungen man aufnahm, oder welchen Verführungen man erlag. Diese Anregungen kamen

einerseits durch Hausbewohner und ehemalige Heimbewohner, die hin und wieder zu Besuch kamen. Sie hatten es im Beruf zu etwas gebracht und konnten nun ein Vorbild sein. Zum anderen erlebten wir auch viele abschreckende Beispiele von Jungen (die meistens nur sehr kurz im Gossner-Haus waren), welche sehr schnell in schlechte Gesellschaft geraten waren und damit eine „schlechte Atmosphäre“ im Haus schufen. Zwei Wege also, zwischen denen sich jeder im Haus zu entscheiden hatte. Auch ich mußte einen wählen. Für meinen Weg habe ich mich — meiner Meinung nach — richtig entschieden; und ich kann nur immer wieder allen danken, die mir bewußt und unbewußt Beispiel waren und mir geholfen haben, wenn es manchmal schwer wurde, die Richtung einzuhalten. Diese Richtung, die im Gossner-Haus durch eine christliche Einstellung zum Leben mit seinen Alltagsproblemen gekennzeichnet wurde, behagte mir manchmal überhaupt nicht. Es ist gar nicht so verwunderlich, daß mir alles, was mit Gott und Christentum, mit Gebet und Kirche zusammenhing, lange ein Dorn im Auge war und von mir als lästiges Übel hingegenommen wurde. Doch damals faßten diese Dinge, die eigentlich verdrängt werden sollten, bei mir festen Fuß und sind dann bei mir zu einem festen Bestandteil meines Lebens und meiner Haltung zum Leben geworden. Heute weiß ich, daß ich alles, was ich erreicht habe, nur mit der Hilfe eines gütigen Gottes erreicht haben kann. Einen großen Einfluß auf meinen Lebenslauf nahm ab 1960 ein Mädchen, das ich im Gossner-Haus kennenlernte, weil sie als Praktikantin im Haus beschäftigt war. Diese Zeit war für mich die schönste im Gossner-Haus. In dieser Zeit fielen dann auch unsere kleinen Tanzabende auf dem Dachboden, an die ich mich so gern erinnere. Sie schufen eine gute Verbindung mit allen im Haus Beschäftigten; ihre Sorgen wurden dann manchmal auch unsere Sorgen, und wir Jungen konnten dann und wann auch Abhilfe schaffen. Außerdem gab es im Haus auch einige „gute Geister“ mit denen man es nicht verderben durfte; also war auch eine ganze Portion Eigennutz mit im Spiel. Muß ich jetzt noch erwähnen, daß die ehemalige Praktikantin — jetzt Energieberaterin — heute meine Verlobte ist und daß wir vorhaben, im Juni zu heiraten?

Fast erweist sich das Gossner-Haus als Zusammenführungsinstitut, denn dieser Fall ist ja nicht einmalig; ich kenne viele ehemalige „Gossner-Paare“. Auch darum ist das Haus in Kastel ein immer wieder von mir angestrebtes Ziel, um die Stellen wiederzusehen und sich an die Zeit zu erinnern, wo ein Händedruck und ein Kuß so viel bedeuteten, aber auch, um die Menschen zu sehen, die damals Erzieher waren und heute Freunde sind.

Seit 1957 ist der wichtigste Termin im Jahr für mich der 1. Advent. Um teilhaben zu können an den Sorgen, Freuden und Erinnerungen des Gossner-Hauses, muß man in seinem großen Saal diesen Tag verbringen.

Ich wünsche allen, der Heimleitung, den im Haus Beschäftigten, den Bewohnern des Gossner-Hauses, daß ein guter Gott die Hand über sie hält. Ich bin froh, im Gossner-Haus gelebt zu haben.

Günter Demme



„Weltmission heute“

1. Als der frühere katholische Priester und spätere evangelische Pfarrer in Berlin, Johann Evangelista Gossner, dessen Namen diese Versammlungsstätte trägt, im Jahre 1834 sein Missionsblatt herauszugeben begann — die berühmte und oft bespöttelte „Biene auf dem Missionsfelde“ —, war sein für das Evangelium in allen Kontinenten brennendes Herz auf die Weltmission gerichtet. Seine Boten gingen in viele Lande und seine fleißige Feder berichtete vom weltweiten Missionsgeschehen.

Wir wandeln in seinen Fußtapfen, wenn der Neubeginn in diesem Saal die Sache des Reiches Gottes auf unserer ganzen Erde, unter allen Völkern zum Thema hat. Weite Perspektiven und Dimensionen sollen diese Abende mit der Hilfe Gottes und seines Geistes bekommen. So sind jedenfalls Vorträge und Gespräche geplant, und wir hoffen, diese Linie durchhalten zu können.

2. Die kurze etwa dreißigjährige Geschichte dieses Saales hat ihre große Zeit im ersten Jahrzehnt gehabt. Er war im Kirchenkampf Gottesdienststätte der Bekennenden Gemeinde Friedenau. Wilhelm Jannasch, der vor wenigen Monaten verstorbene Mainzer Theologie-Professor, der hier Pastor war; und mein lieber Vorgänger Hans Lokies, dessen Kanzel hier stand, haben oft daran erinnert, daß Brüder und Schwestern, die dem Fleische nach aus Israel stammten, hier letzte Tröstung empfangen, bevor der letzte Gang in die schauerlichen Mordlager des Dritten Reiches anzutreten war. Das sollte in Berlin nicht vergessen werden. Der Segen, der diesen Raum geheimnisvoll inneohnt, ist also besonderer Art. Seitdem in zwei sehr nahe gelegenen Kirchen zum geordneten Gottesdienst gerufen wird, war nach einem charakteristisch unterschiedenen Dienst in diesem Raum zu fragen und ernstlich zu suchen.

3. Wenn wir davon überzeugt sind, dieser Dienst solle dem Gesamt-Thema „Weltmission heute“ gelten, so erfüllt uns durchaus das Bewußtsein, ein gewagtes Unternehmen zu beginnen. Nicht eigentlich von der Zweifelsfrage her, ob genügend Menschen aus den Berliner Gemeinden sich freimachen, den hier lebendig werdenden Fragen ernsthaft und auch regelmäßig nachzudenken. Dies Risiko muß heute jede kirchliche Veranstaltung auf sich nehmen. Eine große Aufgabe wird schon Menschen locken und innerlich beschäftigen. Das Wagnis liegt darin, ob wir Wandlung und Verheißung, bleibende Aufgabe und Neubesinnung der Weltmission heute umfassend und herausfordernd, gültig und ge-

treulich genug an diesen Abenden hörbar zu machen vermögen.

a) Verheißung und bleibende Aufgabe. Wir wollen nicht die Leute sein, die hier mit billigen Worten Grenzen und etwaige Versäumnisse der Väter der Mission breit entfalten in der irrigen Meinung, solche Kritik schon hebe das Werk heraus, das wir heute tun. In der Einfalt und Klarheit der Erfassung des Sendungsauftrags sind uns die, die vor uns waren, wahrscheinlich voraus gewesen. Gewiß waren ihrem Dienst Grenzen gesetzt, und die Situation des vorigen Jahrhunderts hat ohne Zweifel auch Versäumnisse zur Folge gehabt. Aber Gottes Verheißung hat jene Boten beflügelt und für Gottes Welt hoffen und wirken lassen. Und die bleibende Aufgabe der Mission haben sie so unüberhörbar aus der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments vernommen, daß wir heute nur darum bitten können, dies möchte sich auch an unserer skeptischen, hin- und hergerissenen um im Glauben mannigfach angefochtenen Generation neu ereignen.

b) Wandlung und Neubesinnung. Unsere gefährdete, dunkler gewordene Welt, in der in den letzten Jahrzehnten christliche Völker besonders schwere Schuld und Verstörung für andere Nationen mit nur wenigen Christen auf sich geladen haben, muß dem Sendungsauftrag Jesu Christi ganz gewiß neu begegnen und ihn kühner ergriffen sehen. Den Wandlungen auf unserer näher zueinander gerückten Menschenwelt wird sicherlich auch eine tiefgehende Neubesinnung der Christenheit entsprechen müssen. Und es ist gewiß nicht nur die Frage, wie der Sauerteig des Evangeliums den Teig der Menschheit durchsäuert. Es gilt zu erkennen, wo die Schwerpunkte liegen, die Akzente zu setzen sind und die Entscheidungen getroffen werden müssen. Es ist die an uns persönlich gerichtete Frage wie sie der ganzen Kirche Jesu Christi gilt, daß in Sachen der Mission wirklich ein Neues gepflegt wird.

Das Bleibende festzuhalten und zu neuem Aufbruch bereit zu sein, ohne der Täuschung zu unterliegen, die Welt „verchristlichen“ zu wollen und zu können — das beides miteinander kennzeichnet die Lage und Aufgabe der „Weltmission heute“ und wird oft genug unser Reden, Hören und Fragen hier beherrschen.

4. Bleibt noch eine letzte, wichtige Bemerkung, die dem Ganzen dieses Vorhabens dient und gerade heute — angesichts des ersten Abendvortrags und auch des biblischen Wortes über Matthäus

4,23 — Bedeutung hat: Wir lassen uns nicht in einen Gegensatz von Mission und Diakonie hineintreiben, wie er heute vielfach entfacht wird, und reden nicht von der „eigentlichen Missionsarbeit“ (der Verkündigung unter den Völkern) und dem Helfen und Heilen als einem zweitrangigen, nur mittelbaren Teil des Sendungsauftrages. Wenn Jesus lehrte und predigte und heilte; und dies dreifache Tun die Einheit und Fülle seines Heilandsamtes ausmachte, so wollen wir auch darin seinen Fußtapfen folgen und nicht auseinanderreißen, was zusammengehört.

Jawohl, aus Gründen der Arbeitsteilung haben die Kirchen heute weithin und besonders der Ökumenische Rat verschiedene Arbeitsstäbe je für die missionarische und die diakonischen Aufgaben. Das ist kein Grund, zumal enge Koope-

ration erfolgt, von einer Gegensätzlichkeit her zu denken oder gar zu reden.

Aber auch dies wie das vorher unter 3) Gesagte wird noch oft in den Abenden unseres Beisammenseins anklängen.

Und nun lassen Sie uns den Herrn bitten, daß er uns reichlich segne und viel Frucht wachsen lasse, wenn wir uns unter seinem Befehl und seiner Verheißung versammeln als hörende, tragende, bitende und zur Arbeit willige Schar von Christen, die Seinem Reiche in aller Welt dienen möchte. Der Tisch und die Gemeinschaft, zu der der Herr seine Menschenkinder aus allen Rassen, Völkern und Sprachen einlädt — wer sollte an der tiefen Wahrheit des Bildes von Willy Fries vorbeisehen können! — ist wirklich für alle offen. Darum „Weltmission heute“!
Christian Berg

Ein „Gossner-Roman“?

Der frühere Präsident der Gossner-Kirche in Indien, Pastor Joel Lakra, einmal vor die Frage gestellt: „Wie könnt ihr nur eine ganze Kirche nach einem Menschen nennen?“, stellte lächelnd die Gegenfrage: „Und wie könnt ihr eine Missionsgesellschaft, nämlich die Gossner-Mission, nach einem Menschen nennen?“ Man einigte sich in der gemeinsamen Antwort: Nicht um einen Menschen — eben Gossner — zu rühmen, sondern um Gott für einen Menschen zu danken, den er sich als ein besonderes Werkzeug erwählt und zu einem besonderen Dienst — auch durch viele Verfolgungen und Leiden — zugerichtet habe. In der Tat hängen Gossners Leben und Werk aufs engste zusammen, so daß niemand, der es unternimmt, über Gossners Werk zu schreiben, an seiner Person und seinem Leben vorbeigehen kann.

So gab denn der unmittelbare Nachfolger Gossners in der Leitung seines Werkes, Dr. Prochnow, die erste „biographische Skizze“ über Gossner schon ein Jahr nach dessen Tod (1858) heraus. Sie bildete den Anstoß zu einer ganzen Reihe von kleinen traktatähnlichen Lebensbeschreibungen Gossners, auch in nichtdeutschen Sprachen. Die erste umfassende und grundlegende Biographie Gossners erschien zu seinem 100sten Geburtstag (1873) und stammt aus der Feder Hermann Daltons. Um das Lokalkolorit und die geistige Atmosphäre der Personenkreise, unter denen sich Gossners Leben und Werk entfaltete, an Ort und Stelle kennenzulernen, besuchte der Verfasser nach und nach die Wirkungsstätten Gossners und seiner Sendboten, nicht nur in Deutschland und Rußland, sondern in Amerika und zuletzt auch in Indien. Dem breitangelegten und in jeder Hinsicht zuverlässigen Werk merkt man es an, daß der Verfasser noch in großer Zeitnähe zu Gossner und mitten im Ausstrahlungsgebiet seiner Persönlichkeit steht. Leider ist das Buch seit seiner dritten Auflage (1898, 533 Seiten) vergriffen.

Unter der neueren Gossner-Literatur sollen nur zwei Titel hervorgehoben werden: die zur Jahrhundertfeier der Gossner-Mission (1936) verfaßte

Jubiläumsschrift von H. Lokies „Johannes Gossner — ein Bekenner und Diener Jesu Christi“, die den Versuch darstellt, Gossners Leben und Werk aus der Sicht und den Glaubenserfahrungen der Bekennenden Kirche als gegenwartsnah und auch für die Zukunft fruchtbar aufzuzeigen; und die große Gossner-Biographie von Prof. Lic. Walter Holsten „Johannes Gossner — Glaube und Gemeinde“ (1949). Der Verfasser bietet hier nach seinen eigenen Worten nicht nur eine Auseinandersetzung von geschichtlichen Notizen, sondern schreibt wirkliche Missionsgeschichte; er versucht, seine Aufgabe als eine theologische zu verstehen und zu lösen. Sein Buch hat auch dadurch einen Einzigartigkeitswert, weil es als letztes aus Akten erarbeitet wurde, die zum größten Teil bei dem Brand des Missionshauses (1945) vernichtet worden sind.

Abschließend sei für alle, die ein tieferes Interesse für die Geschichte Gossners und seines Lebenswerkes haben, auf die „Evangelische Kirchengeschichte Bayerns“ von D. Lic. Matthias Simon und eine Reihe von Einzelarbeiten hingewiesen, die er durch den Verein für bayerische Kirchengeschichte herausgegeben hat, z. B. „Johannes Michael Feneberg und die Allgäuer Erweckungsbewegung“ von Hildegard Dussler.

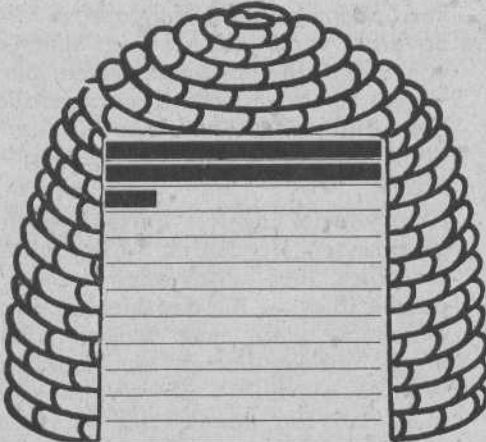
Aber wieviel und wie vielseitig auch über Gossner geschrieben worden ist — erbaulich oder wissenschaftlich, theologisch oder kirchen- und missionsgeschichtlich — für den Liebhaber der Geschichte Gossners blieb eine, freilich unausgesprochene Frage unbeantwortet, ein kaum eingestandener Wunsch unerfüllt — obwohl alles gewissermaßen in der Luft lag: nämlich der Wunsch und die Frage, ob nicht einmal jemand kommen und mit der Gabe dichterischer Gestaltung das ganze so fleißig gesammelte biographische Material in eine Erzählung, einen Roman oder gar in ein Drama umformen könnte. Denn dramatisch genug verläuft ja das Leben Gossners, nicht abseits der großen Straßen, sondern mitten in den Brennpunkten des Zeitgeschehens. Nun: dieser Wunsch ist jetzt in Erfüllung gegangen, durch das Buch von Charlotte Sauer „Fremdling und Bürger, Lebensbild des Johannes Evangelista Goss-

ner", Ev. Verlagsanst. Berlin (1966). Hier wird in der Art einer historischen Novelle über Gossner und die Männer und Frauen um Gossner lebendig erzählt. Das sind keine blassen Namen und Schatten aus der Vergangenheit mehr, sondern Menschen aus Fleisch und Blut, die ihrem Charakter gemäß handeln und sprechen. Die Verfasserin führt den Gang der Erzählung — und darin liegt die Wahrheit ihrer Erzählkunst — möglichst an der Wirklichkeit dessen, was einmal war und geschah, entlang. So ist nicht alles, was da geschrieben wird, frei erfunden. Die Verfasserin wendet hier einen überaus glücklichen Kunstgriff an, indem sie Auszüge aus Gossners Tagebuch und ganze Partien aus seinem Briefwechsel einfach in Gespräche und Selbstgespräche umwandelt. Wo sie aber — immer mit überlegener Zurückhaltung — ihrer Phantasie mehr Raum gibt und frei erfindet, erfindet sie gut: Szenen, die, wenn nicht wirklich, so doch innerlich wahr sind, wie z. B. jene auf der Baseler Rheinbrücke, als Gossner sich entscheidet, nicht aus der römisch-katholischen zur schweizerisch-reformierten Kirche überzutreten. Es gibt ganze Kapitel, die man mit atemloser Spannung liest, so z. B. jenes, das die geradezu ominöse Überschrift trägt: Sambüga, 1815. Dabei handelt es sich gar nicht um ein Unheilszeichen, ein „Omen“, sondern um den Namen einer historischen Persönlichkeit, ausgestattet mit der dämonischen Gabe zur Intrige, der es gelingt, das Verbleiben Gossners in Bayern für immer unmöglich zu machen. Ähnliches gilt für das Kapitel mit der Überschrift: Der Sturm zieht sich zusammen, 1824. Hier werden die dramatischen

Vorgänge geschildert, die zur Ausweisung Gossners aus Rußland führten. Mit einer besonderen Liebe zum Detail schildert die Verfasserin als Berlinerin die langjährige Wirksamkeit Gossners in Berlin. Vor allem aber darf man ihr dafür dankbar sein, daß sie die Hauptperson, also Gossner selbst, nicht idealisiert, sondern ihn auch in seinen menschlichen Schwächen und Anfechtungen zeigt. Er ist durchaus nicht immer der sanfte und weise „Vater Gossner“, wie ihn sein Altersbild zeigt: mit weißen Locken, die Samtmütze auf dem Kopfe, im bequemen Ohrensessel ruhevoll zurückgelehnt. Gossner hatte ein ausgesprochen männliches Temperament. Bei aller inneren Güte konnte er herrlich zürnen und auch „zu streng“ und schroff sein. Wie gut, daß dann ihm, dem Unverheirateten, als „ein ausgleichendes Prinzip“ Frauen zur Seite standen und begebeneten, wie Itta, seine treue „Hauserin und Lebensgefährtin“, die Gräfin Reden auf Schloß Buchwald (Schlesien), die leidgeprüfte, sensible Luise Rachardt (Halle) und die vornehm-kühle Hamburgerin Amalie Sieveking, die doch demütig genug war, um unter Gossners Rat und Segen die erste Diakonisse in Deutschland zu werden. All' das und noch viel mehr wird von Charlotte Sauer auf 310 Seiten anschaulich erzählt. Die Gossner-Mission dankt der Verfasserin für dieses, auch für ihre Arbeit wertvolle Buchgeschenk und empfiehlt allen ihren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, im besonderen auch den Lesern ihres Missionsblattes, sich mit diesem jüngsten Gossner-Buch gegenseitig zu beschenken.

Hans Lokies

Januar	
Februar	
März	
April	
Mai	
Juni	
Juli	
August	
September	
Oktober	
November	
Dezember	



Unsere Gabensammlung für die Indienarbeit

sollte vom 1. Januar bis 31. März 1967

betragen 88 500,— DM

Sie beträgt 60 236,54 DM

Wir haben zu wenig gesammelt.

Indien-Arbeit: Gossner-Mission, 1000 Berlin 41, Handjerystr. 19–20. Postscheckkonto Berlin West 520 50
Bankkonto: Berliner Bank, Dep.-K. 4, 1 Berlin 41, Konto Nr. 7480

Industrie-Mission Westdeutschland: Gossner-Mission, Wiesbaden-Kastel, Johannes-Gossner-Straße 14
Postscheckkonto Hannover 1083 05

Lettner-Verlag GmbH., 1 Berlin 41. Einzelpreis 0,20 DM / Druck: Buchdruckerei Walter Bartos, 1 Berlin 61
Bildnachweis: Gossner-Archiv (12)

Die Gossner-Mission

A 20759F



Miteinander - füreinander

Direktor Schwerk
am Zeichentisch in Fudi

Inhalt:

Probleme der Diakonie	Seite 3
Im religiösen Dschungel Indiens	Seite 10
Neue Impulse für die Mission der Gossner-Kirche	Seite 12
Takarma: Neue Aufgabe für Schwester Ilse Martin	Seite 14

Berlin • Mai/Juni 1967

3

Bericht von Präsident Aind, Ranchi,
über die Missionsarbeit in den Mikirbergen
in Assam vom 29. März 1967.

Etwa sieben Jahre sind vergangen seit der Bezirk Assam der Gossner-Kirche die Missionsarbeit in den Mikirbergen begann. Zu Anfang wurden zwei Reisekatechisten nämlich Suleman Horo und Amritlal Minz mit dem Dienst beauftragt. Da die Mikirberge ein autonomer Distrikt Indiens sind, ist offene Missionstätigkeit nicht möglich. Die Tür für diese Missionsarbeit öffnete sich, als ein evangelisch-lutherischer Christ mit Namen Suleman Tete gefunden wurde, der seit 20 Jahren unter den Mikirs in dem Dorf Rangagora wohnte. Dieser Suleman Tete gab sich dem Dienst unseres Herrn hin. Da er die Sprache der Mikirs kennt und mit den Lebensgewohnheiten der Mikirs vertraut ist, wurde er ein bedeutsames Werkzeug für die evangelische Arbeit unter ihnen. Zurzeit sind es zwei andere Kräfte, die mit ihm in der Arbeit stehen, nämlich der junge Theologe Matthias Sormat und der Katechist Samuel Horo.

Der 9. Oktober 1964 wird als einer der bedeutsamsten Tage in der Geschichte der Gossner-Kirche angesehen werden, weil an diesem Tage die ersten fünf Mikirs getauft wurden. In Verfolg dieses Ereignisses hat sich die erste Mikirgemeinde mit 20 Gliedern konstituiert. Sechs weitere Katechumenen sind bereit, sich taufen zu lassen, und es wurde mir berichtet, daß in nächster Zukunft 45 weitere Menschen in den Taufunterricht eintreten würden. So scheint also große Hoffnung auf das Wachstum der Arbeit zu bestehen.

Da die Sprache der Mikirs sehr viele Besonderheiten aufweist, mußte bereits der Gedanke erwogen werden, die erste Kirche nur für die Mikirs zu errichten, und unsere Überlegungen gehen dahin, die erste kleine Kapelle in ihrem Gebiet zu errichten. Wenn dies geschehen sein wird, besteht durchaus die Hoffnung, daß mehr Menschen gewonnen werden.

Dicht bei dem Dorf der jungen Mikirchristen ist ein Stück Land von etwa 20 Äckern erworben worden. Dieses als Missionsstation vorgesehene Gelände hat eine besonders gute Lage an der großen Überlandstraße. Noch sind die vorbereitenden Baumaßnahmen nicht getroffen, aber es ist zu erwarten, daß das im Namen der Gossner-Kirche bald geschehen wird, wenn die notwendigen rechtlichen Schritte getan sein werden, können die Häuser für den Pastor und den Katechisten errichtet werden.

Was unsere zukünftigen Pläne für eine segensreiche evangelistische Arbeit unter den Mikirs betrifft, so planen wir, Mitarbeiter unter den Mikirs selber zu gewinnen. Sechs junge Mikir-Studenten befinden sich bereits in der Ausbildung, einer von ihnen in der Lehrfarm Khuntitoli, zwei von ihnen auf der Oberschule in Tezpur, und drei sollen in die Katechistenschule nach Govindpur gesandt werden. Nach Abschluß ihrer Ausbildung möchten wir sie in ihre Dörfer in den Mikirbergen zurücksenden, damit sie dort als Katechisten und in landwirtschaftlicher Arbeit zu wirken beginnen.

Der Arm des Herrn...

„Die Inseln warten auf mich und warten auf meinen Arm“

(Jes. 51, V. 5).

Als wir uns am 6. April im Gossner-Saal versammelten, um uns zum siebten Mal seit Beginn des Jahres auf einen Ausschnitt der großen Aufgabe „Weltmission heute“ zu besinnen und unter einem erregenden und bewegenden Vortrag von H.-J. Hofmann, Stuttgart, unser Nachdenken auf die Bedeutung des Evangeliums für die 200 Millionen Menschen Latein-Amerikas richteten, da war die Losung jenes Tages aus dem Propheten Jesaja vom „Warten der Inseln auf den Arm des Herrn“ für uns bedeutungsvoll. Die „Inseln“ — das ist für die Heilige Schrift das äußerste Ende der Erde, das sind die damals noch nicht einmal bekannten Bereiche der „Ökumene“, wo aber gewiß auch Menschen als geliebte Geschöpfe Gottes auf seine Offenbarung warten, auf das Kundwerden Seiner Gerechtigkeit und Seiner Liebe. Die „Inseln“ sind also zugleich die äußerste Herausforderung der Mission der Jünger Jesu Christi, daß sie dort Seinen Namen und Sein Heil bekanntmachen und auf das „Harren“ die Antwort bringen.

Der „Arm des Herrn“ hat also nicht begrenzte Reichweite, sondern er umgreift sie alle, die — scheinbar unbekannt und verloren, wie auch vergessen oder übersehen — ihre Existenz am äußersten Rand des Lebens haben, auch wenn die heutige technisierte Menschheit — wiederum scheinbar! — zu den letzten Geheimnissen vorgedrungen ist oder auf dem Wege zu sein vermeint, sie zu enträtseln. Der Arm des Herrn will sie erfassen, zu sich ziehen und sie festhalten.

1) Der Arm des Herrn, der gewaltig ist, wird herrschen (Jesaja 40, 10). Gott, der Vater Jesu Christi, will Gerechtigkeit herstellen — bis zu den fernsten „Inseln“. „Er übt Gewalt mit seinem Arm und zerstreut, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn“ — so jubelt Maria, die Mutter des Heilands (Luk. 1, 51). Die Christenheit darf an der Gewißheit festhalten und sie in jeder Generation neu ergreifen, daß Gottes Arm die mächtige Unruhe in der Welt ist: Er stürzt und wirft in den Staub, er zerbricht den Übermut und läßt die — scheinbar — Gewaltigen scheitern, er läßt die Mächtigen nie endgültig triumphieren, sondern bringt Diktatoren und Tyrannen und Stolz auf dieser Erde zu Fall. Denn er ist ein Anwalt der Armen, und sie harren nicht vergeblich auf seine Gerechtigkeit und sein Heil. Wie könnten wir fröhlich und getrost in Seiner Sendung stehen, wenn wir nicht die überlegene Macht und die unwiderstehliche Kraft des Armes Gottes hinter und über uns, vor uns und mit uns wüßten!! Trotz uns kleingläubigen Christen — der Arm des Herrn ist auf dem Plan und die gewisseste Realität.

2) Aber das Zerschlagen und Widerstehen — es ist nicht Gottes liebstes und eigentliches Tun. Es steht im Dienst und ist Vorstufe dessen, worauf ER wahrhaft brennt: Daß Sein Arm ziehen und heimholen, beschützen und tragen darf, was sich — bis zu den fernsten „Inseln“, ob sie diese Sehnsucht und dies Harren selber klar verstehen oder nicht — aus Seiner großen und weiten Schöpfung nach Seiner Liebe und väterlichen Erbarmung ausstreckt. Es ist deshalb nicht überraschend, daß die Stellen der Heiligen Schrift gegenüber den vorher genannten überwiegen, in denen der „Arm des Herrn“ gerühmt wird, der erlöst und trägt, heimholt und an Sein Herz zieht (2. Mose 6, 6; 5. Mose 33, 27; Jesaja 40, 11; 66, 12 usw.).

Ich meine, es ist nicht zuviel gesagt, wenn die Mission der Jünger Jesu Christi sich gerade als dieser heimholende Arm Gottes versteht. Darin hat sie ihren Auftrag, ihre Würde und ihre Vollmacht. Der Arm Gottes — im richtenden Zerschmettern und im barmherzigen Zu-sich-Ziehen — kann souverän mancherlei Instrumente gebrauchen. Und er tut das auch.

Aber als Leute, die um die Sendung dieses Herrn bis zu den auf ihn wartenden „Inseln“ in den geographisch entlegensten und menschlich notvollsten Bereichen unserer Erde wissen, sollen wir diese selige Kunde ausbreiten, diese unerhörte Nachricht weitergeben und mit unserem Dienst bestätigen: Da ist ein Herr, wir haben einen Gott, dessen Arme ausgebreitet sind, um seine Geschöpfe in aller Armut und Verlassenheit aus unergründlicher Liebe zu sich zu ziehen und in Seiner Gemeinschaft festzuhalten. Welcher Bereich dieser Erde — bis zu den fernsten „Inseln“ bedürfte dieser wirklich guten Botschaft nicht?

Christian Berg

Probleme der Diakonie in der Gossner-Kirche

Als der so früh verstorbene Executivsekretär des Deutschen Evangelischen Missionsrates, Dr. Jan Hermelink († 1961), von einer seiner letzten Weltreisen, die ihn auch nach Indien geführt hatte, zurückgekehrt war, sagte er mir in einem persönlichen Gespräch etwa folgendes: Er habe den Eindruck gewonnen, daß viele der selbständig und eigenverantwortlich gewordenen jungen Kirchen Asiens unter der Last zu groß, von den Missionen errichteter Institutionen (Schulen, Hospitäler, Ausbildungsstätten usw.) seufzten und diese Bürde personell und finanziell keinesfalls allein zu tragen vermöchten; im Bereich von Chotanagpur aber fehlte es nach seiner Meinung an Stätten diakonischer Arbeit, die christliche Strahlungskraft besäßen und die Richtung anzeigten, in der eine junge christliche Kirche der erschütterten und in Wandlung begriffenen Gesellschaft ihres Landes zu dienen habe. Daß für diesen Sprecher deutscher evangelischer Missionsarbeit diakonische Arbeit ein unveräußerlicher Teil der Sendung der Christenheit war, ging klar auch aus einer solchen Bemerkung hervor.

Noch unter der Leitung der Gossner-Mission durch D. Hans Lokies erfolgte denn also nicht zufällig in diesem Gebiet die Gründung des Hospitals Amgaon (1955), sowie in den letzten Jahren seiner Wirksamkeit die Planung und Errichtung der Handwerkerschule in Fudi und der Lehrfarm in Khuntitoli (1960/61), die Anfang 1963 mit der Einweihung beider diakonischer Zentren der Gossner-Kirche in meiner Anwesenheit abgeschlossen wurde. Die Aktion BROT FÜR DIE WELT hatte dafür die entscheidende Hilfe gewährt. War damit ein dringender geistlicher Nachholbedarf für das Leben einer jungen Kirche geleistet und eine Weiche für ihren Dienst gestellt? Oder wurde die Gossner-Kirche überfordert, für diese Zentren zum Segen ihres eigenen Lebens und zur Erfüllung ihres Auftrags die Verantwortung übernehmen zu sollen?

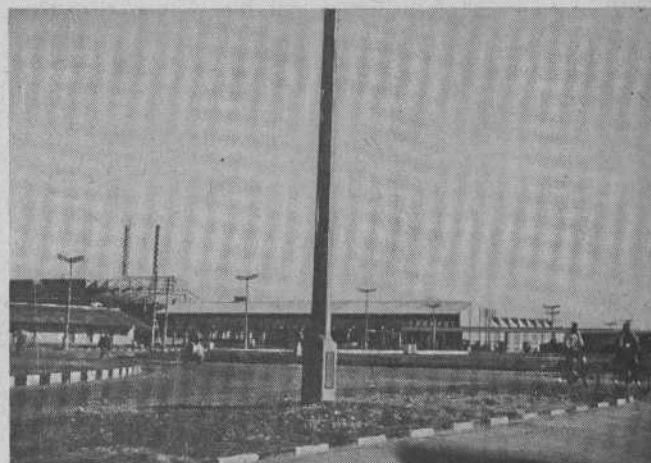
Auf diese sehr bedeutsame Frage sind — nach der einen oder anderen Richtung hin — sehr dezidierte und begründete Antworten gegeben worden. Es scheint uns sowohl fruchtbar wie notwendig, nicht für den einen oder anderen Beantworter vorschnell Partei zu ergreifen, sondern die schweren Probleme und Fragen etwas zu entfalten, die mit dem Arbeitsbeginn dieser diakonischen Zentren in der Tat entstanden sind.

★

Noch eine Vorüberlegung grundsätzlicher Art! In einer Arbeitsgruppe eines der letzten Deutschen Evangelischen Missionstage waren für den diakonischen Bereich missionarischer Tätigkeit zwei Grundbestimmungen aller schon wirkenden oder noch entstehenden diakonischen Zentren herausgestellt worden:

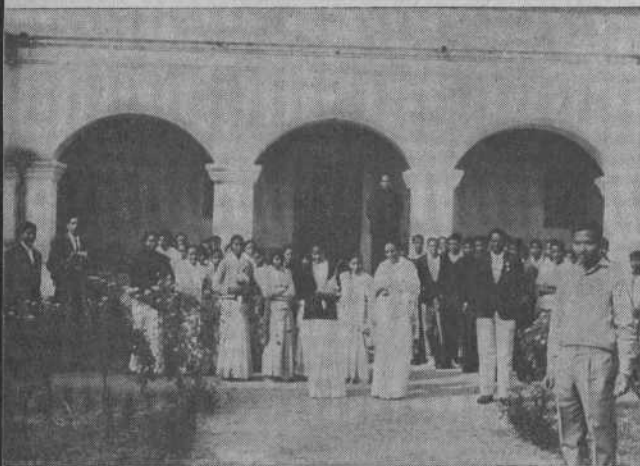


Die in den letzten fünf Jahren erbaute Industriestadt Hatia bei Ranchi



Nah den Fabrikhallen wird diese ländliche Kirche der Gossner-Kirche renoviert; trotzdem paßt sie nicht in die sich verändernde Landschaft





Die Junge Gemeinde in Ranchi kommt nach dem Gottesdienst im Jugend-Zentrum zusammen

Meilenstein ökumenischer Zusammenarbeit

Interkonfessionelles Kuratorium für christliche höhere Schulen gebildet.

(Tambaram, Indien) — Als Meilenstein in der Geschichte ökumenischer Zusammenarbeit in Indien gilt die soeben angekündigte Bildung eines Kuratoriums für christliche höhere Schulen, in dem 120 katholische, protestantische und orthodoxe Colleges des Landes vertreten sind. Der Beschluß wurde von führenden Leitern christlicher Bildungsinstitute auf einer Tagung im Christlichen Institut in Madras als Höhepunkt einer vom Institut für Sozialstudien in Den Haag und vom Internationalen Institut für soziale und sozio-religiöse Forschung in Brüssel durchgeführten Studie gefaßt.

Auf der Tagung, die am 5. Januar zu Ende ging, sprach der römisch-katholische Erzbischof von Bombay, Kardinal Gracias, von einer dreifachen Orientierung der christlichen höheren Schulen in Indien. Sie tragen, nach den Worten des Erzbischofs, den Erfordernissen nationaler Entwicklung Rechnung, streben ein hohes Unterrichtsniveau an und fördern die sittlichen und geistigen Werte. Auch der stellvertretende Generaldirektor von UNESCO, Dr. Malcolm Adiseshai, wies auf den verantwortlichen Beitrag des Erziehungswesens zur Entwicklung eines Landes hin. Der Premierminister von Madras forderte die Leiter christlicher höherer Schulen auf, ihre Aufmerksamkeit auch der mangelnden Studentendisziplin an den indischen Universitäten zu widmen. Metropolit Lakdasa de Mel (Anglikanische Kirche von Indien, Burma, Pakistan und Ceylon) appellierte an die Tagungsteilnehmer, für die christliche Erziehung an höheren Schulen in jeder Hinsicht höchste Maßstäbe aufzustellen.

Den Vorsitz in Madras führte Father Paul Verghese. Zu Amtsträgern des neugebildeten Kuratoriums wurden folgende Persönlichkeiten ernannt — als Präsident: Dr. P. T. Ghandy (Anglikaner), Leiter des St. Johns-College in Agra; als Generalsekretär: P. Theo Mathias, Direktor des jesuitischen Kuratoriums für Erziehungsfragen in Neu-Delhi (röm.-kath.); als Sekretär: Dr. David Moses, Leiter des Hislop-College in Nagpur (evangelisch).

Ökumenischer Pressedienst — 12. 1. 1967

Einmal sollten sie — beispielhaft und in die Zukunft weisend — auf eine echte und ungelöste Not der bestehenden Gesellschaft antworten, in der die Kirche zu Zeugnis und Dienst in Tat und Wort gerufen ist. Denn sie ist Kirche für die Welt und nicht abseits von ihr. Das gibt ihr auch die Fähigkeit, beweglich zu bleiben und nicht statischer Selbstgenügsamkeit zu verfallen, anstatt dynamisch offen zu sein.

Zum anderen dienen solche Stätten der Einübung christlicher Dienstgruppen. Die heidnische Umwelt gerade in Indien kennt für den praktischen Dienst am leidenden Nächsten entsprechende Zentren nur unzureichend.

Sowohl innerkirchlich in der klaren Erfassung ihrer Aufgabe, wie nach außen hin als Hoffnung ausstrahlendes und Beispiel gebendes Zentrum, vermögen solche diakonischen Arbeitsstätten eine hohe Bedeutung zu erlangen und die Sendung der Kirche insgesamt zu stärken.

Aber welche Nöte und Fragen sind zu beantworten, welche Probleme und Widerstände zu überwinden? Die Erfahrungen in der Gossner-Kirche während der letzten Jahre sind sehr mannigfaltig und aufschlußreich.

1.

Da sind zuerst die personellen Fragen. In der Regel hat eine junge Kirche nicht die Männer und Frauen, die zugleich geistlich und fachlich so ausgebildet sind, daß die Leitung solcher diakonischen Zentren ganz oder auch nur teilweise von ihnen übernommen werden kann. So war und ist es jedenfalls bei der Gossner-Kirche im Bergland von Chotanagpur. Der Beginn und Aufbau in Amgaon, Fudi und Khuntitoli waren nur denkbar, indem der seit Jahrzehnten autonomen Kirche geeignete Männer und Frauen aus den Kirchen Europas — in diesem Fall durch die Mission — zur Verfügung gestellt wurden. In welcher Zeitspanne es gelingt, einheimische befähigte Menschen zu finden, heranzubilden und ihnen die leitende Verantwortung zu übergeben, das ist im Fall der Gossner-Kirche und ihrer diakonischen Zentren eine noch offene Frage.

Wesentlich dafür ist freilich, daß sowohl die indische Kirche selber wie auch die ausländischen Leiter der Institutionen von der Dringlichkeit gerade dieser Entwicklung — ihrer Beschleunigung, wenn auch ohne Überhastung — durchdrungen sind. Das innere Wachstum muß in diese Richtung verlaufen. Andernfalls bleiben diese Stätten im Bewußtsein vieler Gemeinden und Glieder der Kirche Fremdkörper. Eine Mischung verschiedener Empfindungen diesen Arbeitszentren gegenüber ist dann festzustellen: Stolz und Freude, daß in ihrer Mitte und in ihrem Namen ein solches Werk geschieht; selbstverständliche Annahme, daß sie für Gedeihen und Entwicklung nicht verantwortlich seien, weil nach der personellen und finanziellen Seite hier die eigenen Kräfte für die Leitung und lebendige Aufrechterhaltung noch nicht vorhanden sind. Es droht das bequeme Gefühl vorzuherrschen: Dies wird für uns, aber nicht von uns getan.

Es hätte z. B. nicht über ein Jahrzehnt vergehen dürfen, ohne daß auch nur der Gedanke aufkam, jemand von den jungen ärztlichen Kräften aus den Reihen der Gossner-Kirche — die vorhanden sind!! — müsse unbedingt in die Arbeitsgruppe dort in Amgaon eintreten.

Es gibt junge Techniker unter den Christen der Gossner-Kirche. Deren Einfluß auf sie, an der Arbeit in der Handwerkerschule in Fudi teilzunehmen, ist bis zur Stunde gering, jedenfalls ergebnislos.

Besser steht es in Khuntitoli. Hier sind indische Brüder an der Seite von Herrn Bruns schon in hohem Maße an der Mitverantwortung beteiligt, so daß dieser unlängst mitteilen konnte: In einiger Zeit werde ich nur noch über dem Ganzen zu schweben brauchen.

Wir sollten uns vor ungerechtem Urteil hüten: Die

fast 150 Primär-, Mittel- und Oberschulen der jungen Gossner-Kirche stehen unter indischer Leitung; ebenso die drei Ausbildungsstätten der Kirche (das Theologische College, die Tabithaschule und das Katechistenseminar), wie auch die Kirchliche Druckerei und die ihr angeschlossene Ausbildung für Druckerlehrlinge. Das ist nach wenigen Jahrzehnten der Selbstständigkeit dieser Kirche nichts geringes, wenn man sich dazu noch vor Augen hält, daß auch die große Missionstätigkeit, die Frauen- und Jugendarbeit der Kirche von indischen Brüdern und Schwestern leitend wahrgenommen wird. Wollten wir in dem allen zu kritischen Urteilen neigen, sollten wir sehr zurückhaltend bedenken, daß hier mit Recht indische Wachstumsgesetze veranschlagt werden müssen, und daß von der finanziellen Seite her inmitten aller Armut der Menschen große Beschränkungen für eine rasche Entwicklung obwalten. Aber eben, auch in der diakonischen Arbeit muß das Ziel klar sein: Die Leitung dieser Zentren caritativer Arbeit (Amgaon) oder sozial-erzieherischen Dienstes (Fudi und Khuntitoli) gehört so bald als möglich in indische Hände. Darauf ist planmäßig von allen Verantwortlichen hinzuwirken.

2.

Eine andere Frage aber spricht in dem allen entscheidend mit, die der finanziellen Mittel. Gerade die Diakonie, so gewiß der Geist der sie übenden Menschen und Gemeinden entscheidend ist, kann ohne geldliche Ausstattung nicht getan werden. An diesem Punkt aber brechen eine Fülle von Problemen auf, denn

a) der Dienst eines Krankenhauses braucht ständig laufende Zuschüsse; ein schlichtes Dschungel-Hospital in Indien nicht von so schwindelnder Höhe wie ein deutsches Krankenhaus. Gegen sie nehmen sich die jährlichen Hilfen der Gossner-Mission für Amgaon mit etwas über 100 000,— DM bescheiden aus. Aber dennoch, für die Gossner-Kirche ist die Aufbringung auch nur eines annähernd so hohen Betrages für ihren Dienst an Kranken und Leidenden vorderhand noch undenkbar. Hier wird Mithilfe von außen — seitens der Mission oder in absehbarer Zeit vielleicht durch zwischenkirchliche Hilfe — noch längere Zeit unerläßlich sein.

Auch noch in den Stätten sozial-diakonischen Dienstes in der Phase ihres Aufbaues, in der sich die Handwerkerschule Fudi und die Lehrfarm Khuntitoli zweifellos noch befinden! Obwohl in ihnen das Ziel nicht illusionär ist, daß sie sich eines Tages selber tragen, wenn tüchtige Planung und Verwaltung fernerhin am Werk bleibt. Die jetzige Entwicklungsphase muß aber nüchtern gesehen und bejaht werden.

b) Aber an zwei anderen Punkten sind die Nöte noch drückend und die Probleme ungelöst. Einmal ist es schwer, kompetente Leitungsgremien (Kuratorien, Vorstände) für diese diakonischen Zentren zu gewinnen. Sie sind aber unerläßlich, wenn diese Werke wirklich in der Kirche wurzeln und von ihr getragen werden sollen. Die leitenden Männer aus Deutschland dürfen nicht bei aller notwendigen Unabhängigkeit einsam und in ihrer Verantwortung allein gelassene Leute bleiben. Es fehlen aber der Kirche noch die sachkundigen Männer und Frauen, die angesichts der heutigen Erfordernisse für ein modernes 'management' (Leitung) solcher Institutionen klares Urteil, praktischen Rat und wirklich hilfreiche und verantwortliche Unterstützung gewähren können. Das aber brauchen die z. Zt. tätigen Brüder Bruns, Rohwedder und Schwerk bei der Wahrnehmung ihrer großen Aufgaben. Und in die Vorstände in größerem Umfang Männer aus den Reihen der Nichtchristen oder seitens der Regierung zu berufen, kann ja nicht ratsam sein, weil das unweigerlich die Verschiebung dieser Stätten von der christlich-dia-

BROT FÜR DIE WELT

hilft landwirtschaftlicher

Genossenschaftsarbeit der Gossner-Kirche

Auf seiner letzten Sitzung hat der Verteilungsausschuß BROT FÜR DIE WELT einen für uns sehr erfreulichen Beschluß gefaßt: Die Bemühungen von Direktor Bruns/Khuntitoli zum Aufbau eines landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens in Süd-Bihar mit einer Hilfe von 210 000,— DM zu unterstützen. (Vgl. Artikel von Ing. Bruns in der „Gossner-Mission“ Nr. 5/1966). Wir dürfen eine erfreuliche Auswirkung dieser namhaften Hilfe erwarten und stellen darüber in einer der nächsten Nummern unseres Blattes einen Artikel unseres Freundes und Mitarbeiters in Khuntitoli in Aussicht.

Paul Verghese kehrt von Genf nach Indien zurück

Father Paul Verghese, Beigeordneter Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen und Direktor der Abteilung für ökumenische Aktivität, ist von der Heiligen Synode der Syrisch-Orthodoxen Kirche mit der Leitung ihres Theologischen Seminars in Kottayam (Kerala, Indien) beauftragt worden. Verghese scheidet Ende August aus dem Genfer Mitarbeiterstab aus.

Das Seminar in Kottayam ist die Hauptausbildungsstätte für den Priesternachwuchs der Syrisch-Orthodoxen Kirche. Als eines der ältesten theologischen Colleges in Indien feierte es im Jahre 1965 sein 150-jähriges Bestehen. Seit kurzem ist es der Universität Serampore angegliedert und damit berechtigt, den theologischen „Bachelor-of-Divinity“-Grad zu verleihen.

Ökumenischer Pressedienst — 9. 2. 1967

Kein Ostergottesdienst in China

Nach einer Mitteilung der „South China Morning Post“ war Ostern in China eine „öde Angelegenheit“. Ein Angestellter öffnete die Tür der katholischen Kirche in Peking nur, um den Anwesenden mitzuteilen, daß kein Gottesdienst stattfindet. Beobachter glauben, daß dies das erste Osterfest in diesem Jahrhundert war, an dem kein Gottesdienst gehalten wurde. Es sei unvernünftig zu glauben, daß sich diese Haltung ändern werde, stellte die Zeitung fest. Als Teil der „Kulturrevolution“ wurden die vier Traditionen der Kultur, der Bräuche, der Praktiken und des Denkens scharf angegriffen. „Es scheint sicher, daß das Christentum zusammen mit anderen Religionen als ein Teil der traditionellen Wege angesehen wird, den die Maoisten nun zerstört sehen wollen.“

Nach einem Bericht des Kirchenrates von Hongkong ist es relativ sicher, daß alle Kirchen im Festland-China geschlossen sind. Einige Pfarrer wurden während der frühen Stadien der „Kulturrevolution“ ins Gefängnis geworfen, angeblich um sie zu „erziehen“. Einige scheinen noch im Gefängnis zu sein; diejenigen, die entlassen wurden, müssen andere Arbeit tun.

Ökumenischer Pressedienst — 6. 4. 1967



Dr. Rohwedder ist mit seiner Familie von Amgaon aufgebrochen, um den Heimaturlaub in Deutschland zu verbringen.

Bischof Nag eingeführt

Am 5. März 1967 hat Bischof D. Heinrich Meyer/Lübeck den zum ersten Bischof der Jeypur-Kirche in Südorissa/Indien gewählten Präses Nag in sein Amt eingeführt. Die Jeypur-Kirche — aus der Arbeit der Brecklumer Mission erwachsen — ist mit ca. 45000 Gliedern fast so groß wie der etwa 53000 Glieder umfassende Anchal Nordorissa der Gossner-Kirche, den jetzt Rev. Dr. Bage leitet.

Bemerkenswert ist, daß die Synode der Jeypur-Kirche bei der Wahl ihres ersten Bischofs dessen Amtszeit auf 6 Jahre begrenzt hat. Das scheint uns eine gute und weise Entscheidung zu sein, weil es eine unevangelische Wertung des Bischofsamts abwehrt. Bekanntlich ist die Gossner-Kirche noch vorsichtiger bei der Vergabe ihres leitenden Amtes. Sie wählt einen Präsidenten, und ihre Verfassung vom Juli 1960 sieht für ihn eine nur dreijährige Amtszeit vor — was zweifellos zu kurz ist.

Kurula Jacob †

Der Nationale Christenrat Indiens in Nagpur, in dem alle nicht-römischen Kirchen des großen Landes zusammenarbeiten, hat einen schweren Verlust erlitten: Am 1. März 1967 ist Kurula Jacob, der langjährige Generalsekretär des National Christian Council, nach schwerer Krankheit verstorben. Wir haben den aus der Syrisch-orthodoxen Kirche Südindiens stammenden, hingebenden und fähigen christlichen Bruder bei mannigfachen Anlässen schätzen und lieben gelernt. Gott schenke ihm die ewige Ruhe und lasse unsere Freunde in Indien einen tüchtigen Mann finden, der in diesem für die Sache des Reiches Gottes dort sehr wichtigen Amt der geeignete Nachfolger ist.

konischen auf eine allgemein-humanitäre Basis bedeuten würde. Dafür brauchten wir aber als Gossner-Mission nicht die Opfer unserer Freunde zu erbitten, dann könnten wir die Aufgaben der staatlichen Entwicklungshilfe überlassen. Zum anderen ist das Gehaltsgefüge eine wirklich schlimme Barriere für eine organische Entwicklung. Der oberste, leitende Geistliche der Gossner-Kirche erhält ca. 400,— Rupies monatlich, die große Mehrzahl der Pastoren und Lehrer 100,— bis 200,— Rupies. Diese dürftigen Gehälter — wenn sie denn überhaupt regelmäßig gezahlt werden können; oft genug geschieht es nicht! — sind ein Spiegelbild der Armut der Kirche, deren Glieder im Rahmen ihrer Möglichkeiten durchaus opferbereit sind.

Man findet aber keinen jungen Arzt, Ingenieur, Druckmeister oder zur Leitung befähigten Landwirt in Indien, der für solche Gehälter arbeiten würde. Die Angebote öffentlicher Stellen liegen beträchtlich höher. Der Absolvent einer medizinischen Akademie erhält sogleich 500,— Rupies monatlich (nicht zu viel!), mehr also als der Präsident der Gossner-Kirche!! Die finanziellen Erfordernisse in den diakonischen Zentren, fähige Fachleute auf ihrem Gebiet zu gewinnen — denn mit gutem Willen und frommer Gesinnung allein richtet die christliche Diakonie nichts aus — sind also eine schwere Not für das Gehaltsgefüge in der Gossner-Kirche. Das zu übersehen, hieße die harten Realitäten im Alltag der Arbeit der jungen Kirche Indiens verkennen, die auch in ihrer Diakonie zur vollen Verantwortung heranwachsen und ihrem Herrn Jesus Christus gehorsam sein möchte.

3.

Noch wenige Fragen mögen — sehr viel kürzer! — angesprochen werden, um die Verflechtung der Probleme zu erkennen:

a) Die Not der Blinden in Indien ist riesig und bewegend. Nicht verwunderlich, sondern völlig normal, wenn eine christliche Kirche in diesem Land sich zu beispielhaftem Handeln und Helfen gedrängt sieht von ihrem Herrn, der flehende Blinde einst nach ihrem Begehren fragte und auf die Antwort „Herr, daß wir mögen sehend werden“, ihnen die Augen öffnete (Matth. 20, 33). Verständlich also der Gedanke, etwa mit dem Seminar für weiblichen Dienst in Gowindpur (Tabitha-Schule) eine solche Arbeit an blinden Mädchen zu verbinden.

Aber da die kleinere Anglikanische Kirche in Ranchi schon seit Jahren eine größere Blindenschule und handwerkliche Ausbildung für solche bemitleidenswerten Menschen führt, sollte es heute, wo die Notwendigkeit „gemeinsamen Handelns in der Mission“ ökumenische Erkenntnis ist, zweifellos so sein, daß Leitung und Glieder der Gossner-Kirche noch tatkräftiger als bisher schon an dieser gemeinsamen Aufgabe teilnehmen, die eine so nahestehende Schwesterkirche im gleichen Gebiet begonnen hat. In der Diakonie sollte kein Prestige-Denken herrschen und nichts isoliert getan werden, — zumal angesichts begrenzter personeller und finanzieller Mittel.

b) Die weitreichenden Fragen der Beteiligung an staatlichen Plänen und Maßnahmen; oder die Zusammenarbeit mit ihnen bei den eigenen Projekten und Annahme staatlicher Unterstützung für sie, sind ebenfalls sehr bedeutsam. Da die Gossner-Kirche ihr großes Schulwesen nur mit der Hilfe indischer staatlicher Stellen durchführen kann — die im übrigen aufgrund klarer gesetzlicher Regelungen erfolgt und nicht ein Erweis besonderer Freundlichkeit ist — wird sie auch bereit sein können, auf diakonischem Gebiet im einzelnen Falle bereitwillig in solche Zusammenarbeit einzutreten. Die Pläne von Herrn Bruns in der Genossenschaftsbildung im Bereich von Khuntitoli sind z. B. durchaus darauf angelegt und verbinden Christen und

Nichtchristen in der Verantwortung für den Menschen in der Not der Ernährungssituation des Landes — über die Grenzen der Religions-Zugehörigkeit hinaus. Zu solcher Grenzüberschreitung hat die christliche Diakonie zu allen Zeiten die Freiheit besessen, ja von ihrem Herrn her die Notwendigkeit dazu bejaht. Die einzelnen Fragen mögen an diesem Punkt später einmal neu angesprochen werden!

Erschütterung der Lebensverhältnisse, rapider Wandel in Chotanagpur und die Nöte der Menschen dort sind jedenfalls derart, daß unsere Gossner-Kirche als stumpf, träge und ungehorsam angesehen werden müßte, wenn sie sich nicht zur Diakonie gedrängt sein ließe um Christi willen. Das bringt Probleme und Nöte mit sich, die sehr tief gehen; und es gilt gewiß von dieser Kirche das Wort des erhöhten Herrn: „Du hast eine kleine Kraft“ (Offbg. 3, 8). Wir haben in der Gossner-Mission Deutschlands heute noch das Vorrecht, ihr eigentlich auf keinem Gebiet kirchlicher Arbeit so sehr wie auf diesem helfen zu dürfen und sollten es — mit Weisheit und auch mit Freude — gern tun! Denn die lebendige Diakonie ist ein Siegel auf die Botschaft des Evangeliums, das für dieses und das zukünftige Leben Hoffnung verleiht und den mühsamen Weg durch dieses Leben licht macht (1. Tim. 4, 8). Chr. Berg

Wahlen in Indien

Auch in der deutschen Öffentlichkeit wurden die indischen Parlamentswahlen im Februar 1967 stark beachtet. Die Skeptiker, die am Funktionieren der demokratischen Spielregeln bei einer Mehrheit von Analphabeten zweifelten, erlebten eine Überraschung. Die Wahlbeteiligung lag ziemlich hoch und das Ergebnis war unerwartet. Was hierzulande die Meinungsforschungsinstitute schon im voraus wissen, stellte sich in Indien einige Tage nach den Wahlen heraus: Der Wähler hatte durch seine Stimme die politische Szenerie erheblich verändert. Die regierende Kongreßpartei hat starke Verluste erlitten, die persönlichen Wahlniederlagen der „alten Männer“ in ihren Bezirken waren zum Teil blamabel. In Kerala und Westbengalen kamen die beiden kommunistischen Parteien nach vorn. Noch mehr Gewinne erzielten die Rechtsparteien, vor allem in Nordindien.

Im Zentralparlament konnte die Kongreßpartei nur knapp die absolute Mehrheit behaupten. Die wichtigsten Bundesstaaten jedoch werden eine Regierung aus der Koalition des bisherigen Oppositionsparteien bilden. Sie haben sofort eine größere Unabhängigkeit von Neu Delhi gefordert. Die Demokratie in Indien hat eine Bewährungsprobe bestanden, die der Nation steht noch aus.

Sbg.

Pastor Seeberg wird auf dem Flughafen in Ranchi verabschiedet.
Von links nach rechts: Pastor S. Surin; Pastor J. Tiga; Pastor M. Tete;
Pastor Seeberg; Dr. P. Singh; Herr Luther



Pastor Seeberg zurück

Kurz nach der wohlbehaltenen Heimkehr unseres Missionsinspektors traf im Gossner-Haus ein Brief von Präsident Aind ein, der einen Eindruck davon vermittelt, mit welcher Dankbarkeit die Gossner-Kirche den Arbeitsbesuch unseres Mitarbeiters aufgenommen hat. Darum möchten wir ihn den Lesern unseres Blattes nicht vorenthalten.

Ranchi, March 9th, 1967

Liebe Brüder im Kuratorium!

Die letzten Monate waren angefüllt mit Arbeit, Freude und besonderem Segen. Es war die Zeit da die Weihnachtsglocken läuteten und das neue Jahr heraufzog. Unter uns waren besonders wertvolle Besucher, Herr Missionsinspektor P. Martin Seeberg und Professor D. Heinrich Vogel. Sie kamen, lebten und arbeiteten mit uns und sind nun nach Hause zurückgekehrt.

Wenn wir auf diese Besuche zurückblicken, so empfinden wir sie als wirklich reich gesegnet und außerordentlich wertvoll für uns. Wir sind voller Lob und Dank für ihr Kommen und ihren Dienst bei uns, und wir preisen unseren Herrn für seine Gnade, der all das planvoll geordnet hat.

Inspektor Seebergs Besuch hatte besondere Bedeutung für die Gossner-Kirche, sowohl durch seine vielen Gespräche mit uns, in denen er uns Anregungen gab und uns seinen erfahrenen Rat erteilte, die wir unsererseits mit mancherlei Gedanken, Plänen und Programmen beschäftigt waren, um unsere kirchliche Arbeit in Zukunft besser tun zu können.

Wir haben in der Tat eine Fülle von Gesprächen während seines Aufenthalts hier gehabt, in welchem P. Seeberg außerordentlich hilfreiche Beiträge leistete. Das Protokoll der Kirchenleitung von Anfang Februar 1967 zeigt die getroffenen Entscheidungen. Ich muß sagen, daß seine Anwesenheit für uns eine große Hilfe war, und wir hatten alle gern gewünscht, daß er hätte länger bleiben können. Darüber hinaus möchte ich das Kuratorium herzlich bitten, Herr P. Seeberg möchte uns wiederum besuchen, wenn wir im kommenden Jahr zwischen November 1967 und Januar 1968 erneut unsere gesamte kirchliche Arbeit ernstlicher Überprüfung unterziehen.

Herr P. Seeberg konnte zu unserer Freude auch an dem Pastoralkolleg teilnehmen, und wir danken ihm und dem Kuratorium für seine Beiträge, seine geistliche Führung und seine wertvollen Vorlesungen über die Themen „Gottes Zeit und unsere Zeit“, „Gottes Liebe und Kirchenzucht“, „Das Miteinanderleben von Christen mit Nichtchristen“.

Wir möchten gleichzeitig dem Kuratorium für die finanzielle Hilfe zur Abhaltung des Pastoralkollegs Dank aussprechen, ohne die wir den zwölfzügigen Kursus mit etwa 115 Pastoren nicht hätten abhalten können.

Nicht nur persönlich, sondern im Auftrag der Leitung unserer Kirche sende ich Ihnen meine Grüße im Namen dessen, der für unsere Sünden am Kreuz starb und uns erlöst hat.

In Seinem Dienst Ihnen verbunden

gez. Präsident C. B. Aind

DIE BILDSEITE DER GOSSNER MISSION



1



2

Bild:
1—4 Professor Vogel und Dr. Singh werden bei
ihrer Ankunft in Ranchi herzlich begrüßt



3



4

Die Verantwortung des Menschen für den Frieden der Menschheit

Gastvorlesung an der Universität Serampur von D. Heinrich Vogel,

Professor für systematische Theologie an der Humboldt-Universität in Ost-Berlin
und an der Kirchlichen Hochschule in West-Berlin,
am 7. Februar 1967.

Hoch verehrter Herr Rektor!
Hoch ansehnliche Versammlung!
Meine Damen und Herren!

Es ist mir eine große Ehre, vor den Professoren und Studenten dieser berühmten Universität eine Gastvorlesung halten zu dürfen. Mit meinem Dank verbinde ich die Grüße aus dem Osten und dem Westen meines Vaterlandes. Ich habe ja das seltsame, mich in besonderer Weise verpflichtende Privileg, sowohl an der Humboldt-Universität in Ost-Berlin wie an der Kirchlichen Hochschule in West-Berlin christliche Dogmatik und Ethik lehren zu dürfen, — vielleicht weil der Name eines „Vogels“ den Flug über die Mauern ermöglicht! Gerade im Gedanken an die Brücken-Funktion, die ich als ein „Grenzgänger“ zwischen Ost und West auszuüben habe, erscheint es mir sehr sinnvoll, in dem Raum einer indischen Universität über ein Thema sprechen zu dürfen, das dem indischen Menschen mit seiner Friedensaufgabe zwischen Ost und West besonders am Herzen liegt: „Die Verantwortung des Menschen für den Frieden der Menschheit“.

I.

Die Frage unseres Themas ist so alt wie das Menschengeschlecht. Auf den ersten Seiten der Bibel wird uns der erste Brudermord in der Geschichte der Menschheit berichtet. Wir haben die Frage Gottes an Kain, den Brudermörder, im Gehör: „Wo ist dein Bruder Abel?“. Das ist die Frage nach der Verantwortung des Menschen für seinen Mitmenschen. Diese Frage geht durch die ganze Geschichte der Menschheit. Sie begleitet ihre Kriege, die kleinen und die großen. Wenn sie auch tausendmal und abertausendmal überhört wurde, so meldet sie sich immer wieder unabweisbar, und ihre leise Stimme ist lauter als der Donner und Lärm der von Neid und Haß, Angst und Grauen, Machtsucht und Geldgier bewegten Geschichte der Menschheit. Die Frage ist mächtiger als alle Versuche, das Meer von Blut und Tränen zu rechtfertigen, als jede Lehre vom gerechten, oder gar vom heiligen Krieg, überzeugender als jede Propaganda des Satzes, daß der Zweck die Mittel heilige.

Die alte Frage ist uns Menschen des Atomzeitalters neu gestellt! Vielleicht ist jemand unter meinen Zuhörern, dem der Eindruck noch in Erinnerung ist, den die erste Atombombe in der Geschichte des Kampfes von Mensch gegen Mensch, jene Bombe auf Hiroshima, auf ihn machte. Bei mir war es das, was ich in einem stammelnden Wort nur als metaphysisches Entsetzen bezeichnen kann. Es war nicht nur Erschütterung und Mitleid mit den Opfern, es war der apokalyptische Eindruck des Ungeheuerlichen, mit dem das Tor in eine Zukunft aufgestoßen wurde, die vielleicht das Ende von allem bedeutet. Wenn ich jene erste Wirkung der bloßen Nachricht auf die eine Waagschale lege, und auf die andere alles, was zur Rechtfertigung jener Bombe und der ganzen atomaren Rüstung gesagt worden ist, so sinkt die erste Waagschale auf den Grund und läßt die zweite mit ihren nur scheinbaren Gewichten in die Höhe gehen. — Auf jene Bombe, die perverser Weise von gewissen Militärpolitikern fast schon unter die sogenannten „konventionellen“ Waffen gerechnet wird, ist die Wasserstoffbombe gefolgt, bei deren Konstruktion der Planungschef der ersten Atombombe, Robert Oppenheimer, seine Mitarbeit aus Gründen des Gewissens versagte. Mit der Erprobung der Wasserstoffbombe auf dem Bikini-Atoll wurde es aber in einem entsetzlich grellen Licht klar, daß eine neue Epoche der Menschheitsgeschichte begonnen hat: Die Epoche einer möglichen Selbstvernichtung der Menschheit.

Wir wissen es: Die Arsenale des Menschheitstodes sind gefüllt, die Konservenbüchsen der Massenvernichtungsmittel jeder Art sind gehortet. Ein Bruchteil jener Vehikel des Nihilismus genügt, um der Menschheit und ihrer Kultur mit allen ihren Schätzen, ihren erhabensten Bauwerken und ihren wunderbarsten Gedichten, den Partituren ihrer Sehnsucht und den Programmen ihrer Hoffnung, ein zynisches Ende zu bereiten, über dem nur das Gelächter der Dämonen des Nihilismus laut werden könnte. Wir lassen uns nicht beschwichtigen durch die Phrasen der Spießler des bürgerlichen Geistes, die uns auf die Schulter klopfen mit der Versicherung: so gar schlimm würde es doch nicht werden! Wir lassen uns nicht belügen durch die Illusionen der Militärpolitiker, die im Stillen damit rechnen, in irgendeinem atomisierenden Bunker die große Katastrophe überleben zu können. Aber wer von uns könnte sagen, daß er die unbegreifliche Möglichkeit eines Selbstmordes der Menschheit schon begriffen hätte?! Welche Philosophie oder auch Theologie hätte die Möglichkeit, die über uns allen hängt, denkerisch bewältigt? Daß der Schöpfer Mensch, dieses „Schöpferle“, die Schöpfung aus

nichts, wenn es ginge, imitieren möchte, sich als den großen Zerstörer gebärdet, kann nur als der helle Wahnsinn erscheinen, ganz gewiß nicht als der letzte Sinn der Geschichte der Menschheit.

Dabei unterstreiche ich die Kategorie der Möglichkeit. Sie könnte als Kategorie der Hoffnung verstanden werden. So hat sie einer der Philosophen des Marxismus, Ernst Bloch, interpretiert, wie ja dem Menschen keine Zukunft eröffnet werden kann, ohne daß ihm die Möglichkeit geschenkt wird. Freilich verfügt kein „Prinzip Hoffnung“ über dieses Geschenk, und die Möglichkeit einer Selbstvernichtung der Menschheit scheint eher die These jener Philosophie zu unterstreichen, die das „Sein zum Tode“ (Heidegger) als die Wahrheit der menschlichen Existenz eruiert. Was wir hier meinen, nicht als das Ergebnis einer Interpretation der menschlichen Geschichte und Existenz, sondern in der Realität der Fakten, ist die überhängende Möglichkeit eines Endes, das schon vorbereitet ist.

„Die Zukunft hat schon begonnen“, mit Robert Jung zu reden. Was hindert die Wand über uns, herabzubrechen? Welche heimliche Macht hält sie noch in der Schwebe? Wirklich die Vernunft des Menschen, die auch in kritischen Situationen die Staatsmänner vor dem selbstmörderischen Wahnsinn zurückschrecken läßt, wie etwa Chruschtschow und Kennedy in den Tagen der Kubakrise? Gesegnet seien die Staatsmänner, ob Christ oder Atheist, ob Hindu oder Mohammedaner, bei denen in der Stunde der Entscheidung Vernunft und Humanität den Sieg behalten, um mit dem Frieden die Zukunft zu retten! Daraus folgt aber doch nicht der fatale, so tief problematische Glaube an die Vernunft des Menschen. Eine ganz andere Macht dürfte es sein, die in der unbegreiflichen Stärke ihrer Geduld die Todeslawine an ihrer Offensive auf alles Lebendige immer noch hindert, und denn auch Staatsmänner vernünftig und menschlich handeln lassen kann, ob sie um das Geheimnis dieser Macht wissen oder nicht. Gerade für die Vernunft ist die Möglichkeit, daß es, jenes Ungeheuerliche, passiert und die Geschichte der Menschheit beendet, unbegreifbar! Ich sage bewußt, daß „es“ passiert! Wir wissen, daß, auch ohne Bosheit und Dummheit, ich weiß nicht, durch welchen Rechenfehler eines Elektronengehirns, durch welchen Irrtum eines Radargerätes, „es“ passieren und jene nicht mehr aufzuhaltende Kette von vernichtenden Reaktionen auslösen kann. Einer unserer Atomphysiker soll berechnen haben, daß nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung „es“ noch in den achtziger Jahren dieses unseres Jahrhundertsts geschehen müßte! Das will gewiß nicht in einem Fatalismus des Glaubens an die Wahrscheinlichkeitsrechnung als an das die Geschichte regierende Gesetz gehört sein. Es ist aber eine unüberhörbare Unterstreichung der Möglichkeit, ein Warnungssignal und ein Appell, den Kampf mit der Zeit zu bedenken, die so viel mächtiger zu sein scheint als alle menschliche Planung und Gegenwehr. Eben zu dieser Gegenwehr sind wir aber gerufen, wenn anders die Frage nach der Zukunft des Menschen als die Frage nach der Lebensmöglichkeit des Menschen einen letzten Sinn, ich meine: einen Sinn unter Verheißung hat.

Wir sind alle gerufen, wirklich alles, was Mensch heißt, durch alle Rassen und Völker, durch alle Klassen und Kasten, durch alle Religionen und Weltanschauungen hindurch. Es geht wirklich um die Frage nach der Verantwortung des Menschen für den Menschen, und zwar für jeden Menschen, nicht nur für den uns nächsten, sondern auch den fernsten Menschen. Gerade die Einbeziehung dieses „fernsten“ Menschen, der für unsere Väter und Vorfäter noch außerhalb des Horizontes ihres Lebenskreises liegen mochte, ist charakteristisch für das Zeitalter, nicht nur in dem jede Entfernung durch moderne Technik überwunden zu sein scheint, sondern sowohl die Bedrohung der Menschheit wie die Frage nach einer Überwindung der Gefahr universalen Charakter angenommen hat. Entweder werden wir eine gemeinsame Antwort finden, oder wir werden alle miteinander untergehen. In dem allen ist die Frage nach der Verantwortung des Menschen für den Frieden der Menschheit in eins gesetzt mit der Verantwortung für die Zukunft des Menschen, für seine künftige Lebensmöglichkeit. Die Frage will also nicht nur universal, sondern total verstanden sein! Damit meine ich: sie umfaßt wirklich das Leben des Menschen in seiner physisch-psychischen Einheit, und zwar nicht nur des einzelnen Individuums, sondern in der Gemeinschaft, ohne die der Mensch nicht Mensch sein kann. Es geht also nicht nur um die Notwendigkeit einer Ächtung des Krieges

im atomaren Zeitalter der Welt, sondern um die Ermöglichung eines menschenwürdigen Lebens im technischen Zeitalter der Menschheitsgeschichte. Es geht nicht nur um den Kampf gegen den Krieg, sondern auch gegen den Hunger. Ja, es geht um die Frage einer menschlichen Zukunft des Menschen angesichts der Gefahren, die ihn im Zeichen seiner eigenen Möglichkeiten in der Wurzel seines Menschseins bedrohen! Das Wort „Friede“ gibt in der deutschen Sprache, aber auch in der lateinischen, französischen und englischen, in der griechischen und russischen Sprache das nicht ganz her, was die Verantwortung für den Frieden in sich beschließt (pax, paix, peace).

Am besten ist der umfassende Sinn von „Friede“ in dem hebräischen Wort „schalom“ beschlossen; denn dieses Wort meint das Wohl, ja das Heil des ganzen Menschen innerhalb der menschlichen Gemeinschaft. —

Nunmehr sind wir aber an die Schwelle unseres Gedankenganges vorgestoßen, wo sich die Frage nach der Wurzel der Verantwortung des Menschen für den Frieden der Menschheit unabweisbar meldet. Wir haben auf die Signale zu achten versucht, die uns im atomaren, ja, im technischen Zeitalter der Welt alarmieren. Wir würden aber auch die ungeheuerlichsten Warnungen überhören oder nachträglich bagatellisieren, wenn wir nicht auf den Grund und das Wesen unserer Verantwortung als Menschen für den Menschen vordrängen. Das wird geschehen, wenn wir hören und erkennen, wer uns eigentlich fragt, und wem wir zu antworten haben. Verantwortung und Hören, Wort und Antwort gehören ja unlöslich zusammen. Wer nicht hört, kann nicht antworten, wird nicht antworten. Wir fragen also nicht nur: was ist der tiefste Grund unserer Verantwortung, sondern: wer ruft, wer stellt uns in die Verantwortung, und zwar so, daß wir nicht ausweichen vermögen, — es sei denn, wir wollten unser Menschsein aufgeben?!

II.

Die erste und einfachste Antwort möchte sein: der Mitmensch, der Nächste. Lassen Sie mich das, worum es hier geht, zu Gehör bringen im Gedenken an jenes apokalyptische Geschehen von Hiroshima, und zwar in der Erinnerung an ein Bild, das sich mir bei einem Besuch der wieder aufgebauten Stadt im Jahre 1958 unvergeßlich eingeprägt hat. Da stand damals, an jenem 6. August des Jahres 1945, ein Mensch vor einer Steinwand. Die Hitzewelle von 300 000 Grad im Explosionszentrum traf auf den Menschen und dann auf die Wand. Die durch den Menschen gleichsam gedeckte Fläche des Steins wurde um den Bruchteil einer Sekunde später getroffen, mit der Wirkung, daß in der weißgeglühten Wand eine Dunkelheit, so etwas wie ein Schatten, als das einzige blieb, was noch an diesen Menschen erinnert. Was ist lautloser als solch ein Schatten? Dennoch dürften alle Donner des Entsetzens nicht so laut sein wie das Geschrei dieses Schattens, — unter der einen Voraussetzung, daß er ein hörendes Ohr trifft. Und was wiegt leichter als solch ein Schatten? Er wiegt wirklich nichts. Dennoch wiegt er schwerer als Himmel und Erde, in dem Augenblick nämlich, wo er in seinem unendlichen Gewicht erkannt wird!

Sollen wir das Geschrei des Schattens verstärken, indem wir andere Schreie, tausende und tausendmal tausende heraufbeschwören, von den Opfern der Unmenschlichkeit in den Höllen dieses Jahrhunderts, in den Gasöfen von Auschwitz, an den Folterpfählen von Buchenwald, aus den Massenarabern der Kriege und der Revolutionen unseres Jahrhunderts? Soll ich vor unsere Augen stellen nur ein solches, zu der Stunde, in der wir hier versammelt sind, verhungertes indisches Kind, oder ein vietnamesisches Kind, das, von einer Napalmbombe getroffen, vor den Augen seiner Mutter hilflos verbrennt? In all dem geht es eben nicht nur um ein Abstraktum, wie es der Begriff der „Menschheit“ ist, sondern um den wirklichen, den lebendigen und den sterbenden Menschen, der seinen Mitmenschen, also Menschen wie Du und ich es sind, in die Verantwortung für den Menschen ruft. Aber wer vermöchte auch nur einen solchen Ruf in Wahrheit zu hören, zu ertragen, zu beantworten? Und doch müßten wir sie alle, alle, aus allen Zeiten und Geschlechtern, das ganze unermessliche Heer der Entrechteten und Geschändeten, der Gefolterten und Hingemordeten mit zur Stelle denken, — auf die Gefahr hin, daß wir kein Wort mehr über die Linien brächten, und unser Denken Schachmatt gesetzt würde. Aber wo ist der Mensch, der dieser Wirklichkeit Stand zu halten, sie auf seine Verantwortung zu nehmen und sie zu beantworten vermöchte?!

Gerade wenn wir uns dem Ruf aus den Tiefen und Weiten der Menschheitsgeschichte nicht verschließen, wenn wir das Gehör unseres Herzens und Gewissens von diesem Ruf durchhören lassen, können wir nicht wäghen, durch irgend ein Schema unserer Interpretation der Geschichte, durch irgend eine moralische oder religiöse Ideologie, durch irgend ein politisches Programm diese Frage in ihrer letzten Tiefe beantworten zu können. Ja, welcher Mensch weiß überhaupt um die „letzte Tiefe“ des Menschen?!

Auch wenn ich in die tiefste Solidarität mit jenen Menschen der Tiefe hinunterzusteigen versuchte, wenn ich, einem Kagawa, einem Albert Schweitzer Ostasiens, gleich, meine Hütte in einem der Slums unter den Aussätzigen aufschlüge, wenn ich, einem indischen Bettelmönch gleich, mein Leben dem Mitleiden mit aller leidenden Kreatur weihete, wenn ich — so sagt es der Apostel Paulus! — alles, was ich habe, den Armen gäbe und meinen Leib verbrennen ließe, — es wäre noch nicht die Antwort, die das Fragen aus der Tiefe zutiefst beantwortende Antwort. Müßte die Antwort dem Menschen nicht in der Tat durch einen Menschen gegeben werden, da ja der Mensch am Menschen so schuldig wurde? Aber welcher Mensch kann und wird sie geben? Müßte also die Antwort nicht durch Gott gegeben werden, da ja der Mensch an Gott so schuldig wurde? Aber welcher Gott kann und wird sie geben? Müßte er nicht an des Menschen Stelle treten, und zwar nicht nur so, wie ein Mensch mit dem andern den Platz zu tauschen vermag, sondern so, daß der Gott, von dem wir reden, die Hölle unserer Existenz zu seiner Hölle machte, nicht nur die Not der Opfer, sondern auch die Schuld der Mörder zu seiner eigenen Not und Schuld, den Fluch meiner und deiner Existenz zu seinem, ihn selbst treffenden Fluch? Müßte nicht so der Friede Gottes mit den Menschen Ereignis werden, und so der Friede zwischen Mensch und Mensch?!

Es gibt einen wundersamen indischen Mythos von der Stellvertretung, der mich noch tiefer ergriffen hat als selbst jenes Gleichnis des tiefsinnigen Platon von den in der Höhle von Kopf zu Fuß Gefesselten, die auf der Wand nur die Schatten der Gestalten sehen, die hinter ihnen vorüber getragen werden und die auf den Befreier warten, der sie herumkehrt und zum Lande des Lichtes hinaufführt. In dem indischen Mythos sind die Götter um jenen großen Teich versammelt, in dem sie — einem Weibe, das die Milch zur Butter rührt, vergleichbar, den Stoff bewegen, aus dem die Welt, die Gestirne und alles, was zur Gestalt kommt, gebildet werden sollte. Aus dem Urstoff — wenn ich ihn so nennen darf — entspringt aber auch das Gift. Der Gott Schiwa bemerkt es, und weil er voraussieht, daß Götter und Menschen daran sterben werden, wenn sie davon trinken, trinkt er das Gift der Welt selbst aus. Doch weil er weiß, daß auch er selbst, der Gott, sterben müßte, wenn er das Gift wirklich hinunterschlucken würde, behält er es in seinem Kropf — und so ist er auf den Bildern, die ihn darstellen, oft zu sehen! — Dieser Mythos, den ich in seinem wesentlichen Gehalt recht wiedergegeben zu haben hoffe, ist in meinem Ohr ein erschütternder Schrei nach dem stellvertretenden Leiden eines Gottes für alle in ihrem Leben bedrohten Wesen. Aber freilich: kein Gedicht des religiösen Menschen vermag die Antwort zu realisieren! Es läßt sich denn auch nicht erkennen, daß der Gott im Mythos selbst gefährdet ist, daß er das Gift nicht hinunter zu schlucken vermag! Und die, für die er das Gift trinkt, bleiben eben vor der Vergiftung bewahrt! Müßte nicht, wenn es mit der Stellvertretung realer Ernst werden soll, Gott selbst an die Stelle der Vergifteten treten, indem er sich dem Fluch der Selbstvergiftung als einer von denen preisgibt, die sich selbst nicht zu heilen vermöchten? —

Meine verehrten Hörerinnen und Hörer! Sie werden längst bei sich denken: wir wissen, worauf er hinaus will! Gerade manche unter meinen nichtchristlichen Zuhörern werden mit einer gewissen Ungeduld geneigt sein, mir in die Rede zu fallen: „So sage doch endlich, wen Du meinst, Du meinst Jesus Christus!“ In der Tat, ich meine IHN, ich kann, darf und will das nicht leugnen! Aber ich bitte nicht nur die Nichtchristen, sondern auch die Christen, was nun folgt, nicht mißzuverstehen, als ob es sich um eine jener Wahrheiten handelte, die der Mensch wissen, die er mit seiner Vernunft meistern und die er dann auch wie ein Besitzer der Wahrheit gegenüber den Nichthabenden ausspielen kann. Nein, das reale Mysterium der Stellvertretung macht uns alle, ohne jede Ausnahme, zu Nichtwissenden, zu Bettlern, und nur so zu Beschenkten, die sich gegenseitig beschenken dürfen. Wie denn? —

Ich erinnere Sie noch einmal an das Geschrei von Hiroshima. Wenn sich mit jener Stimme noch eine ganz andere Stimme verbündete, wenn Gott als der Bruder, nicht nur das Opfer, sondern auch der Mörder, sich in die Hölle unserer eigenen Existenz hinuntergab, dann hat Gott selbst die Frage gehört, indem er sie zu seiner eigenen Frage machte. Wenn Gott den so an unserer Stelle in den Abgrund der Gottverlassenheit Preisgegebenen als seinen Sohn anerkannt und bestätigt, — verstehen Sie: wenn Gott ihn von den Toten auferweckt hat, dann ist die Frage in die Antwort verschlungen! Dann ist der Friede Gottes mit uns Ereignis geworden, und der wahre Name dieses Friedens heißt: „Versöhnung“! Dann ist wirklich alles, was Mensch heißt, gerufen, die Antwort Gottes zu hören und anzunehmen. Wer die Antwort Gottes aber in Wahrheit hört, muß jene Frage nach dem Mitmenschen hören, mit der wir einsetzen: „Wo ist dein Bruder Abel?“ Er wird als ein Mensch Gottes in die Verantwortung für den Frieden seines Bruders gerufen.

Berichtigung

In der Beilage zur „Gossner-Mission“ Nr. 3 / 1967 — dem Vortrag von Professor D. Heinrich Vogel in Serampore — sind leider einige sinnstörende Druckfehler entstanden. Folgende Korrekturen sind notwendig:

Seite 2 Spalte 2 Mitte:

„Es läßt sich denn auch nicht **verkennen**, daß der Gott im Mythos ...“,
statt nur „**erkennen**“.

Seite 3 Spalte 1 Ende des vorletzten Absatzes folgende Ergänzung:

... „aber auch an den Einsatz einzelner Pioniere des Friedens, hier im indischen Raum nur an den einen Ghandi zu erinnern! Ich denke als Christ auch an christliche Friedensbemühungen, sowohl auf den Versammlungen und im Rat der Ökumene, wie in den Appellen des Papstes, aber auch in unserer Prager Christlichen Friedenskonferenz, der ich selber von ihren ersten Anfängen zugehörte. Im gewissen Sinn möchte eigentlich schon alles gesagt und nur noch not sein, daß die erkannte Wahrheit wirklich getan, die Verantwortung für den Frieden wirklich praktiziert wird.

Seite 3 Spalte 2, gegenüber der eben erwähnten Ergänzung:

statt „jedes scholastischen Ethos ...“ muß es richtig heißen: „jedes **soldatischen** Ethos ...“

Seite 4 Spalte 2, im großen mittleren Absatz:

statt „... begleiteten **notwendigen** Weg der Wissenschaft“ muß es richtig heißen „... begleiteten **methodischen** Weg der Wissenschaft“.

Wenige Zeilen tiefer: statt „homunculus **terminicus**“ richtig: „homunculus **technicus**“.

Aber wer wird, wer will das hören? Irren wir — und damit meine ich gerade uns, die wir uns Christen nennen! — uns nicht! Es könnte nämlich sein, daß Menschen, die jene Antwort, von der ich sprach, noch nicht gehört haben, offene Ohren für den Notschrei des Mitmenschen hatten und haben. Der Barmherzige Samariter war kein orthodoxer Christ, er kann uns auch in der Gestalt eines Hindu oder eines Mohammedaners oder auch eines atheistischen Kommunisten begegnen! War nicht in der Zeit des Frühkapitalismus des XIX. Jahrhunderts Karl Marx der Barmherzige Samariter des Proletariats? War nicht hier in Indien ein Ma Mohan Roy der Barmherzige Samariter der Witwen, die bis dahin verbrannt wurden? War nicht Ghandi in diesem unserem Jahrhundert für dieses ganze große Volk, besonders aber für die Kastenlosen Indiens ein Barmherziger Samariter und war es nicht ein Albert Schweitzer, — dessen Theologie ich nicht einmal zu teilen vermag — für die Kranken im afrikanischen Urwald? Man verstehe mich nicht falsch! Ich bin kein Marxist und auch kein Hindu. Ich halte auch nichts davon, daß man alle Religionen miteinander vermischt und in eine Universalreligion integriert. Gerade um der Wahrheit willen, die über mich Herr sein will, halte ich das nicht für möglich. Die Frage ist hier aber die: wer hat den Ruf in die Verantwortung des Menschen für den Menschen in Wahrheit gehört? Und vor allem: Hören wir selbst diesen Anruf, und was ist unsere Antwort? —

III.

Damit sind wir an der Stelle unseres Gedankenganges angelangt, wo es gilt, nach solchen konkreten Antworten zu fragen, die wir in der Verantwortung für den Frieden der Menschheit in der gegenwärtigen Situation um der Zukunft des Menschen willen zu geben hätten. Ehe ich solch einen Versuch wage, muß ich aber zwei wichtige Vorbemerkungen vorausschicken. Die erste sieht den Einwand, alles, was wir in Bezug auf den göttlichen Friedensschluß gehört haben, begründet zwar den ewigen, aber nicht den zeitlichen Frieden. Die Antwort muß lauten: gerade wenn wir der Zukunft des ewigen Friedens, den allein der Fürst des Friedens heraufführen kann und wird, gewiß sind, werden wir uns in der Zeit, die uns miteinander gegönnt ist, für den irdischen Frieden einsetzen. Ja, es ist wahr: es tut eine Hoffnung not, die noch in Kraft ist, wenn nichts, menschlich gesehen, wirklich nichts mehr zu hoffen ist! Aber gerade wer unter der Verheißung des kommenden Christus dieser absoluten Hoffnung gewiß ist, wird die relative Hoffnung, ich meine die befristete Hoffnung, für den Menschen in dieser befristeten Zeit bejahen. Alle Religionen neigen dazu, allzusehnell in das Jenseits zu eschappieren. Auch christliche Religiosität, die mit der Christus-Botschaft wahrlich nicht identifiziert werden darf, hat immer wieder diese „fromme“, diese höchst unfrome Flucht in das Jenseits praktiziert. Darüber wurde dann jener Spottvers laut: „den Himmel überlassen wir den Pfaffen und den Spatzen“ (Heinrich Heine). Mögen wir — ich sage es gerade zu uns Christen! — uns davor hüten, den unter die Räuber gefallenen Menschen unserer Tage in seinen politischen und sozialen, seinen seelischen und leiblichen Nöten an unserm Werge liegen zu lassen, um uns des himmlischen Jerusalems zu getrösten! Die zweite, nicht weniger wichtige Vorbemerkung gilt dem Verdacht, hier könnten menschliche, politische Meinungen verabsolutiert und gleichsam im Namen Gottes vorgetragen werden. Zwar gibt es auch im Raum politischer Verantwortung ein radikales Nein — ich denke an die Ablehnung der Massenvernichtungsmittel — das aus einer letzten Beziehung des Menschen als des Menschen Gottes erwächst. Damit ist aber nicht gesagt, daß all jene politischen Urteile oder Forderungen, wie sie aus der Verantwortung des Menschen für den Frieden der Menschheit erwacht werden dürfen, sich ein göttliches Ansehen geben dürften. Sind sie wirklich in letzter Verantwortung begründet, so wiegen sie damit, ich meine mit der menschlichen Selbstbescheidung, die uns geboten ist, nicht ein Gramm leichter!

Wagen wir denn, noch einmal nach Wenen zu fragen, auf denen die Verantwortung des Menschen für den Frieden der Menschheit praktiziert werden könnte. — Wir sind ja wahrlich nicht die ersten, die nach solchen Wenen suchen! Ich denke an die großen internationalen Friedenskonferenzen, aber auch an den Einsatz einzelner Pioniere.

Dennoch dürfte es nicht überflüssig sein, gerade in der gegenwärtigen Weltlage angesichts all der Gegenstimmen gegen das Wagnis des Völkerfriedens sich zu besinnen und darüber Rechenschaft abzulegen, was wir tun sollten, dürften und könnten. Es wird gut sein, daß wir, eingecken jener über uns hängenden Möglichkeit eines Massen-Selbstmordes der Menschheit, da einsetzen, wo uns die Frage nach unserer Verantwortung für den Frieden in der schärfsten Zuspitzung auf die Brust gesetzt ist, in Sachen der Massenvernichtungsmittel. Hier gilt es nun zu erkennen und festzuhalten, daß unser Ja zu dem Menschen als dem Menschen Gottes, unser Ja zu aller Kreatur, auch in der Tierwelt, das radikale und unbedingte Nein zu allen Massenvernichtungsmitteln for-

dert. Es war eine Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland, die im Jahre 1956 das unbedingte Nein zu den Massenvernichtungsmitteln aussprach, nicht nur zu ihrer Anwendung, sondern auch zu ihrer Herstellung. Dasselbe vorbehaltlose Nein begegnet uns im Raum der Prager Friedenskonferenz, aber auch jener internationalen Konferenz gegen nukleare Rüstung in Tokio 1958, von zahllosen anderen Stimmen der unbedingten Ablehnung zu schweigen.

Ich kenne die Einwände wohl, sie sind in unser aller Ohren. Der billigste scheint mir der zu sein, daß man im Westen meint, die westlichen Bomben, die der Sicherung des christlichen Abendlandes dienen sollen, seien durch diesen Zweck gerechtfertigt, nicht aber die östlichen der Kommunisten. Im Osten wiederum meint man, die östlichen Bomben, die der Sicherung der Errungenschaften des Sozialismus dienen sollen, seien durch diesen Zweck gerechtfertigt, nicht aber die der westlichen Kapitalisten und Imperialisten! — Für die Vernunft am verführerischsten ist die immer wiederholte Behauptung, daß der Friede in unserer Epoche nur durch gegenseitige Abschreckung im Zeichen des atomaren Gleichgewichtes zu erhalten sei. Gewisse christliche Theologen meinen gar, darauf hinweisen zu müssen, daß der verborgene Gott sich für sein Gericht auch der Massenvernichtungsmittel bedienen könne. Das ist wohl wahr; aber wer hat uns erlaubt, eine Politik des verborgenen Gottes treiben und im voraus ein jüngstes Gericht inszenieren zu wollen? Und wer hat uns gelehrt, von dem Teufelskreis der gegenseitigen Ängstigung den Frieden zu erwarten? Lassen Sie mich gerade als christlichen Theologen jenen Theologen antworten: Wenn ich mich unter dem Kreuz Jesu Christi sehe und sehe neben mir zur Rechten und zur Linken, einen japanischen Fischer, einen chinesischen Reisbauern, ein indisches Dschungelkind, einen Studenten der Moskauer Lomonossow-Universität, einen deutschen Bergarbeiter aus dem Ruhrgebiet, einen Neger aus Chicago, eine Mutter aus dem Kongo ... dann weiß ich: sie alle sind von Gott nicht weniger geliebt als ich selbst. Dann kann ich aber keinen von ihnen, wirklich keinen einzigen Menschen, als das mögliche Objekt von Massenvernichtungsmitteln denken, geschweige denn behandeln. Dann gilt der Satz: Es gibt keinen denkbaren Zweck, durch den die Massenvernichtungsmittel, ihre Herstellung, ihre Erprobung oder ihre Anwendung gerechtfertigt werden könnten. Dank sei darum jeder Warnung und jedem Protest gegen die atomare Rüstung, bei den Atomphysikern angefangen! Zu bearüßen ist jeder Verzicht auf die Eroberung der Bomben, jeder Versuch zu einer internationalen Eindämmung ihres Besitzes, vollends jede Bestrebung, zu ihrer allgemeinen Ächtung zu gelangen. — In diesem Zusammenhang sei es in aller Offenheit gesagt: in aller Welt, auch bei uns in Deutschland, gibt es Menschen, die es der indischen Regierung danken, wenn sie, trotz der nicht unaufgeklärten Lage des indischen Subkontinents, es gewagt hat, eingedenk des Erbes eines Gandhi und doch auch eines Nehru, von neuem auf den eigenen Besitz von Atomwaffen zu verzichten. In aller Welt gibt es gewisse Militärrationalisten, die eine solche Haltung für unverantwortbar halten. Es könnten aber Situationen eintreten, in denen Völker ihren Regierungen, die den Schutz des Friedens nicht den atomaren Vehikeln des Nihilismus anvertrauten, noch dankbar sein werden!

Wenn nun aber jemand einwenden wollte: warum dann nicht das Nein zum Krieg überhaupt, so antworten wir: ja, wohl, der Krieg hat im technischen Zeitalter der Welt, im Zeitalter nicht nur der Atomkraft, sondern auch der Weltraumflüge, aufgehört, ein verantwortbares Mittel zur Lösung internationaler Streitigkeiten zu sein. Der Krieg der Amerikaner in Vietnam ist ein schrecklicher Anachronismus, die Saatgeburt eines untergehenden Denkens, von dem wir uns lossagen sollten. Möge ein Zusammenwirken aller direkt oder indirekt Beteiligten das entsetzlich heimgesuchte Volk von Vietnam von der Geißel dieses unmenschlichen Krieges bald befreien! Die Ächtung des Krieges überhaupt muß das Ziel sein. Der Weg hat über Abrüstungsvereinbarungen zu gehen. Das bedeutet nicht einfach die Entmachtung des Staates, der ja ohne jeden Machtbesitz seines Amtes zum Schutze von Recht und Frieden nicht walten kann. Es bedeutet aber die Absage an die Machtpolitik, wie nur immer sie ihre Ziele zu rechtfertigen sucht. Das bedeutet auch nicht die nachträgliche Diskriminierung jedes scholastischen Ethos im Einsatz des eigenen Lebens. Aber eine neue Stunde hat den Völkern geschlagen, und es ist uns verboten, rückwärts zu sehen, um dort die Leitbilder für unsern Weg in die Zukunft zu suchen.

Mit der Ablehnung der Machtpolitik ist tief verbunden die Erkenntnis der Gefahren, die im Nationalismus und Internationalismus lauern. Wohlverstanden: die Warnung gilt nicht einer nationalen Besinnung und Verantwortung innerhalb der Völkergemeinschaft. Wie sollten etwa die Stämme Afrikas den Weg in die Zukunft gewinnen, ohne zu volkhaften Einheiten zusammenzuwachsen? Und müssen die Völker Indiens nicht, eben um ihres gemeinsamen Fortschritts willen, ihre Gegensätze in einer umgreifenden Einheit überwinden? Wohl

aber gilt es — und das sage ich als Deutscher — jenem Nationalismus in der Wurzel zu widerstehen, der wie eine ansteckende Seuche immer wieder das Leben und Zusammenleben der Völker zu vergiften droht. Sein tiefstes Wesen ist die Selbsterwählung und Selbstrechtfertigung eines Volkes, das sich in seinem Selbstbewußtsein dazu berufen glaubt, der politische Messias einer Welt sein zu sollen. Die Geschichte liefert hierfür genug Beispiele. Der Hitlerismus war die exemplarische, entsetzlichste Gestalt dieses Wahns. Gesegnet sei darum das Andenken eines Schastri, der gemeinsam mit den Staatsmännern von Pakistan und Sowjet-Rußland die Flammen des nationalen und religiösen Hasses hinderte, zum Weltbrand zu werden und der seinen Friedenswillen mit seinem Tode unterschrieb! — Aber auch der Internationalismus kann die notwendige internationale Gemeinschaft der Völker im Grunde verderben, und zwar auf dem Wege über eine Weltmacht, die sich berufen glaubt, der ganzen Welt ihr Schema und ihre Ideologie aufzwingen zu dürfen, — angeblich zum Wohl der Menschheit. Beide gegenwärtigen Weltmächte, aber auch China, dürften in dieser Versuchung stehen, wobei ja der Zwang nicht nur durch Waffen, sondern auch durch Geld ausgeübt werden kann.

Wenn es bei der Entscheidung gegen die Massenvernichtungsmittel und gegen den Krieg sozusagen um „negative“, wenn schon positiv begründete Gestalten unserer Verantwortung für den Frieden ging, so in dem Folgenden um höchst positive Antworten, zu denen uns eben jene Verantwortung ruft. Die erste dieser Fragen fordert unsere Antwort auf die schauerliche Tatsache des Hungers, nicht nur in Indien, sondern in dem größten Teil der Erde. Was bedeutet es, wenn jährlich noch ebenso viel Menschen am Hunger zu Grunde gehen, wie der menschenmordende letzte Weltkrieg kostete?! Wird nicht der ohnehin schon von den Problemen des technischen Zeitalters überrollte Gegensatz zwischen Ost und West bald abgelöst sein durch den zwischen „Nord und Süd“, zwischen den Satten und den hungernden Völkern?! Wollen die Satten ihre Chance, wirksam zu helfen, verpassen, bis ihnen von den Hungernden die Rechnung zu einer schauerlichen Quittierung vorgelegt wird?! Es ist ja nicht wahr, daß der Kampf gegen den Hunger angesichts der mit dem Fortschritt der Medizin wachsenden Überbevölkerung der Erde ein hoffnungsloses Unternehmen sei! Man denke an Spanien und Griechenland, aber doch auch an China, so schwer der Schatten der dort angewandten Methoden auf dem Erreichten liegt! Es ist nicht der Raum, darauf einzugehen. Folgende Gesichtspunkte, auf die denn oft genug in wachsender Dringlichkeit hingewiesen worden ist, müßten aber beachtet werden, wenn wir die Antwort auf die Frage des Hungers wirklich in der Verantwortung für den hungernden Menschen finden wollen: 1. Die Hilfe dürfte nicht zweckpolitisch gebunden sein, sie dürfte nicht ein verkappter Versuch sein, den Einfluß und die Machtsphäre des Helfers zu erweitern. 2. Die Hilfe dürfte nicht den Charakter des Almosens haben, sondern ein Hebammendienst zur Geburt der Selbsthilfe im Gebrauch eigener Möglichkeiten sein. 3. Die Helfenden und die, denen geholfen wird, müßten erkennen, daß ohne grundlegende Veränderungen im soziologischen und im wirtschaftlichen Gefüge der betroffenen Völker Überwindung des sich immer neu meldenden Hungers nicht möglich erscheint. Viel, wenn nicht alles, wird freilich darauf ankommen, daß solche Veränderungen nicht in einem katastrophalen Tempo durchgesetzt werden, bei dem der Mensch, dem geholfen werden soll, einen vielleicht unheilbaren Schaden erleidet. Es ist auch ein nicht verantwortbares Spiel mit der Geschichte, wenn manche Revolutionäre glauben, die gegenwärtige Generation um der kommenden Geschlechter willen opfern zu dürfen.

Wenn anders nun gerade der Sieg über den Hunger nicht ohne die Wissenschaft und ihre Technik errungen werden kann, so stehen wir vor der letzten Frage, auf die wir uns in dieser Stunde beschränken müssen, nämlich der Verantwortung für den Frieden im rechten Gebrauch der Wissenschaft. Lassen Sie mich an dieser Stelle einer Erinnerung Raum geben. Als ich vor acht Jahren auf dem Wege nach Japan über diesen Subkontinent Asiens flog, sah ich vom Flugzeug aus, etwa 6000 Meter unter mir, den Mekong sich durch die wilde Dschungellandschaft wälzen, aus der Höhe anzusehen wie eine gelbe Riesenschlange. Wir flogen über Gebirge, die über und über, jeder Kamm und jede Kuppe, von der wuchernden Vegetation bedeckt waren. Plötzlich entdeckte ich an einer Berglehne auf einer kleinen Lichtung eine winzige Hütte. Wer mochte dort hausen? Mit welchen Empfindungen mochte dort ein Mensch das Flugzeug da oben am Himmel sehen, mit welchem Entsetzen vielleicht seine Eltern, die solch ein fliegendes Ungeheuer zum ersten Male sahen?! Und ich dachte bei mir: wie nun, wenn dort etwa Bodenschätze entdeckt werden? Wenn die Hirten und Jäger von heute zu Industriearbeitern von morgen und zu Ingenieuren von übermorgen werden?! Mich ergriff die Frage: was wird dann aus dem Menschen? Ich dachte an das im Entstehen begriffene Rourkela! Ich konnte damals noch nicht

ahnen, daß ich über eben diese Frage einmal — es geschah vor sechs Wochen — mit einem indischen Ingenieur reden würde, der mich durch das gewaltige Stahlwerk führte, das aus der genialen, seiner Zeit weit vorausseilenden Intension eines Tata erwachsen ist. Der deutsche Theologieprofessor und der indische Ingenieur verstanden sich, sie hatten die gleiche Frage!

Über die vitale Notwendigkeit der Stahlwerke von Rourkela und Jamschadpur brauchen wir gar nicht erst zu reden! Indien — und nicht nur Indien — kann ohne die Technik, ohne die Wissenschaft das Ufer einer neuen Epoche nicht gewinnen. Über das Tempo läßt sich streiten! Die demonstrierenden Studenten möchten den kommenden Morgen am liebsten schon in den heutigen Tag hineinreißen! Die Regierung aber kann keine Wunder tun! Alles käme hier auf gemeinsame Besinnung und Anstrengungen an. Es ist noch nicht abzusehen, welche neuen Möglichkeiten die Wissenschaft der Menschheit erschließen wird, Möglichkeiten, von denen unsere Väter und Vorväter nicht einmal geträumt haben. Wir, ich meine besonders uns Theologen, sollten diese Möglichkeiten auch nicht diskretisieren und von vornherein unter dämonischen Vorzeichen sehen. Es sind die dem Geschöpf durch den Schöpfer gegebenen Kräfte, die den Menschen in einer unerhörten Weise als einen Herrscher von Gottes Gnaden über das Werk der Hände seines Herrn erweisen. Nur wer hier staunt und hofft, wird berechtigt, aber auch verpflichtet sein, die andere Seite der Frage zu sehen.

Ich will die Frage so formulieren, wie wir sie, mein Freund Strathenwerth, damals Vicepräsident des Außenamtes der Evangelischen Kirche Deutschlands, und ich vor nunmehr zwölf Jahren mit dem damals schwer angefeindeten Atomphysiker Robert Oppenheimer, dem Konstrukteur der Bombe, erörterten, die wider seinen Willen auf Hiroshima geworfen wurde. Die Frage lautet: Gibt es ethische Grenzen der Forschung? Wohlverstanden: nicht nur faktische Grenzen, sondern ethische Grenzen, und zwar nicht nur für die Anwendung, sondern schon für den von Experimenten begleiteten notwendigen Weg der Wissenschaft. Wir waren uns mit dem Atomphysiker darin einig, daß es solche, vom Menschen zu respektierenden ethischen Grenzen des menschlichen Forschens gibt. Und so groß gerade ein Oppenheimer die atomare Bedrohung der Menschheit sah, so erkannte er, daß der Mensch in seinem Menschsein durch gewisse Möglichkeiten der modernen Psychologie, man möchte sofort hinzufügen: oder der Biochemie noch tiefer bedroht ist. Geht nicht die Idee des homunculus terminicus, des von Menschen „gemachten“ Menschen in einer vom Menschen „gemachten Wirklichkeit“ wie ein Gespenst unter uns um?! Auch wenn wir aus letzten Gründen an die Realisierung dieses homunculus terminicus — dessen Schöpfer der Mensch wäre, nicht glauben, so scheint doch gerade die Vergötzung der Wissenschaft das Zeitalter jenes Menschsgottes heraufzuführen, das der große russische Dichter Dostojewski im vorigen Jahrhundert so unheimlich prophezeit hat. Ich muß es mir versagt sein lassen, in unserem Zusammenhang die unabsehbare Fülle von Problemen auch nur zu nennen, die sich hier aufdrängen. Lassen Sie mich — auf die Gefahr des Mißverständnisses hin! — nur einen Satz sagen: wir werden es entweder lernen, nicht alle unsere Möglichkeiten zu realisieren, oder wir werden alle miteinander untergehen! Wer diesen Satz gar nicht versteht, hat die ethische Verantwortung des Menschen für den Frieden der Menschheit im technischen Zeitalter noch nicht begriffen.

Lassen Sie mich schließen mit einem Hinweis auf die indische Situation eines atemversetzenden Transits aus einem Jahrtausende umspannenden, eine reiche Kultur in sich beschließenden Zeitalter in das technische Zeitalter der Welt. Die Weisen dieses Volkes, deren einer an der Spitze dieses Staates steht, wissen um die große Chance, aber auch um das ungeheure Risiko dieses Transits. Ich wage zu hoffen, daß gerade der indische Mensch, der ohne die Wissenschaft und die Technik keine neue Lebensmöglichkeit gewinnen kann, dazu berufen sein könnte, das Ethos der Wissenschaft in der Respektierung der uns gesetzten ethischen Grenze zu wahren. In unserm westlichen Rationalismus jedenfalls dürften gewisse Sicherungen schon durchgebrannt sein. Möge Indien nicht alles übernehmen, was ihm als Fortschritt offeriert wird! Kein Verständiger wird das als eine Empfehlung des Rückschritts hören.

Ich bin am Ende, oder, wenn Sie so wollen, am Anfang! Ich meine: wir alle stehen in jenem Anfang, wo es gilt, die ersten neuen Schritte in der Verantwortung des Menschen für den Frieden der Menschheit zu wagen.

Wer nicht das Fernste erstrebt,
kann keinen Schritt tun, nicht den nächsten;
doch wer den nächsten nicht tut,
kommt an das Ziel nimmermehr.



5



8



6



9

7



10



- 5 Professor Vogel im Hospital Amgaon
- 6 Die neue Jugendherberge der Gossner-Kirche in Ranchi - eine Stiftung der Kirche Westfalens
- 7 Der Schatzmeister der Gossner-Kirche, Herr Tirkey, Leiter der Oberschule in Chainpur
- 8 Adhyaksh Topno erhielt von der Gossner-Mission ein Motorrad
- 9 Im Februar 1967 fand ein Pastorenkurs mit 115 Teilnehmern statt
- 10 Eine kleine Christengemeinde in der Nähe von Khuntitoli

Im religiösen Dschungel Indiens

Interview mit Professor D. Heinrich Vogel

Als wir ihn in seiner Wohnung in Schlachtensee besuchten, saß Professor D. Heinrich Vogel an seinem Schreibtisch über einem Notenblatt. Er brachte einen Badian zu Papier, eine jener ertümelten Melodien, die von den Indern bei besonderen Zusammenkünften gesungen werden und in denen tausendjähriges Liedgut nachklingt. Der Berliner Theologie-Professor hat die Badian als klingende Erinnerung von seiner mehrmonatigen Indienreise mitgebracht, von der er kürzlich zurückgekehrt ist. In einem Interview schilderte er uns einige Eindrücke von dem großen „Abenteuer Indien“.

Frage: Herr Professor Vogel, was war der Anlaß und der Zweck Ihrer Indienreise?

Prof. Vogel: Die Initiative zu meiner Indienreise lag bei der Gossner-Mission, die bei uns in Berlin unter Leitung ihres Direktors, Dr. Christian Berg, ihr Zentrum hat. Entsandt wurde ich vom Beirat für Weltmission unserer Berlin-brandenburgischen Kirche, und ich reiste gemeinsam mit meinem früheren indischen Schüler Dr. Paul Singh, dessen Doktorarbeit über die Mystik Radakrishnas und die Theologie der Offenbarung ich betreut habe. Als wohlbestallter Doktor der Theologie, den er an unserer Kirchlichen Hochschule erwarb, kehrte er in seine Heimat zurück und betreute mich während der ganzen Zeit als mein Begleiter und Übersetzer. Meine Aufgabe bestand zentral in den Vorlesungen, die ich zur Christologie in Auslegung des Zweiten Artikels des Apostolikums vor den Studenten des Colleges der evangelisch-lutherischen Gossner-Kirche, einer autonomen indischen Kirche, in Ranchi zu halten hatte. Darüber hinaus hatte ich die Möglichkeit, sowohl religiöse Zentren des Hinduismus und des Buddhismus — bis hinauf in das Himalaya-Königreich Nepal — zu besichtigen als auch die Gemeinden der Gossner-Kirche in den Städten und Dschungeldörfern des Staates Bihar (Nordindien) zu besuchen.

Frage: Wie beurteilen Sie, Herr Professor, auf Grund Ihrer Beobachtungen die gegenwärtige religiöse Situation in Indien?

Prof. Vogel: Ich fuhr nach Indien in der Erwartung, hier noch dem „religiösen Menschen“ in ungebrochener Ursprünglichkeit zu begegnen, und ich wurde nicht enttäuscht, sondern habe die mannigfachen Formen menschlicher Religiosität unmittelbar auf mich wirken lassen können. Ich habe die Blutopfer, die der schrecklichen Göttin Kali dargebracht werden, ebenso gesehen, wie den Blumen Garten des Tempelbezirks, der dem Kult der Lakshmi in Kalkutta geweiht ist. Ich konnte die „psalmodierende“ Abendandacht buddhistischer Mönche mit ihren dröhnenden Trommeln und urhaft klingenden Hörnern ebenso erleben wie den Fruchtbarkeitskult im Zeichen des Phallus-Symbols, der den Herzschlag der Volksfrömmigkeit durch diesen ganzen Subkontinent bilden dürfte. Der religiöse „Dschungel“ reicht von dem Geisterglauben der Animisten bis zu sublimen Vergeistigungen indischer Religionsphilosophie und Mystik. Er hat eine

faszinierende Tendenz, alle Religionsformen, auch das Christentum, in sich hineinzusaugen und zu verwandeln.

Frage: Welchen Eindruck hatten Sie von den christlichen Gemeinden inmitten dieses religiösen „Dschungels“, von dem Sie eben sprachen?

Prof. Vogel: Ich habe viele Gemeinden besucht, nicht nur in einer Stahlstadt wie Jamshedpur, die aus dem Geist des genialen Tata (um 1900) hervorgegangen ist, sondern vor allem auch in den Dschungeldörfern. Ich habe in einer Stadt wie Ranchi an dem blühenden Leben der Gemeinde, die inmitten der hinduistischen und mohammedanischen Masse der Bevölkerung eine kleine Minorität (unter 200 000 etwa 5000 evangelische Christen) bilden, teilnehmen dürfen. „Blühend“, das heißt konkret in Zahlen: morgens um sieben ein Jugendgottesdienst mit 1000 Teilnehmern, um 9.30 Uhr der erste Gemeindegottesdienst mit wenigstens 800, abends um 18.00 Uhr der zweite Gemeindegottesdienst, von den Scharen der Kinder in deren Gottesdiensten noch zu schweigen! Am tiefsten aber hat mich beeindruckt, was ich in den Dschungelgemeinden erlebte, nicht nur im Blick auf die uralten Sitten und Tänze mit ihren aus dem Augenblick „gedichteten“ Liedern, sondern tiefer noch durch die Einfalt und den Evangeliumshunger, mit dem diese Ärmsten unter den Armen uns aufnahmen. Nur in tiefer Dankbarkeit kann ich auch zurückdenken an die Bereitschaft indischer Studenten und Prediger, zu hören und zu lernen.

Frage: Welche Chancen hat Ihrer Meinung nach das Christentum in Indien und welche Aufgaben erwachsen den europäischen Christen im Blick auf den „fernen Nächsten“ dieses Subkontinents?

Prof. Vogel: Ich sagte schon, daß die Christen — das gilt nicht nur für Nordindien, sondern auch für Südindien — eine kleine, sehr kleine Minorität bilden. Von ihren „innerkirchlichen“ Problemen, an denen es nicht fehlt, will ich nicht reden. Die Lebendigkeit ihrer Gemeinschaft, die ich vorhin nur in Zahlen andeutete, ist für uns beschämend, um nicht zu sagen alarmierend. Ihre große Versuchung liegt in dem, was man compound-Kirche nennen könnte, also: eine in einem befriedeten, von einer Steinmauer umgebenen, staatlich geschützten Bezirk sich selber lebende Kirche zu werden. Die Chance und Aufgabe, von der man gar nicht groß genug denken kann, liegt dort, wo es gilt, für Indien, das sich im Transit zwischen dem religiösen und technischen Zeitalter der Welt befindet, durch das Evangelium von dem für uns gekreuzigten und auferstandenen Herrn eine neue Zukunft zu erschließen. Unter diesem Aspekt dürfte, müßte „Mission“, neu beginnen, aber von Indern an Indern! Wir europäischen Christen können dazu nur Hilfsdienste leisten. Meine eigene Aufgabe sah ich als einen solchen, bescheidenen Hilfsdienst an. KW

Aus dem Berliner Sonntagsblatt „Die Kirche“

Jesus liebt das Dschungelkind

ein Badjan*

Wort, Weise und Satz
von Heinrich Vogel

Klavier

1-5. Jesus liebt das Dschungelkind, Je-sus liebt das Dschungel-kind, 1. mit 2. das 3. der 4. der 5. Jhn

con Pedal

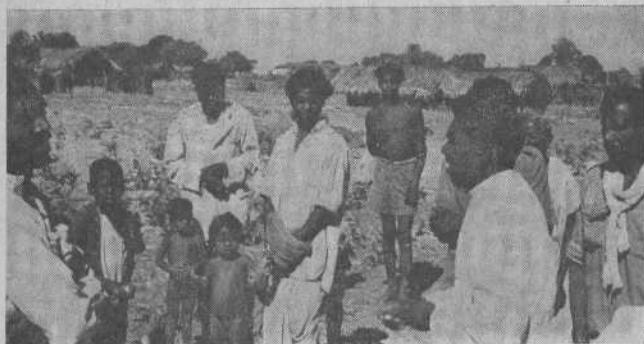
1 sei-nen dunk-len Au-gen mit sei-nen dunk-len Au-gen, mit
2 Kind hat sich ver-lau-fen, das Kind hat sich ver-lau-fen, es
3 Ti-ger will es rau-ben, der Ti-ger will es rau-ben, die
4 Hir-te sucht sein Lämm-lein, der Hir-te sucht sein Lämm-lein, Er
5 lie-ben al-le Kin-der, Jhn lie-ben al-le Kin-der, sie

1 sei-nen hellen Ster-nen, mit sei-nen hellen Ster-nen Er
2 fand nicht mehr die Hüt-te, es fand nicht mehr die Hüt-te, doch
3 Schlan-ge will es beis-sen, die Schlan-ge will es beis-sen, doch
4 nimmt es auf die Ar-me, Er nimmt es auf die Ar-me, Er
5 tan-zen und sie sin-gen, sie tan-zen und sie sin-gen, denn

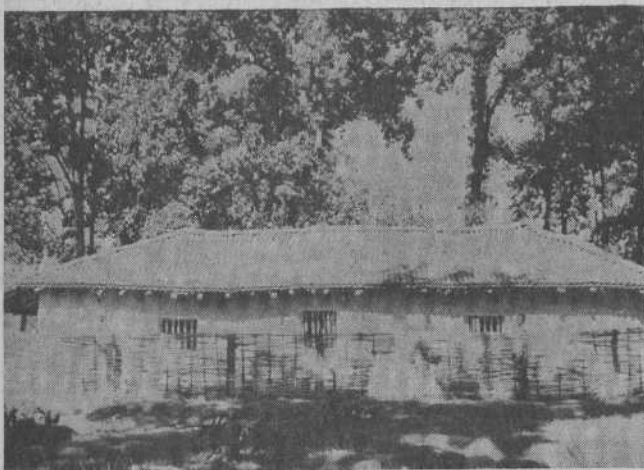
1-nimmt es auf den Schoß, Er nimmt es auf den Schoß.
2 Je-sus ging ihm nach, doch Je-sus ging ihm nach.
3 Je-sus treibt sie fort, doch Je-sus treibt sie fort.
4 trägt das Kind nach Haus, Er trägt das Kind nach Haus.
5 Je-sus hat sie lieb, denn Je-sus hat sie lieb.

* Badjans sind Volkslieder, die zum Rhythmus der Trommeln getanz werden. Ihre Aussagen werden Zeile für Zeile wiederholt.

Kleine Missionsgemeinde in Nordorissa



Als Dank für die Taufe baute ein Bauer aus eigenen Mitteln diese Kirche in der Nähe von Bamrah (Nordorissa)



Kindergottesdienst in Amgaon



Neue Impulse für die Mission der Gossner-Kirche

Obwohl es auch unter den indischen Christen wie bei uns in Deutschland viele gibt, die das Zeugnis von Jesus Christus nicht weitergeben, steht doch außer Frage, daß die Mission in der Gossner-Kirche einen hervorragenden Platz im Leben der Gemeinden hat.

Die durchaus selbständigen Kirchenbezirke (Anchals) der Gossner-Kirche sind mit gleichmäßigem Eifer dabei, das Evangelium den Nichtchristen zu verkündigen. In der zentralen Kirchenleitung in Ranchi fehlte allerdings bisher die Übersicht, in welchem Gebiet besondere Schwerpunkte zu erkennen seien. „Offene Türen“ für die Missionsarbeit müssen besser genutzt werden, während an anderen Stellen noch gewartet werden sollte. Auch zur Missionsarbeit gehört ein gewisses Maß an Planung und Lenkung.

Deshalb war es hocherfreulich, daß die Leitung der Gossner-Kirche im Februar 1967 einige wichtige Entscheidungen traf, die der Mission der Gossner-Kirche neue Impulse geben werden. Zunächst wurde beschlossen, daß ein neuer hauptamtlicher Leiter der Missionsarbeit der Kirche berufen werden solle. Man hat für diese Aufgabe nicht irgendeinen gewählt, sondern mit Absicht den qualifiziertesten Theologen aus der Kirche: Dr. Paul Singh ist der neue Missionsdirektor der Gossner-Kirche.

Als er Anfang Dezember nach jahrelangem Studium in Deutschland nach Indien heimkehrte, war die Freude in der Ranchi-Gemeinde und in der ganzen Kirche groß. Mit unerwarteter Herzlichkeit fand die Begrüßung nach indischer Art statt. Gerade weil Dr. Singh wegen seines Christseins nicht zu seiner hinduistischen Familie zurückkehren konnte, muß ihn die brüderliche Aufnahme in der Christengemeinde sehr bewegt haben.

Natürlich will und kann die Gossner-Kirche von ihrem neuen Missionsdirektor viel erwarten. Das wird schon deutlich an weiteren Entschlüssen der Kirchenleitung für die zukünftige Missionsarbeit. Danach hat Dr. Singh die Aufgabe, die bislang schon wahrgenommenen missionarischen Dienste der Gossner-Gemeinden zu stärken und zu koordinieren. Ganz in die Verantwortung des neuen Missionsdirektors gelegt wurde die Mission unter Hindus und unter den Menschen, die in den neuen Industriegebieten leben. Außerdem wurde er beauftragt, bis zum nächsten Jahr einen Plan vorzulegen, wie und wo — innerhalb oder außerhalb Indiens — ein neues Missionsprogramm zusammen mit der Gossner-Mission begonnen werden kann.

Es ist immer wieder gesagt worden, daß die Mission in Indien eigentlich noch gar nicht begonnen hat, weil in der zurückliegenden Zeit mindestens in der Gossner-Kirche die große Auseinandersetzung mit dem Hinduismus nicht stattfand. Wir erinnern uns, daß die Gossner-Kirche fast ausschließlich Adivasi — also Nicht-Hindus — unter ihren Mitgliedern hat. Wo man sich wie in Orissa und Madhya Pradesh mit der Verkündigung des Evangeliums an die Hindus wendet, stößt man auf große Schwierigkeiten. Die starken dörflichen Traditionen und die festen Familienbindungen machen es dem Einzelnen praktisch unmöglich, sich einer neuen Christengemeinde anzuschließen; es sei denn, daß der Missionar mit der Predigt zugleich eine neue äußere Existenz — Wohnung und Arbeit — anbieten könnte. Wahrscheinlich ist die Mission unter den Hindus zunächst besser in den Städten und Industriegebieten zu beginnen, weil dort die Bindungen an die alte Gesellschaftsordnung nicht so stark sind.

Sbg.

Amgaon

Indische Ärztin — indischer Missionar

Erfreuliche Nachrichten sind in den letzten Wochen vom Hospital Amgaon gekommen. Sie haben zum Inhalt, daß die indische Gossner-Kirche den missionsärztlichen Dienst sehr ernst nimmt. Lange Jahre mußten Ärzte und Schwestern von Deutschland ausgesandt werden für diesen wichtigen und entscheidungsvollen Dienst im Krankenhaus. Junge indische Mädchen kamen zunächst zögernd, um nach kurzer Ausbildung Schwesternhilfsdienste zu tun. Ohne sie wären die über 20 000 Patienten jährlich nicht zu versorgen. Aber es fehlte immer wieder an gut ausgebildetem indischen Personal.

Welche Freude also, als am 1. März die Gossner-Kirche eines ihrer Mitglieder, die junge 27 jährige Ärztin Annie Bage nach Amgaon entsenden konnte! Im Januar war sie zusammen mit Pastor Seeberg zu einer ersten Information in Amgaon gewesen und ein wenig erschrocken darüber, daß Dr. Rohwedder in diesem Frühjahr seinen Heimaturlaub antritt und sie also die ärztliche Verantwortung für das Hospital zu tragen habe, obwohl sie erst wenig Erfahrungen mitbringt. Doch sie hat sich dazu tapfer entschlossen und wird gewiß von unseren deutschen Schwestern tatkräftig unterstützt werden. A. Bage sagte: „Ich sehe diesen Dienst in Amgaon als meine Lebensaufgabe an.“ Wir wollen ihres Arbeitsbeginns mit besonders guten Wünschen gedenken, aber auch unserer Schwestern, die in diesen heißen Wochen sehr unter dem indischen Sommerklima zu leiden haben. Schwester Ursula von Lingen versorgt weiterhin die Patienten, die zur ambulanten Behandlung kommen, während die aus der erfolgreich beendeten Sprachschule zurückgekommene Schwester Monika Schutzka für die Kranken auf der Station verantwortlich ist. Schwester Marianne Koch wird die Krankenbehandlung in den umliegenden Dörfern aufnehmen.

Ebenfalls in diesem Frühjahr hat die Gossner-Kirche einen ihrer Theologen, Pastor Soy, als Missionar nach Amgaon entsandt. So ist zu erwarten, daß neben dem missionsärztlichen Dienst im Hospital auch die Predigt des Evangeliums unter den vielen Nichtchristen, die zur Behandlung kommen oder in den Dörfern wohnen, nicht zu kurz kommt. Sbg.

Amgaon-Bären für Zoo Hannover

Ende Dezember brachten Patienten aus dem Dschungel den Amgaon-Schwestern etwas Besonderes mit: zwei vier Wochen alte Bären.

Amgaon, 29. 12. 1966

„... unsere Schwestern nahmen das Geschenk an, bereiteten ein gründliches Bad, fotografierten fleißig, suchten ein passables Körbchen, fütterten die Babys aus der Milchflasche und legten die Tiere dem Missionsinspektor ins Bett. Bevor den Schwestern die Biester über den Kopf wachsen und den zarten Teint lädieren, wäre es gut zu wissen, was daraus werden soll. Sollen sie eine Bärenzucht beginnen — regelmäßige Jungbärlieferungen zum Basar? — oder die Tiere nach einer gewissen Zeit verspeisen? ...“

Hannover, 20. 2. 1967

„Wir können Ihnen mitteilen, daß die beiden Lippenbären gut am 18. 2. hier eingetroffen sind. Wir müssen Ihren Schwestern ein Kompliment aussprechen. Wir haben selten so gut gepflegte Lippenbären bekommen ...“

Zoologischer Garten Hannover

Annie Bage, die neue indische Ärztin, im Hospital Amgaon



Dorfkinder am Flußufer in Amgaon



Fräulein Marlies Gründler (Amgaon) bei der Bärenfütterung



Schwester Ilse Martin



Takarma: Neuer Auftrag für Schwester Ilse Martin

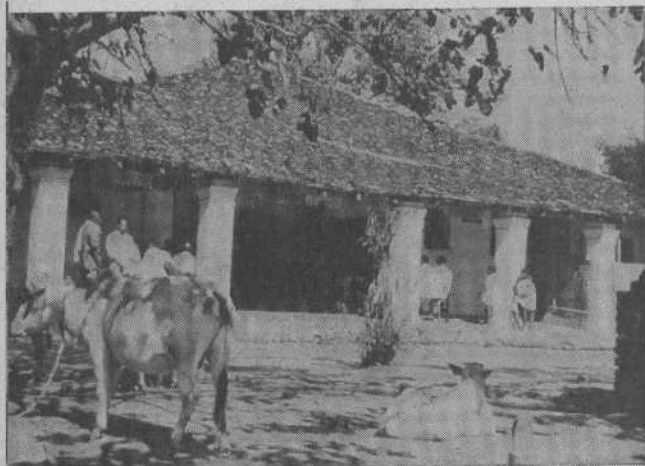
Nach zahlreichen Reisediensten in Deutschland während ihres Heimaturlaubs ist Schwester Ilse Martin Anfang März nach Indien zurückgekehrt. Es wird unsere Leser überraschen, daß sie inzwischen eine völlig neue und wichtige Arbeit übernommen hat.

Wie erinnerlich, sind in den letzten Jahren mancherlei Pläne erwogen worden mit dem Ziel, ein zweites Krankenhaus zu bauen, das im Gebiet von Süd-Bihar liegen sollte. Dies erschien notwendig, zumal von Regierungsstellen zu erfahren war, daß das jetzige Hospital Amgaon im Zug eines großen Stausee-Projekts überflutet werden würde. Inzwischen ist die Durchführung dieses Projekts auf unbestimmte Zeit verschoben worden. So war der Bau des zweiten Krankenhauses nicht mehr dringlich. Hinzu kam, daß die Gossner-Kirche zur Zeit noch nicht in der Lage ist, die nicht unerheblichen Kosten für die Unterhaltung aufzubringen sowie Ärzte und Schwestern zu finden.

Schließlich blieb die bohrende Frage: Können wir in den weiten ländlichen Gebieten von Süd-Bihar einen bescheidenen Dienst mit geringen Kosten für die Gesundheitsfürsorge tun? Das Ergebnis der Überlegungen lautete: Anstelle eines Krankenhauses werden wir eine Reihe von Gemeindepflege-Stationen — auch Ambulanzen genannt — einrichten. Wir fangen an einem Ort an, der als Musterbeispiel wirkt und gleichzeitig den zukünftigen Gemeindeschwestern zur Kurzausbildung dient.

Der Plan wurde sofort in die Tat umgesetzt. Schwester Ilse Martin hat den Auftrag gern angenommen, eine solche Ambulanz einzurichten und daneben für die Spezial-Ausbildung indischer Schwestern zu sorgen. Als Ort wurde Takarma gewählt, eine alte Missionsstation und jetzt eine richtige Gemeinde in der Gossner-Kirche, etwa 80 km westlich von Ranchi gelegen. In einem ersten Bericht, drei Wochen nach Arbeitsbeginn, schreibt sie: „Gestern haben wir über 80 Patienten gehabt, wenn auch viele mit Kleinigkeiten. Drei Entbindungen habe ich auch schon gemacht. Die erste bei Mohammedanern hier in der Nähe, die zweite nach einer abenteuerlichen Dschungelfahrt von 2½ Stunden. Da mußte ich über Nacht bleiben und konnte doch nicht helfen. Am nächsten Tag haben sich dann die Leute zu Fuß auf den Weg hierher gemacht, sie wurden aber unterwegs, gegen Abend, von einem Gewitter überrascht und mußten in einem Dorf Schutz suchen. Dort hat die Frau dann ein totes Kind entbunden. Sie sind dann von dort aus wieder nach Hause gezogen, nachdem sie von uns noch Medizin geholt haben. Die dritte Entbindung war in der Nacht vom Ostersonntag zum Ostermontag. Auch da mußte ich ca. zwei Stunden mit dem Rad fahren, aber der Weg war etwas besser. Ich fuhr erst am Nachmittag gegen 15.30 Uhr los und blieb auch über Nacht dort. Das Kind wurde so ca. um 3 Uhr früh geboren. Es herrschte große Freude, da es nach mehreren Totgeburten endlich wieder ein lebendes Kind war. Gegen 8 Uhr war ich dann wieder zurück und konnte hier gleich weitermachen.“ Sbg.

In diesem Haus in Takarma werden die Patienten behandelt



Ein Schild für alle, die es noch nicht wissen: „Ev.-luth. Gossner-Kirche Takarma – Ambulanz“



Da Schwester Ilse vermerkt, daß ihr Posteingang recht spärlich sei, geben wir gern ihre neue Adresse bekannt:

Schwester Ilse Martin,

Takarma P.O. Lasiya/Dt. Ranchi/Bihar, India

Erst Anfang dieses Jahres erreichte uns im Gossner-Haus in Friedenau der folgende Bericht von unseren Brüdern im anderen Teil unseres Vaterlandes. Er läßt uns spüren, wie dankbar sie dafür gewesen sind, einer so ansehnlichen Delegation aus der Schweiz Einblick in die Aufgaben und Probleme der kirchlichen Arbeit in ihrem Bereich geben zu können.

Keine Ferien in der DDR

... hatte die Delegation des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes, die unter Leitung von Präsident Lavanchy, Bern, einer Einladung der Gossner-Mission in der DDR gefolgt war. Vom 9. bis 19. November legte die Gruppe von Schweizer Pfarrern etwa 2000 Kilometer zurück, traf in Greifswald, Dresden und Magdeburg mit den Bischöfen und Kirchenleitungen zusammen, führte an verschiedenen Orten Gespräche mit Vertretern des Staates und der Gemeinden, besichtigte kirchliche Einrichtungen, wie die Züssower Diakonie-Anstalten, die Pfeferschen Stiftungen und die Anstalten der Brüdergemeine in Gnadau, besuchte aber auch die Gedenkstätte im ehemaligen Konzentrationslager Ravensbrück, die neuen Wohnstädte in Schwarze Pumpe und Hoyerswerda, die PGH Duncker in Rathe-now, sowie eine LPG.

Am Sonntag, dem 13. November, predigte Pastor Thurneysen, Zürich, in der Klosterkirche in Cottbus, während Pastor Pasche, Sion, im Gotteshaus der reformierten Gemeinde in Brandenburg am Bußtag die Predigt hielt. Den Abschluß der Rundreise bildete ein Empfang beim Staatssekretär für Kirchenfragen, Seigewasser, und eine Begegnung mit dem Kuratorium der Gossner-Mission in der DDR.

Dieser Aufenthalt von Schweizern Pfarrern in der DDR ist das vierte Glied in einer Kette von Begegnungen. Zweimal (im Herbst 1965 und im Sommer 1966, DIE KIRCHE berichtete Anfang des Jahres unter „Keine Ferien in der Schweiz“ von einem dieser Besuche) konnten kirchliche Vertreter aus der DDR die kantonalen Kirchenräte in der Schweiz besuchen, während vor Jahren bereits eine Schweizer Gruppe durch die DDR gereist war. Bei dem Abschlußgespräch zwischen der schweizerischen Delegation und den Kuratoriumsmitgliedern der Gossner-Mission in der DDR wurde eine erste Bilanz der zehn Besuchstage gezogen.

Nachdem Generalsuperintendent D. Jacob, Cottbus, der Vorsitzende des Kuratoriums, noch einmal kurz die Entwicklung unserer Gemeinden in den letzten Jahrzehnten aufgezeigt hatte, äußerten die Gäste in dem anschließenden brüderlichen Gespräch freimütig Anerkennung und Bedenken, Zustimmung und Kritik. Beispielsweise wurde das Wort eines Jugendlichen bei einer Gemeindeveranstaltung aufgegriffen, der gesagt hatte, die Kirche wirke leider auf die Jugend oft museal. Die reformierten Schweizer hatten hier ihre Fragen und meinten, die Liturgie habe auch auf sie befremdend gewirkt, und das Gesangbuch (EKG) sei ihrer Meinung nach revisionsbedürftig. In Abwandlung eines Ausspruchs von Luther (Ihr Schweizer habt einen anderen Geist als wir) zeigte man sich auch über eine Form des Abendmahls überrascht, bei der die Gemeindeglieder offensichtlich nicht das Recht haben, das Brot selber in die Hand zu nehmen und den Kelch selber zu fassen, und zog daraus die Schlußfolgerung, daß die Rolle des Pastors hier noch immer sehr stark betont werde. Andererseits, so äußerten die Schweizer Pastoren, sei ihrer Meinung nach in den Kirchen der DDR die Rolle des Zeugen besser verstanden worden. Denn ein Zeuge dürfe vor Gericht nur aussagen, wenn er gefragt worden ist. Während in den westeuropäischen Kirchen zu oft endlose Monologe gehalten werden, nach denen niemand gefragt hat, werde die Kirche in einer sozialistischen Ge-



Generalsuperintendent D. Jacob im Gespräch mit Pfarrer Lavanchy / Lausanne

Ehepaar Dell beendet bis zum Sommer seine Hindi-Sprachstudien

Aus Ranchi kommt die erfreuliche Nachricht, daß Ehepaar Dell die erste Zwischenprüfung in Hindi mit „sehr gut“ absolviert hat. Gleich nach seiner Ankunft im Dezember 1966 war bei einem ausgezeichneten Lehrer, für den Herr Pastor Schmidt Vorsorge getroffen hatte, der Hindi-Unterricht aufgenommen worden und hatte dies erfreuliche Ergebnis. Ab Ende April werden beide nach Musoorie in die Vorberge des Himalaja aufbrechen, um dort während der heißen Zeit ihre Sprachstudien fortzusetzen. Im Spätsommer wird die ganze Familie dann nach Ranchi zurückkehren, wo man dann im Theologischen College auf den Beginn der Lehrtätigkeit Dr. Dells wartet.

Familie Dell wird am 4. Dezember 1966 in der Christuskirche / Ranchi willkommen geheißen



sellschaft ganz anders, konkret und direkt nach ihrem Zeugnis gefragt.

Im ganzen, so betonten die Schweizer Gäste, seien alle Begegnungen für sie — sowohl die mit den Kirchen und Gemeinden als auch die mit den Vertretern des Staates — sehr eindrucksvoll gewesen. Deshalb sei es wünschenswert, nach den Besuchen hin und her nun neue Formen der Weiterarbeit zu finden. Als Themen wurden genannt: Überlegungen zu neuen Formen der Gemeinde und gegenseitige Befragung zur Wahrnehmung politischer Verantwortung in den jeweiligen, unterschiedlichen Verhältnissen.

In Borsdorf bei Leipzig übergab der sächsische Landesbischof D. Gottfried Noth eine neue Kirche ihrer Bestimmung. Sie ist aus einem ehemaligen Tanzsaal entstanden, der von der Gemeinde bereits seit 1942 als Gottesdienstraum benutzt, dann aber baufällig geworden war. Die finanzielle Grundlage für den Umbau, an dem auch ein Aufbaulager der Gossner-Mission mitgewirkt hat, bildete die Kindergabe 1963 des Gustav-Adolf-Werkes. (epd)

Weltmission heute

im Gossnersaal
Berlin-Friedenau

Die nächsten Veranstaltungen bis zur Ferienpause:

Donnerstag, 18. Mai 1967, 20.00 Uhr

„Was erwarten wir — was erwartet uns in Übersee?“

Ein Forum-Gespräch solcher, die draußen dienen oder sich darauf rüsten.

Donnerstag, 1. Juni 1967, 20.00 Uhr

Pastorin B. Ruys/Berlin

„Schwerpunkte und neue Wege der Mission der holländischen Kirchen“.

Donnerstag, 15. Juni 1967, 20.00 Uhr

Dr. Christian Berg/Berlin

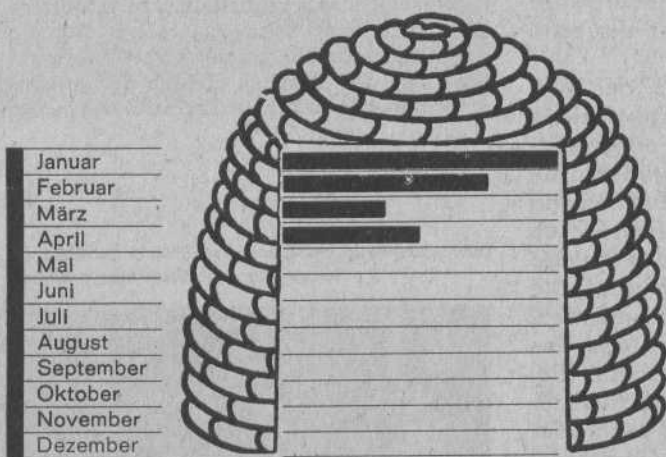
„Christenverfolgung im Sudan!“

Donnerstag, 6. Juli 1967, 20.00 Uhr

„Entwicklungshilfe statt Mission?“ — Ein Streitgespräch

Sommerpause bis Mitte September/Änderungen vorbehalten

Wir danken allen treuen Freunden herzlich, die uns mit ihren Opfern unsere Arbeit in den vergangenen vier Monaten mitermöglicht haben. Ob andere sich durch das nicht unerhebliche Defizit im Bienenkorb zu gleicher Treue bewegen lassen?



Unsere Gabensammlung

sollte vom 1. Januar bis 30. April 1967

betragen 114 000,— DM

Sie beträgt bis 30. April 77 084,25 DM

Wir haben zu wenig gesammelt.

Indien-Arbeit: Gossner-Mission, 1000 Berlin 41, Handjerystr. 19–20. Postscheckkonto Berlin West 520 50
Bankkonto: Berliner Bank, Dep.-K. 4, 1 Berlin 41, Konto Nr. 7480

Industrie-Mission Westdeutschland: Gossner-Mission, Wiesbaden-Kastel, Johannes-Gossner-Straße 14
Postscheckkonto Hannover 1083 05

Lettner-Verlag GmbH, 1 Berlin 41. Einzelpreis 0,20 DM / Druck: Buchdruckerei Walter Bartos, 1 Berlin 61
Bildnachweis: Gossner-Archiv (26), „Die Kirche“ (1)

Die Gossner- Mission

A 20 759F



Regen- und Pflanz-Zeit in Indien —
genug Wasser für eine bessere Ernte?

Inhalt:

Arm oder reich	Seite 2
Hungersnot — Schrecken ohne Ende?	Seite 3
Ein weitreichender Beschluß	Seite 6
Die Zeit der Öllampen ist vorbei	Seite 10
Brief aus Takarma	Seite 14

Berlin • September 1967

4

ARM ODER REICH?

„Im Rahmen der Strukturen unserer heutigen Weltgesellschaft werden die reichen Nationen immer reicher und die armen immer ärmer.“ Diese bittere und beängstigende Tatsache stellte Dr. Leslie Cooke 1966 vor dreihundert kirchlichen Vertretern aus allen Teilen der Welt fest.

Und: „Es liegen genügend Untersuchungen vor, die zeigen, daß all die großen Programme der Entwicklungshilfe diese Kluft nicht überbrücken und diesen Prozeß nicht einmal verlangsamen können. Einige schätzen, daß in zwanzig Jahren fünf Sechstel des Reichtums der Welt sich in den Händen westlicher und daher zumeist weißer Völker befinden werden — einer Minderheit der Weltbevölkerung. Andere sagen, daß um 1980 eine weltweite Hungersnot kommen wird, für die die gegenwärtige Situation in Indien ein Vorbote ist.“ Die Katastrophe, die die ganze Menschheit binnen kurzem oder langem überrollen könnte, ist für manche viel beängstigender geworden als das Ost-West-Problem. Man hat wohl allzu lange zu wenig daran gedacht, daß Armut nicht sein muß und eigentlich vor Gott nicht sein darf. Das Jesus-Wort „Arme habt ihr alle Zeit bei euch“ ist keine Rechtfertigung der Armut, sondern der Hinweis auf die böse Tatsache, daß das Problem der Armut so drückend auf der Menschheit lastet.

Alle Menschen haben Anspruch auf ein menschenwürdiges Dasein. Die Erkenntnis, daß der Mensch zum Leben und nicht bloß zum Vegetieren wie ein Tier bestimmt ist, sollte für Christen klar sein. Jesus hat mit seinem Gleichnis vom reichen und armen Lazarus das Problem der sozialen Gerechtigkeit aufgeworfen. Es ist eigentlich unbegreiflich, daß christliche Kirchen das oft so wenig beachtet haben. Die Bibel zeigt gleichzeitig, daß wir die Begriffe „arm“ und „reich“ mit Vorsicht brauchen sollen. Der Arme kann zum Reichen werden und der Reiche zum Armen. Der reiche Mann im Gleichnis ist mit seinem ganzen Wohlstand nicht erst in einem Jenseits, sondern eigentlich von Anfang an arm. Und der arme Lazarus kann mitten in seinem Elend ein Reicher sein.

Das darf uns aber nun ja nicht etwa dazu verleiten zu sagen, „also laßt ihn doch in seinem Elend.“ Wir sind nicht davon entbunden, alles zu tun, damit das Elend des Lazarus verschwindet.

Wir müssen uns hüten, den sogenannten Entwicklungsländern gegenüber als die Reichen aufzutreten. Und besonders verhängnisvoll wäre es, wenn wir uns selber jenen Armen gegenüber als die gnädigen, sich herablassenden Gönner vorkämen. Ob zuletzt arm oder reich, bleibt immer offen. Es stehen nicht die einen „oben“ und die anderen „unten“. Wir sind nicht allein auf der Erde. Niemand ist allein. Die sogenannten „Reichen“ können nicht unter sich bleiben. Und die sogenannten „Armen“ müssen nicht unter sich bleiben. Jeder geht jeden etwas an. Diese Erkenntnis drängt sich den Bewohnern unseres Planeten heute auf. Je mehr wir uns

dieser Erkenntnis öffnen, um so eher finden wir Wege zur Lösung der Probleme, die sich heute allen stellen. Wir leben in einer vielgestaltigen, das heißt in einer pluralistischen Gesellschaft.

Der Mensch ist geneigt, von dem, was er persönlich für richtig hält, anzunehmen, es sei allgemein richtig. Nur wer ein gewisses Maß an Selbstkritik übt, erträgt Widerspruch, kann auf einen anderen hören und dessen Ansichten auch gelten lassen. Solche Selbstkritik und Selbstbescheidung scheinen aber gerade unter Christen selten zu sein. In der Geschichte des Christentums findet sich viel Zwang und Unduldsamkeit. Die christlich geprägte Welt hatte oft wenig Raum für andere neue Gedanken und Lebensformen. Man war nicht nur in Glaubensfragen, sondern auch bei Sitten und Bräuchen, in wirtschaftlichen und politischen Fragen oft äußerst intolerant. Der Glaube des weißen Mannes an seine Überlegenheit und besondere Berufung zur Führung ist zur schweren Hypothek des christlichen Abendlandes geworden. Darum ist es jetzt auch für uns besonders schwer, anzunehmen, daß neben uns gleichberechtigte Menschen anderer Rassen, anderer Hautfarbe leben, daß neben der unsrigen auch andere Ansichten über die wirtschaftliche und politische Gestaltung der Gesellschaft bestehen, daß neben uns auch Menschen mit anderem Glauben über Gott und Leben und Tod, ja, daß neben uns sogar Atheisten Lebensrecht haben.

Zwei Aufgaben drängen sich in diesem Zusammenhang allen auf, welche die Verantwortung für die Umwelt sehen: Die Aufgabe der Schulung und Erziehung und — innerlich damit verbunden — die Beziehung des Menschen zur Arbeit. Es gibt keinen Kampf gegen Armut, Hunger, Krankheit und Unwissenheit ohne Schulung und ohne neue Beziehung zur Arbeit. Wenn die Kirchen sich zur Teilnahme an diesem Kampf verpflichtet wissen, müssen sie sich mit diesen Aufgaben befassen.

Die Frage der letzten Wahrheit ist damit nicht berührt. Ihr ist wohl der am nächsten, der weiß, wie begrenzt seine eigene Erkenntnis ist. Je näher wir der letzten Wahrheit kommen, um so stiller und demütiger werden wir. Die lautesten und intolerantesten Verfechter der letzten Wahrheit stehen ihr am fernsten.

Bei allen Änderungen in der Welt wird uns das christliche Wissen um das rätselhafte Wesen des Menschen davon abhalten, in schwärmerischer Weise zu erwarten, durch eine allgemeine Umwälzung könnten alle Probleme gelöst werden. Das würde sich am Ende immer als eine Utopie erweisen. Wir haben es auf dieser Erde mit immer wieder neuen ungelösten Fragen zu tun. Die Ursache dieser Probleme wird immer wieder der Mensch in seinem Widerspruch sein. Unsere Aufgabe aber ist es, nicht müde zu werden, sondern uns immer neu um die Lösung der Fragen zu mühen. Martin Niemöller umschrieb unsere Aufgabe mit folgenden Worten: „Es gilt, die Haltung der weißen Rasse gegenüber dem Ansturm der nichtweißen Rassen so zu gestalten, daß ein friedliches Beieinanderleben in den nächsten Jahrzehnten möglich wird.“

Aus: H. Hellstern, Jahresbericht des HEKS

Schrecken ohne Ende?

Der große Irrtum

Im Sommer 1967 richten sich alle Blicke auf die ungelösten Probleme im Nahen Osten, auf die Unruheherde in Afrika, zu dem langen Krieg in Vietnam.

In anderen Teilen der Welt ist es ruhig. Es scheint so.

Vor einem Jahr alarmierte uns die Hungerkatastrophe in Indien und löste ein weltweites Echo aus, das zu wirksamen Hilfsmaßnahmen führte. BROT FÜR DIE WELT hat in einem ausgezeichneten Rechenschaftsbericht unter dem Titel „Reis für Indien“ über die Sonderaktion der evangelischen Christenheit berichtet. Alle, die sich daran beteiligten, „Brot übers Wasser fahren“ zu lassen (Prediger 11,1), sollten diesen Bericht sehr sorgfältig lesen.

Dabei kann er zu dem Eindruck kommen, den wir genau vor einem Jahr in diesen Blättern mit dem Satz umschrieben: „Es wird sicherlich viel in diesem großen Land gehungert, aber eine Katastrophe scheint vermieden worden zu sein.“

Das war der große Irrtum. Die Katastrophe ist nicht vermieden, sondern nur verzögert worden. Diese Feststellung ist leider keineswegs eine Übertreibung, sondern beschreibt eine nackte und brutale Tatsache, die nicht zu bezweifeln ist.

Der Hunger 1967 ist schlimmer als zuvor

Die großen Anstrengungen der indischen Regierungsstellen in Zusammenarbeit mit der weltweiten Hilfe, die 1966 einsetzte, brachten eine wesentliche Linderung. Die letzten Reserven wurden an die Hungerfront geworfen.

Doch der unerbittliche Feind hat jetzt mit neuen Angriffswellen die Fronten durchbrochen. Sonst waren die Monate Juli bis September die schlimmsten des Jahres, denn im Oktober fängt die Erntezeit an.

In diesem Jahr häuften sich die schrecklichen Hungerberichte aus den Dörfern bereits im Mai/Juni. Es ist nicht auszudenken, was in den folgenden Wochen an Tod und Not gelitten wird.

Im April wurde im Staat Bihar (ca. 52 Millionen Einwohner) der Hungernotstand verkündet. Es ist das erste Mal seit der Unabhängigkeit, daß die entsprechenden Sondergesetze auf ein so großes Gebiet angewandt werden.

Mai: „30 Meilen von Hazaribagh kauen Männer, Frauen und Kinder Zweige von Bäumen, um sich am Leben zu erhalten. Man braucht nur in die ausgedörrten, verwirrten Gesichter der Kinder zu sehen, um den Ausdruck von Unsicherheit in ihren Augen zu verstehen und in diesen tiefen Höhlen wahre Verzweiflung zu finden.“ (Statesman 27. 5. 67)

Mehr als ein Engpaß

Es ist immer wieder im Zusammenhang mit der indischen Hungersnot von anhaltender Trockenheit und Mißernten die Rede gewesen.

Das ist natürlich richtig. In den besonders schwer leidenden Teilen Indiens spielt das unberechenbare Klima eine wichtige Rolle. Der ausbleibende oder geringe Regen hat verheerende Folgen gezeitigt.

Deshalb ist die bange Frage berechtigt: Wird das Land dieses Jahr ausreichend Wasser bekommen? Die Regenzeit hat im Juli eingesetzt, und wir hoffen sehr, daß nach den anormalen trockenen Jahren dann eine bessere Bewässerung erwartet werden kann.

Doch täuschen wir uns nicht: Die Hungersnot wird keineswegs

Zakir Husain neuer Präsident Indiens

Die Auszählung der am 6. Mai abgegebenen Stimmen ergab, daß der Kandidat der Kongreßpartei, Zakir Husain, mit einer unerwartet großen Mehrheit als neuer Präsident der Republik Indien gewählt worden ist. Als Moslem gehört er zu der religiösen Minderheit (10 %) des Landes.

Gefragt nach einem ersten Aufruf an die Nation, forderte Husain seine Landsleute auf, weniger zu schwatzen, weniger zu streiten, härter und immer härter zu arbeiten und zusammenzuhalten.



Kartoffelacker werden bewässert in Khuntitoli

Eine indische Stimme

„Wie können aus den Hindus, die jetzt Invaliden sind, tatkräftige, aktive und gesunde Glieder der menschlichen Familie gemacht werden? Welcher nationale Fortschritt vermag die hilflosen Millionen zu Partnern in der Weltzivilisation umzuformen, deren Beitrag zum menschlichen Wohlergehen bis heute Null ist und die sich nur auf Kosten einsichtsvoller Wohltätigkeit anderer am Leben halten? Es liegt auf der Hand, daß die Hindus, so wie sie gebaut sind, in keiner Weise in der Lage sind, sich wirkungsvoll an der Gestaltung des menschlichen Schicksals zu beteiligen. Bevor die Hindus ihren Platz unter den zivilisierten Menschen einnehmen können, müssen zwei Voraussetzungen erfüllt sein: sie müssen ihre Gesellschaft ausrichten auf die modernen Vorstellungen und sich selbst der zahlreichen Lähmungen entledigen, die sie im Blick auf das Leben in jeder Hinsicht wirkungslos sein lassen.“

(K. M. Panikkar, *Hinduism and the Modern World*, 1938. Zitiert bei P. Devanandan, *The Concept of Maya*, 230)

Probleme der Nagetier-Bekämpfung in Indien

Vom 8.—11. März fand in Kalkutta das „Indian Rodent Symposium“ statt, an dem Prof. Dr. med. Dr. phil. Hermann Peters vom Hygiene-Institut der Universität Heidelberg teilnahm. Prof. Dr. Peters war der einzige deutsche Wissenschaftler unter lediglich drei Europäern, die von ihren indischen Kollegen eingeladen worden waren.

Die Bekämpfung der Nagetiere ist für Indiens Wissenschaftler und Behörden eine wichtige Aufgabe. Nagetiere zerstören Indiens Ernten und Ernteerträge. Nagetiere sind Träger gefährlicher Krankheiten, wie die Pest. Auf Grund der Vielfalt der indischen Landschaften und des indischen Klimas gibt es dort mehr Nagetierarten der Familie der Mäuse als in Europa. Auch Ratten sind nicht nur häufiger, sondern auch in verschiedenen Größen und Arten zu finden. Die „bandicota Gigantea“ ist die größte in Indien lebende Rattenart. Die Tiere erreichen die Größe von Katzen.



Und morgen?

Ingenieur Bruns aus Ostfriesland bleibt weiterhin in Khuntitoli

Nach einem kurzen Heimaturlaub von Mai bis Juli 1967 hat sich der Leiter der Lehrfarm der Gossner-Kirche in Khuntitoli entschlossen, bis Ende 1969 weiterhin in Indien zu bleiben und während einer zweiten Vertragsdauer seine verantwortungsvolle Aufgabe in der Gossner-Kirche fortzuführen. Wir freuen uns sehr über diesen Entschluß unseres Freundes und Mitarbeiters Albrecht Bruns.

zurückgehen, auch wenn das Jahr 1967 unter klimatisch sehr günstigen Bedingungen stehen sollte.

Die Ursache des Elends ist nämlich erst in zweiter oder dritter Linie das Wetter. Wir könnten erleichtert aufatmen, wenn die Lebensmittelknappheit so einfach zu erklären wäre. Wir könnten von einem momentanen Engpaß sprechen, der durchgestanden werden müßte.

Leider liegen die Dinge anders.

Die Getreide- und Reisproduktion in Indien ist schon seit Jahren zu niedrig. Vor sieben Jahren proklamierte die Regierung eine Erhöhung der Produktion auf 102 Millionen Tonnen, die 1964 erreicht werden sollten, um eine Hungersnot zu vermeiden.

Die tatsächlichen Ergebnisse waren wie folgt:

1960:	80 Millionen Tonnen		
1961:	81	"	"
1962:	78	"	"
1963:	80	"	"
1964:	88	"	"
1965:	75	"	"
1966:	76	"	"

Der langjährige Durchschnitt ist also nicht höher als 80 Millionen Tonnen. Selbst wenn die beiden zurückliegenden Jahre ein sehr günstiges Ernteergebnis gebracht hätten, wäre das Nahrungsmitteldefizit immer noch sehr groß gewesen, der Hunger nicht vermieden worden.

Schon vor 7 Jahren reichten die Nahrungsmittel nicht aus. Heute verfügt Indien trotz Einfuhren über keine Tonne mehr. Aber die Bevölkerung des Landes ist seitdem um mehr als 60 Millionen gewachsen.

Nicht Ende, sondern Anfang

So müssen wir die schreckliche Wahrheit aussprechen, daß die Hungersnot in Indien nicht zu Ende ist, sondern im Gegenteil nun erst recht beginnt. Wir haben bis jetzt nur die Anfangswirkungen gesehen.

Alle inländischen Reserven sind restlos verbraucht, ein innerindischer Lastenausgleich ist nicht mehr möglich, wie in den Vorjahren. Amerikanische Überschüsse und solche aus anderen Ländern sind 1967 nur noch bis zu 4 Millionen Tonnen möglich. 20 Millionen Tonnen Nahrung zu wenig!

Doppelt soviel wie 1966! Das doppelte Elend und kein Ende. Im März erklärte ein indischer Regierungssprecher, daß die Regierung effektiv nicht wisse, wie die für das zweite Halbjahr 1967 zu erwartenden Ernährungsschwierigkeiten überwunden werden könnten.

Ist dies der Anfang vom Ende? Ist der Kampf gegen den Hunger in Indien verloren?

Er ist es, wenn nicht sofort energische und umstürzende Maßnahmen von indischer Seite getroffen werden. Darunter ist etwa zu verstehen (ohne Anspruch auf Vollständigkeit):

Aktionsfreiheit aller politischen Gruppen,
Enteignung des Großgrundbesitzes wahrscheinlich unerläßlich,
Entschuldung der Bauern,
Arbeitsdienste für den Bau von Bewässerungen,
Massenlieferung von Kunstdünger,
Landwirtschaftliche Nutzung von Kapitalhilfen größten Umfangs aus dem Ausland,
Gesetzliche Maßnahmen zur Familienplanung,
Zentrale Koordination der Nothilfen.

Und wir? Wir sind wahrhaftig nicht nur Zuschauer bei diesem schrecklichen Drama. Wir müssen mit verstärkten Mitteln die Brückenköpfe der Hoffnung ausbauen und vermehren. Von einem solchen Modell wird auf Seite 5 berichtet. Sbg.

KHUNTITOLI - Eine Hungersnot fällt aus

Zur Zeit herrscht im Bundesstaat Bihar eine fürchterliche Hungersnot. Die indischen Regierungsstellen unternehmen zusammen mit Hilfsorganisationen aus aller Welt gewaltige Anstrengungen, um die Menschen vor dem Hungertod zu bewahren. Trotzdem überstürzen sich die Meldungen von grausamen Szenen in den Dörfern.

Auch der Landkreis Simdega wurde zum Notstandsgebiet erklärt, weil auch hier die letzte Regenzeit nur dürftige Ernten ermöglichte. Vor allen Dingen ließ die Niederschlagsverteilung während der Wachstumsperiode des Monsun-Reises zu wünschen übrig.

Trotzdem erklärten etwa 80 Kleinbauern in einer Versammlung am 15. Mai in Khuntitoli: „Wir kennen hier keinen Hunger mehr“!

„ASMA“ heißt in einer der Stammessprachen hier soviel wie „BROT“ und ist die offizielle Abkürzung für „Agricultural Supply & Marketing Association“ = Landwirtschaftlicher Bezugs- und Absatzverband. Vor eineinhalb Jahren war ASMA noch nicht mehr als ein Gedanke, der in Khuntitoli zum Plan reifte. Inzwischen ist das Wort weit über Khuntitoli hinaus ein Begriff geworden, der den hiesigen Bauern den Glauben an ihren eigenen Boden und in die Zukunft wiedergibt.

Es ist erstaunlich, wieviel Einwendungen und Bedenken ein Bauer gegen die Verwendung von Düngemitteln und gegen neue Kulturarten und -sorten ins Feld führen kann. Hatten wir mühsam versucht, alle Argumente mit langen Erklärungen zu entkräften, so hieß es immer noch: „Wir glauben nicht an euer Pulver. Es macht den Boden tot“. Nach fünf Monaten Vorbereitungszeit hatten wir jedoch zwanzig Leute überzeugt, daß man es wenigstens versuchen sollte.

Als der Regen kam, wurden die Vorbereitungen, die Herr Kandulna und einige Lehrlinge mit den „neumodischen“ Bauern trafen, teils argwöhnisch teils spöttisch beobachtet. Schon bald zeichneten sich die „Versuchsfelder“ von den Nachbarstücken durch dunkelgrüne Farbe und Frohwüchsigkeit ab. Argwohn und Spott wandelten sich in Staunen und Bewunderung und zur Erntezeit in allgemeine Begeisterung. Dankbar durften wir eine Verdoppelung der Ernte auf den Flächen der Mitglieder registrieren.

Nun wurden auch die Bauernversammlungen lebhafter. Stolz erzählten die Mitglieder von ihrem großen Erfolg. Das spornte uns an, sogleich eine zweite Aktion für die Wintersaison zu starten.

Der Winter in Chotanagpur entspricht dem deutschen Sommer, — nur daß es dann nicht mehr regnet. 87 Bauern meldeten sich für den Anbau von Winterfrüchten: Kartoffeln, Gemüse, Weizen. Zusammen mit den Bauern suchten wir zur Bewässerung geeignete Parzellen aus. Hastig wurden Pumpen aufgestellt und Bewässerungsrinnen angelegt. An vielen Stellen entstanden provisorische Brunnen, die den stetig sinkenden Grundwasserstand folgend, über mehrere Monate hindurch ver-

tieft wurden. Bald leuchteten saftiggrüne Felder, wo sonst nach der Regenzeit nur steinharter, toter Boden zu sehen war. Noch ein Jahr zuvor lag Khuntitoli um diese Jahreszeit wie ausgestorben da. Jetzt rührten sich fleißige Hände früh morgens und spät abends, um die zweite Frucht des Jahres unermüdlich zu bewässern. Der Lohn blieb nicht aus:

rd. 1 300 Ztr. Kartoffeln	= 32 500,— Rs
rd. 240 Ztr. Weizen	= 7 200,— Rs
Ertrag	= 39 700,— Rs
Saatgut und Düngemittel	= 10 000,— Rs
Mehrwert	= 29 700,— Rs
das heißt pro Mitglied	= 340,— Rs

Um diesen Betrag zu verdienen muß ein Tagelöhner etwa 8 Monate arbeiten. Hier hat er das Geld auf seiner eigenen Fläche in vier Monaten verdient. Dabei muß man dann noch bedenken, daß die Leute im Dorf gar keinen Arbeitsplatz finden würden.

Die Steigerung der Nahrungsmittelproduktion ist nicht nur eine Organisationsfrage, sondern auch eine Frage des Geldes. Wer mehr ernten will, muß mehr arbeiten und mehr investieren.

Nehmen wir einen Kleinbetrieb mit 2 ha Nutzfläche. 1 ha sei Reisland und 1 ha Upperland (d. h. nicht für den Reisanbau geeignete höher gelegene Fläche). Ohne Zukauf von Saatgut und Düngemitteln kann er normalerweise etwa 920,— Rs erwirtschaften; innerhalb des ASMA-Programmes jedoch mindestens 2 175,— Rs.

Die zuletzt angegebene Zahl ist kein Höchstbetrag. Die Erträge pro ha liegen im ATC Khuntitoli fast um 100 % höher. Das heißt auch die Erträge im ASMA-Programm lassen sich noch erheblich steigern. Hinzu kommt die Möglichkeit, auf günstig gelegenen Parzellen eine zweite Ernte im Winter zu erzeugen.

Neben der Gewährung von Krediten, die nur in Form von Produktionsmitteln ausgegeben werden, ist ASMA bemüht, die erforderlichen Düngemittel und das nötige Saatgut auf Lager zu haben. Da dies in Indien heute noch sehr schwierig ist, werden mit Mitteln aus „BROT FÜR DIE WELT“ Düngemittel aus Deutschland eingeführt und genossenschaftseigene Saatvermehrungsbetriebe aufgebaut.

Ein wesentlicher Faktor in der ASMA-Arbeit ist die Beratung und Schulung der Mitglieder. Die Landwirtschaftliche Schule und der Lehrbirtieb Khuntitoli erfüllen hier eine wichtige Aufgabe. Darüber hinaus arbeiten zwei Berater im Programm, die die Bauern laufend besuchen und ihnen helfen, die ersten Erfahrungen in sogenannter moderner Landwirtschaft zu sammeln.

Wenn man heute in Khuntitoli sagt, daß man nicht mehr hungert, so ist das für das bisher mit sehr begrenzten Mitteln arbeitende ASMA-Programm ein stolzer Erfolg, der zu großen Hoffnungen und auch wohl zu erheblichen Erweiterungsplänen Anlaß sein darf.

A. Bruns



Patientin in unserem Hospital Amgaon

POCKEN IN AMGAON

Am 20. 5. wurde uns ein Mann mit Pocken ins Hospital gebracht. Da ich noch nie Pocken gesehen hatte, erkannte ich es in diesem Frühstadium nicht, aber auch Frl. Dr. Bage und selbst Luther, der früher schon Pocken gesehen hatte, konnten mir nicht sagen, was dieser „komische Ausschlag“ sein könnte. Nachdem ich am Sonntag alle möglichen Bücher gewälzt hatte, kam ich zu dem Verdacht, daß es Pocken sein könnten, — und am Montag sah man es dann auch eindeutig an seinem Körper. Furchtbar war es, daß wir diesen todkranken Mann einfach in den Dschungel schicken mußten. Bei uns im Hospital durften wir ihn nicht behalten, (der Fall mußte der Gesundheitsbehörde in Sambalpur gemeldet werden), ein Isolierkrankenhaus gibt es weit und breit nicht, und in sein Dorf konnte er auch nicht zurück. Wir wissen nicht, was aus ihm geworden ist, aber wir verstehen es jetzt besser, was es bedeutet, wenn jährlich Tausende an Pocken sterben. Nun legte sich auf uns die große Angst, daß inzwischen jemand von unseren Mitarbeitern sich angesteckt haben könnte, denn einige waren noch nie, andere nur als Kinder geimpft worden, — und wir hatten keine Lymphe im Hospital. Da ich am Dienstag / Mittwoch sowieso nach Rourkela fahren mußte, konnte ich in Kalunga durch Dr. Kanzler Lymphe bekommen, aber erst am Donnerstag — 5 Tage nach erfolgtem Kontakt — war es möglich, alle unsere Mitarbeiter zu impfen. Ob Sie sich die innere Spannung und Angst dieser Wochen vorstellen können, bis die 14 Tage der Inkubationszeit vorüber waren? Uns blieb nur noch das Gebet, — und Gott hat es wunderbar erhört. Wir und alle Mitarbeiter blieben verschont vor dieser grausamen Krankheit und dem Ausbruch einer Epidemie hier. Dafür können wir nur immer wieder Gott von ganzem Herzen danken.

Inzwischen haben wir aus Sambalpur noch mehr Lymphe holen lassen, sodaß wir nun auch alle Kulis und ca. 60 Leute aus Amgaon, die sich freiwillig dafür meldeten, geimpft haben, denn es soll in dieser Gegend noch mehr Pocken geben.

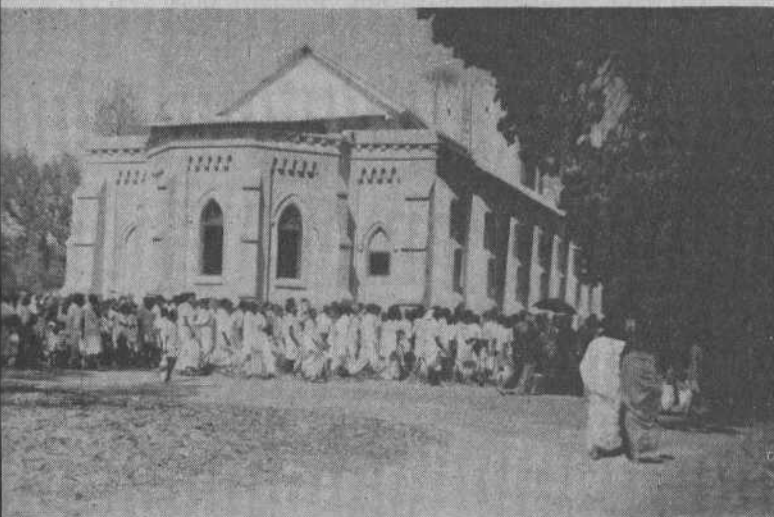
Aus einem Brief von U. v. Lingen

Anmerkung der Redaktion: Von „BROT FÜR DIE WELT“ wurden in diesen Wochen 454 000 Portionen Impfstoff als Spende an die indische Regierung weitergegeben.

Ein weittragender Beschluß des Kuratoriums

Gossner-Kirche und Gossner-Mission blicken über Indien hinaus.

Wir berichten hier eigentlich selten direkt über Beschlüsse des leitenden und letztlich für die praktische Arbeit maßgebenden Organs der Gossner-Mission. Jeder Kundige und alle Freunde können sich aber unschwer denken, daß der jährliche Haushalt und die wichtigen personellen Entscheidungen — um nur diese Punkte zu nennen — Gegenstand seiner Beratung sind und der endgültigen Zustimmung des Kuratoriums vorbehalten bleiben, wieviel Vorarbeit die Missionsleitung im Gossner-Haus



Festgottesdienst nach Kirchenrenovierung in Kinkel

Professor J. Tigg, der im September nach Deutschland kommt, im Missionsgebiet



immer geleistet haben mag, sie vorzubereiten und spruchreif zu machen. So ist auch jetzt über einen wichtigen Einschnitt in der Indien-Arbeit zu berichten, über die das Kuratorium nach Rückkehr und Bericht von Herrn Missionsinspektor P. Seeberg am 15./16. Mai beriet und zu beschließen hatte.

I.

Vorher muß aber von einer Entscheidung der Gossner-Kirche gesprochen werden, auf die das Kuratorium eine Antwort zu geben hatte.

Anfang Februar hatte sich die Leitung der seit 1919 autonomen indischen Kirche mit bald 250 000 Gliedern in mehr als 1 100 Gemeinden deutlich gemacht, daß sie im Juli 1969 ihr goldenes Jubiläum begehen werde und daß sie damit endgültig aus der Zeit der Kindheit und Jugend in den Abschnitt der vollen Selbstverantwortung und allein von Jesu Christi Wort und Geist bestimmten Unabhängigkeit eintrete. Den leitenden Männern in ihr ist es schon länger klar, daß nicht mehr die Mission im fernen Deutschland und deren Fürsorge, sondern ihre eigene Glaubens-, Opfer- und Liebeskraft ihren Weg und Dienst bestimmen müsse. Keine irgendwie geartete Abhängigkeit mehr sondern die eigene Verantwortlichkeit in allen Dingen und Aufgaben des Lebens der Kirche bis in die finanziellen Notwendigkeiten hinein — das war das beherrschende Thema der intensiven Beratungen in Ranchi!

Ergebnis: Nach den Jubiläumsfeiern 1969 — also ab 1970 — verzichtet die Gossner-Kirche auf die bisherigen Hilfen der Gossner-Mission. Für die Ausbildungsstätten der Kirche und deren Studenten in Ranchi und Govindpur; für die notwendigen Baumaßnahmen; die Jugend- und Frauenarbeit und wo sie sonst Hilfe empfing — dafür will sie selber sorgen und sich ganz auf die Opfer ihrer Gemeinden stützen. Als Ausnahme hat sie nur den Wunsch ausgesprochen, ein deutscher Dozent möchte weiterhin am Theologischen College in Ranchi lehren, und ihr Pensionsfonds für emeritierte Pastoren bedürfe noch für einige Jahre der Stärkung, um für die zukünftigen Anforderungen leistungsfähig zu sein.

Im übrigen war es nur ein wichtiger Sektor der Arbeit, in dem die Gossner-Kirche mit der Gossner-Mission in lebendiger Verbindung und tätiger Zusammenarbeit auch nach 1970 bleiben möchte: In der Arbeit der Mission an ihren nichtchristlichen Landsleuten in Indien. Sie sieht die unermessliche Aufgabe vor sich, das Evangelium von Jesus Christus in die großen Städte und abseitigen Dörfer der Bergwelt und heißen Ebenen zu tragen und hofft hierbei auf Rat und Hilfe jeglicher Art seitens der Gossner-Mission. Gerade weil sie Pastor Dr. Paul Singh zum Missionsdirektor berufen hat, ist sie sich klar darüber, daß er und seine bis zu 200 hauptamtlichen Mitarbeiter in der Evangeliumsverkündigung finanzieller Hilfe und erfahrenen Rates bedürfen. Es war dem Kuratorium eine besondere Freude, daß dieser Wunsch der Gossner-Kirche so dezidiert und bedingungslos ausgesprochen wurde.

II.

Wenn nun von dem Beschluß des leitenden Organs der Gossner-Mission zu berichten ist, was bleibt eigentlich mehr zu sagen, als daß es die Willensäußerung seiner lieben Gossner-Kirche im Grunde genommen nur mit großer Freude beantworten konnte. Dies spricht aus dem Beschluß, der am 17. Mai 1967 nach vielstündiger Diskussion unter Leitung des Vorsitzenden Bischof D. Scharf gefaßt wurde:

„Das Kuratorium hat dankbar den Beschluß der Leitung der Gossner-Kirche vom Februar 1967 zur Kenntnis genommen, wonach sie nach 1969 — dem Jahr ihres fünfzigjährigen Jubiläums der Autonomie der Kirche — nicht nur in rechtlicher Selbständigkeit, sondern auch in finanzieller Unabhängigkeit ihre Aufgaben erfüllen will.

Das Kuratorium ist gern bereit, dem Beschluß der ihm bleibend verbundenen Bruderkirche zu entsprechen, jedoch mit ihr gemeinsam auch in Zukunft Missionsarbeit zu treiben.“

Natürlich waren es nicht wenige erfahrene Mitglieder des Kuratoriums, die mit dem Dienst der Gossner-Mission in Chotanagpur seit langem vertraut sind, welche Zweifel äußerten, ob es die Gossner-Kirche haben werde, hinauszuführen, was sie an mutigen und vorwärtsweisenden Beschlüssen gefaßt hat.

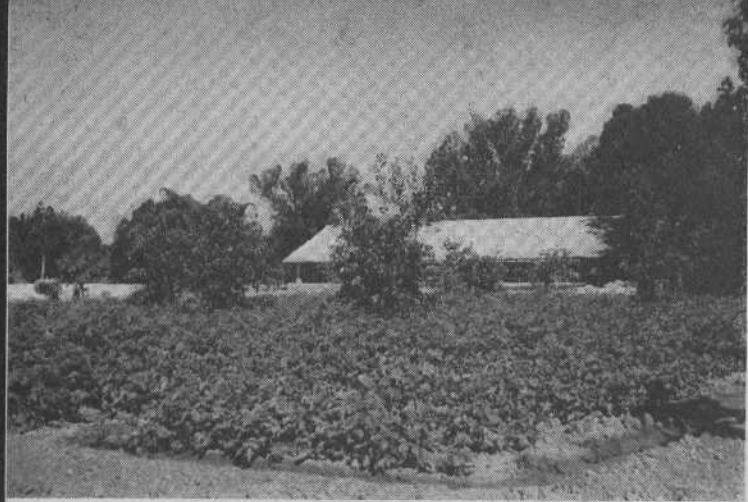
Aber beherrschend war doch die Empfindung, die auch den gefaßten Beschluß gestaltete, daß man im Gossner-Haus seitens des Kuratoriums und der Missionsleitung der jungen indischen Bruderkirche helfen solle, den erkannten Weg tapfer und im Vertrauen auf die Hilfe unseres Herrn zu gehen.

Die große und schwere Frage, welche Aufgaben der Gossner-Mission gestellt werden würden, wenn sie mit einem großen Teil ihrer Kraft ab 1970 frei werde, an anderer Stelle im Auftrag der Weltmission tätig zu werden, hat das Kuratorium klar erkannt, aber natürlich in der gleichen Sitzung noch nicht beantworten können.

Schon im Herbst werden die Überlegungen aufgenommen werden, ökumenischen Rat einzuholen, um zu erkennen, welcher Dienst nach wenigen Jahren auf die Gossner-Mission warten könnte. Außerordentlich stärkend für diese verantwortlichen Überlegungen wird es auch sein, daß die Gossner-Kirche in Indien sehr klar ihren Wunsch bekundet hat, an solchen neuen Missionsaufgaben irgendwo in der Welt mitwirken zu dürfen, indem sie geeignete Kräfte aus ihrer Kirche dafür abstellt, um seitens der „Gossner-Familie“ (in Deutschland und in Indien) an bestimmten Punkten der Welt Zeugnis und Dienst für das Evangelium von Jesus Christus auszuüben. Welche kaum vorstellbare Möglichkeit, daß in den 70er Jahren weiße und braune Christus-Boten gemeinsam in der Aufgabe der Weltmission arbeiten, und dadurch recht eigentlich der über hundertjährige Dienst der Gossner-Mission im indischen Bergland von Chotanagpur weltweit sichtbare Früchte trägt.

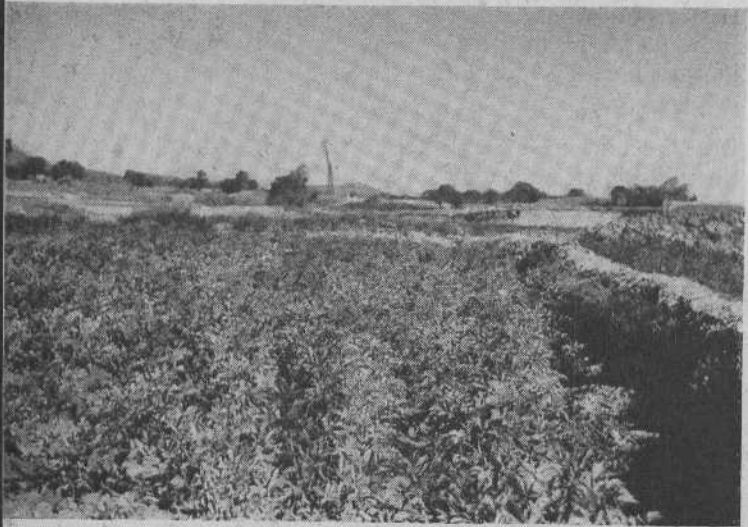
Christian Berg

Die Bildseite der G



1

1 u. 2 Kartoffelfelder in Khuntitoli



2

3 u. 4 Säen und Pflanzen



3

5 Unsere Mitarbeiter K. Schwerk-Fudi und

6 A. Bruns-Khuntitoli

7 Hospital, Amgaon: Kinderelend

8/9/10 Gute Ernten in Khuntitoli: Reis, Kohl, Erdnüsse

11 Gottlob Regen — aber Überschwemmung in Ranchi

12 Jungvermähltes Paar: Dr. Paul Singh, jetzt Missionsdirektor seiner Kirche,



9

10



4



Gossner-Mission

Kirche, und Frau



5



6



8

11



7

12



Indien warnt Missionare

(Neu-Delhi) — Gegen eine verstärkte christliche Missionstätigkeit „unter Ausnutzung der Hungersnot“ hat sich die indische Regierung ausgesprochen. Vor dem Parlament teilte Innenminister Shukla mit, daß „strenge Maßnahmen“ gegen alle Missionare eingeleitet würden, die die Verteilung von Hilfsgütern in den Notstandsgebieten mit „christlicher Propaganda“ verbanden. Er beantwortete damit eine Anfrage mehrerer Abgeordneter, die wissen wollten, was die Regierung von Berichten halte, daß viele ausländische Missionare die Verteilung von Lebensmitteln an Hungernde angeblich von einer vorherigen Bekehrung zum Christentum abhängig machten.

Indischer Kommunistenführer lobt Missionare

Der Erziehungsminister der von den Kommunisten geführten Regierung von Kerala hat öffentlich die Verdienste der ausländischen christlichen Missionare auf dem Gebiet der Erziehung in Indien hervorgehoben. Minister C. H. Koya erklärte, Kerala verdanke seine Stellung als Staat mit dem höchsten Bildungsstand in Indien der noblen Arbeit der Missionare aus aller Welt.

Hindu-Vereinigung will Bekehrung unter Strafe stellen

Zum ersten Mal seit 1962 ist die Zahl der in Indien tätigen ausländischen Missionare gestiegen. Im Parlament von Neu-Delhi wurde mitgeteilt, daß am 1. Januar 1966 4516 Missionare gegenüber 4214 im Jahre 1962 registriert waren. Die Regierung war in der Fragestunde um Auskunft gebeten worden, wieviele Erwachsene zum Christentum bekehrt worden seien. Sie gab die Zahl mit 8305 im Zeitraum von 1962 bis 1967 an. Im Jahr 1962 waren in Indien scharfe Bestimmungen gegen die Einreise von ausländischen Missionaren erlassen worden. Inzwischen hat die militante Hindu-Vereinigung „All-India Hindu Mahasabha“ die Regierung aufgerufen, die Konversion von Hindus zum Christentum als Straftat zu behandeln. Die Mahasabha erklärte, christliche Missionare in Indien hätten vor allem in Hungergebieten wie in Bihar große „Bekehrungschancen“. Seit den indischen Kongreßwahlen, die einen starken Rutsch nach rechts gebracht hatten, wird in der Öffentlichkeit immer stärker der Vorwurf gegen die Christen erhoben, sie festigten die ehemalige britische Kolonialherrschaft und verhielten sich gegenüber der indischen Regierung unloyal.

Die Zeit der Öllampen ist vorbei

Es war am Weihnachtsmorgen des vergangenen Jahres in Ranchi. Ranchi war um die Jahrhundertwende noch eher ein großes Dorf denn eine Stadt. Heute zählt es über 200 000 Einwohner und hat ein großes Industrieviertel. Die Bevölkerung besteht in überwältigender Mehrheit aus Hindus oder Mohammedanern. Die evangelischen Christen stellen eine kleine Minorität von etwa 5000 dar. Diese Christen hielten also am ersten Feiertag ihren Fröhgottesdienst. Die Kirche konnte die Menschenmenge nicht von fern fassen. Im strahlenden Sonnenschein waren 6 bis 7 000 Menschen versammelt, darunter also auch viele Nicht-Christen. Allein unter dem Dach eines gewaltigen Banjanbaumes hockten tausende von Frauen und Kindern, unter den ringsherum aufgespannten Zeltdächern standen die Männer. Das Ganze war mit den zahllosen bunten Wimpeln wie ein großes Volksfest anzuschauen. Dieser Gemeinde durfte ich die Weihnachtspredigt halten, die von einem mir befreundeten jungen Inder, einem früheren Schüler, übersetzt wurde.

Weil ich wußte, wie sehr die Inder Bilder und Gleichnisse lieben, gebrauchte ich selbst folgendes Gleichnis: Ein Mensch sitzt am Markt. Er putzt seine Lampe. Die Lampe, sie brennt am helllichten Mittag. — Er spart nicht am Öl. Er gibt ihr die Nahrung. Die Lampe, sie brennt am helllichten Mittag. — Was sitzt du am Markt, o Freund, mit der Lampe? Die Sonne strahlt hell — längst ist sie erschienen, vorbei ist die Zeit der Öllampen. Die Götter sind tot, denn Christ ist erschienen. — Die Zeit der Religionen ist vorbei. Die Sonne der Liebe Gottes ist in Christus für uns alle aufgegangen!

In einem anderen Sinn, ich meine, im Blick auf die Lebendigkeit der Religionen, ist die Zeit der Öllampen freilich noch nicht vorbei! Im Gegenteil, es dürfte vielleicht kein Land der Erde geben, in dem menschliche Religiosität noch so ursprünglich und unmittelbar anzutreffen ist, wie in diesem Subkontinent Asiens. Und dabei denke ich nicht nur an das, was ich in Indien, sondern auch, was ich in Nepal, dort oben zu Füßen der leuchtenden Himalajagipfel gesehen habe. Es umfaßt alle erdenklichen Gestalten der Religion, von der Geisterfurcht der Animisten im Dschungel bis hin zu der Mystik der Brahmanen, von der Fruchtbarkeitsreligion des Phalluskultes bis hin zu den Gebetsübungen buddhistischer Mönche. Einige Szenen und Bilder mögen hier mehr vermitteln, als die bloßen Begriffe es hergeben können.

Ich weiß nicht, wieviele unter meinen Hörerinnen und Hörern schon von der Göttin Kali gehört oder vielleicht ihr Bild mit der blutrot herunterhängenden Zunge und den abgeschlagenen Menschenköpfen in ihren Händen gesehen haben. Ich erlebte es, wie vor einem Tempel dieser Göttin in aller Öffentlichkeit inmitten des zusammengeströmten Volkes die blutigen Tieropfer vollzogen werden. Der Priester hat dazu gerufen und gelockt, das Geld für das Opfer eines Ziegenlammes zu geben. Schon wird es auf den Block gezerrt. Im nächsten Augenblick trennt ein gewaltiges scharfes Haumesser den Kopf vom Rumpf ... Das Andere will ich nicht schildern. Keine dreißig Meter davon entfernt hocken unter einem Baldachin etwa zwanzig Brahmanen über Sanskrittexte, also über ihre heiligen Schriften gebeugt. Unter einem anderen Baldachin wird einem kleinen Knaben der Kopf kahl geschoren. Die Mutter will damit der Göttin ihren Dank erzeigen, der sie ihre Fruchtbarkeit zu verdanken glaubt. Rings um den Tempel herum sind jene Slums gelagert, in denen der größte

Teil der Bevölkerung von Kalkutta haust und vegetiert. In derselben Stadt, die einen solchen abstossenden Aspekt religiösen Schreckens bietet, empfängt den Besucher auch der Tempelbezirk der Göttin Lakshmi mit seiner leuchtenden Blumenpracht und seinen wunderbaren Skulpturen. Hier werden Blumenopfer dargebracht. Der ganze Tempelbezirk ist durch die lockende, ja, die heitere Seite jener religiösen Scheu geprägt.

Will man die unübersehbare Vielfalt der Gestalten menschlicher Religiosität in einem Bild auf sich wirken lassen, so mag man, wie es mir beschieden war, auf dem den Inderen so heiligen Strom, dem Ganges, von dem Dach eines altertümlichen Bootes aus versuchen, das Gewirr von goldenen Tempeldächern und Palästen früherer Maharadschas, noch rauchenden Leichenverbrennungsstätten und vor allem von badenden Pilgerscharen zu entwirren. Da steht ein Mann, vielleicht einer jener Wanderheiligen, offenkundig in Meditation angesichts des Sonnenaufgangs versunken, aber daneben schlagen auch Wäscherinnen ihr Leinenzeug nach uraltem Brauch auf den Steinen am Flußufer sauber. Da sind denn auch all die Händler und Bettler, — die heiligen Kühe und zahllosen Hunde nicht zu vergessen. Die schreckliche Gasse von Bettlern, echten und unechten, aussätzigen und berufsmäßigen Almosenempfängern, die man zum Fluß hinunter zu durchschreiten hatte, gehört mit jener Welt der Tempel zusammen. Das Karma, das jedem Einzelnen bestimmte Gesetz seines Lebensschicksals, will ja mit all seinem Leiden geduldig durchgestanden sein, in der Hoffnung, in der Wiedergeburt eine höhere und bessere Stufe des Seins zu gewinnen. Wer diesen Menschen also den Weg zum Fortschritt in eine Zukunft bahnen will, in der dieses Bettlertum, sowohl wirtschaftlich wie religiös gesehen, überwunden würde, der mußte gerade an der Stelle eine Antwort geben, an der eben dieser religiöse Mensch sich verpflichtet glaubt, in seinem Elend zu beharren.

Ich kann es mir nicht versagen, wenigstens eine Szene aus dem Bereich des Buddhismus in der Erinnerung heraufzubeschwören. Es war in Nepal, in der Nähe der in einer wunderbaren Talebene gelegenen Hauptstadt Kathmandu. Mein junger Schweizer Freund, der dort im Dienst an einem Aussätzigenasyl wirkt, und ich besuchten einen buddhistischen Stupa. Solch ein Stupa wie der berühmte, über zweitausend Jahre alte Buddhath, den ich sah, besteht aus einer gewaltigen Halbkugel, der ein mächtiger Würfel aufgesetzt ist. Über diesem erhebt sich ein Turm, der in einer goldenen Lotosblume gipfelt. Die Halbkugel birgt nicht etwa einen Tempelraum in sich, den man betreten könnte, sondern ist durch und durch gefüllt und verbirgt im Innersten ein Allerheiligstes, in dem Reliquien aufbewahrt werden, Reliquien, zu denen niemand mehr einen Zugang hat, und die vielleicht niemand mehr kennt. Von jeder Seite des aufgesetzten Würfels blicken einen je zwei Augen an, wahrhaft ungeheuerliche, den Beschauer durchdringende Augen, die ein Symbol des Allwissenden und Erhabenen darstellen sollen. Neben solch einem Stupa erleben wir in einer Gömpa, einem zu dem Kloster der Mönche gehörenden Tempelraum, ihre Abendandacht, um es in unseren Begriffen auszudrücken. Unbeschreiblich der Wechsel von zwei Mönchschören, die in hoher und tiefer Stimmlage in einer Art Sprechgesang bei der Rezitation heiliger Texte einander antworten. Vollends nicht wiedergebar der Eindruck von gewaltigen Hörnern, allenfalls unseren Alpenhörnern vergleichbar, und dem Dröhnen der Tempeltrommeln! Im übrigen hatten sie gerade an jenem Tage die Einbringung einer neuen Inkarnation, also einer neuen menschlichen Erscheinung des Göttlichen, mit großem religiösen Gepränge gefeiert, die sie in der Gestalt eines Knaben, ich weiß nicht, in welchem Winkel des Landes, entdeckt zu haben glaubten.

Hindus wollen Wächtergruppen

Es müßten alle Anstrengungen unternommen werden, daß keine weiteren Hindus von ihrem Glauben abfallen und sich den christlichen Kirchen anschließen, heißt es in einem Beschluß der indischen Nationalkonferenz der Hindus. Die Konferenz, die in Madras tagte, beschloß, sogenannte Wächtergruppen einzusetzen, die sich vor allem der Hindu-Mitglieder annehmen sollen, die sozial benachteiligt sind und eher von den Kirchen erreicht werden. Christen soll es in Zukunft leichter gemacht werden, sich wieder zum Hinduismus zu bekennen. Sie müssen lediglich eine Erklärung unterzeichnen.

Will Indien keine Missionsärzte haben?

Nach Angaben der Kirchenzeitung „Methodist Recorder“ (London) ist seit Anfang Mai nicht weniger als 14 Missionaren der bedeutendsten britischen Missionsgesellschaften von der Regierung in Neu Delhi die Genehmigung zur Einreise nach Indien verweigert worden. Unter den Missionskräften, die in Indien arbeiten sollten, befanden sich auch Lehrer, Krankenschwestern und Ärzte.

Neue Aufgaben der ärztlichen Mission

Nicht in der Errichtung und Erhaltung eigener kirchlicher Institutionen in Übersee, sondern in der Ausbildung von Ärzten und Schwestern sieht der Direktor des Deutschen Instituts für ärztliche Mission in Tübingen, Pfarrer Dr. med. Martin Scheel, künftig die Hauptaufgabe der ärztlichen Mission. In seinem neuesten Jahresbericht weist Scheel darauf hin, daß sich die Zahl der von protestantischen Kirchen oder Missionsgesellschaften in Übersee betriebenen Krankenhäuser von 2100 im Jahre 1910 bis 1967 auf 1238 vermindert habe. Weil fast überall Mangel an Mitteln und Fachpersonal herrsche, hätten kürzlich zum Beispiel in Persien wieder zwei protestantische Krankenhäuser geschlossen werden müssen.

Zur Zeit gibt es in Übersee vier protestantische Ausbildungsstätten für Ärzte und 400 Schwestern, berichtet Scheel. Insgesamt geben die westlichen protestantischen Missionsgesellschaften für die Erhaltung der ärztlichen Missionsarbeit zur Zeit jährlich mehr als 400 Millionen Mark aus.

Fortbildung unserer Amgaon-Ärztin in Nowragnapur

Die Leitung des Hospitals der Jeypur-Kirche in Süd-Orissa hat unsere junge indische Ärztin, Fräulein A. Bage, eingeladen, ab 1. November 1967 noch eine berufliche Fortbildung zu erhalten. Wir sind sehr dankbar dafür, diesen wichtigen Dienst von unseren Freunden in Brecklum bzw. in Nowragnapur für unsere junge Mitarbeiterin in Amgaon zu empfangen.

Gossnerchrist wird Abgeordneter

Erst kürzlich wurde bekannt, daß der leitende Mitarbeiter des Präsidenten der Gossner-Kirche in Ranchi bei den Februar-Wahlen in das Parlament des Bundesstaates Bihar gewählt wurde, der mit über 50 Millionen Menschen fast dreimal so groß ist wie das volkreichste Bundesland Nordrhein-Westfalen in der Bundesrepublik.

Der Name von Herrn Horo wurde im vergangenen Jahr mehrfach genannt, weil er der Vorsitzende des Speisungsprogrammes von BROT FÜR DIE WELT im Bereich von Süd-Bihar war. Neben seiner administrativen Tätigkeit hat sich Herr Horo seit Jahren besonders intensiv an der publizistischen Arbeit der Gossner-Kirche beteiligt und ist einer ihrer führenden Laien.

Ende der Bevormundung?

Als seine Hauptaufgabe während einer Besuchsreise bezeichnete es Oberkirchenrat D Schlingensiepen, darauf hinzuwirken, daß in den Batakirchen mehr als bisher eine echte Partnerschaft zwischen der Rheinischen Mission, aus deren Arbeit diese Kirchen hervorgegangen sind, und den „Jungen Kirchen“ auf Sumatra praktiziert werde. „Die Kirche muß es lernen, sich selbst zu regieren. Bisher wurde sie noch zu sehr von uns bevormundet“, erklärte Schlingensiepen. Wenn bei einer selbständigen Leitung der Kirche im Anfang Fehler gemacht würden, so sei dies so gut wie unvermeidlich und müsse in Kauf genommen werden.

Afrikanisierung der Kirche in Guinea

Eine sofortige „Afrikanisierung“ der protestantischen und katholischen Kirchen Guineas hat Präsident Sekou Touré in einer am 1. Mai über Radio Conakry ausgestrahlten Ansprache angeordnet. Priester, Pastoren und andere führende kirchliche Helfer aus dem Ausland müssen ihr Amt bis zum 1. Juni 1966 an einheimische Christen abtreten. Die „politischen, administrativen und militärischen Behörden“ des Landes wurden in der Ansprache ausdrücklich angewiesen, nach Ablauf dieser Frist „alle ausländischen Elemente, die bis dahin nicht durch Afrikaner ersetzt worden sind, zur Grenze zu begleiten“. Die gesamte einheimische Geistlichkeit in Guinea ist nach einem Bericht von Agence France Press unter „Hausarrest“ gestellt worden, weil sie sich dem Protest der Bevölkerung gegen die knappe Versorgung mit lebensnotwendigen Nahrungsmitteln angeschlossen habe. Gegenwärtig leben in Guinea etwa 35 000 Katholiken und 5 000 Protestanten bei einer Gesamtbevölkerung von 3,5 Millionen. Die katholische Geistlichkeit umfaßt einen einheimischen Erzbischof, zwei Bischöfe aus der französischen Schweiz, 73 ausländische — zumeist französische — Priester und neun einheimische Priester.

Aber genug von dem, was einem im religiösen Dschungel dieses von bald 700 Millionen bewohnten Raumes, der vom Himalaja bis nach Ceylon reicht, wohl den Atem verschlagen kann. Indem ich dieses Wort „Dschungel“ auf die Lippen bekomme, fühle ich mich zurückversetzt in jene christlichen Gemeinden, wie ich sie im Dschungel des Landes Chotanagpur, das heißt: Schlangenland, vielfach besuchen durfte. Ich wünschte jedem meiner Zuhörer, daß er derartiges einmal selbst erleben könnte. Die Begrüßung am Rande der armseligen Hütten der Ärmsten erfolgt in den aus der Tiefe der Jahrtausende überkommenen Gebräuchen, Tänzen und Liedern. Sie bekränzen den Gast, sie waschen ihm die Hände, sie singen ihm zur Ehre aus der Freude über den Besuch ihre Badjans. Die melodischen, veränderbaren Urmodelle dieser Tanzweisen werden für aus dem Augenblick geborene Texte in Gebrauch genommen. „Woher sind unsere Gäste gekommen? Über's Meer sind sie gekommen, aus dem fernen Deutschland sind sie gekommen, laßt sie uns begrüßen!“ — Darüber danken sie Gott und erwarten unter dem scheuenartigen Dach ihrer armseligen Kirche, auf die sie so stolz sind, von dem Gast die gute, von der Dämonenfurcht rettende, frohe Botschaft, das Evangelium Christi, neu zu hören. Im Vordergrund hocken die Kinder mit den dunklen Augen und hellen Augensternen, in die man sich nur verlieben kann. Dahinter auf der einen Seite die Frauen, auf der anderen die Männer. Daß eine Mutter im Gottesdienst ihr Kind stillt, ist ebenso natürlich, wie daß die Vögel durch den Raum fliegen, und die Hunde durch die Reihen gehen, die ebenso unterernährt sind wie die Menschen. Man muß mitten unter ihnen in der Evangeliums-Gemeinschaft mit ihnen gewesen sein, um neu, ganz anders als in diesem sogenannten christlichen Abendland, zu erleben, was es um den Sonnenaufgang des Evangeliums in unserer Finsternis ist.

Ja, die Zeit der Religionen ist vorbei. Christus ist erschienen! Ich weiß, daß viele meiner Hörer die Behauptung von dem Ende der Religionen ganz anders verstehen möchten. Wenn sie den Satz hören „die Zeit der Ollampen ist vorbei“, so denken sie an das auch für Indien anbrechende oder doch sich anbahnende Zeitalter der Technik. Ich habe von den Versuchen der Inder, ihr Land mit seiner ungeheuren Menschenfülle der modernen Technik zu erschließen, respektgebietende Eindrücke empfangen. Freilich vermag ich das allzu künstlich, gleichsam von oben in die frühere Dschungellandschaft hineingesetzte Rourkela mit seinen gewaltigen Stahlwerken nicht so zu bejahen, wie das von Jamshedpur, jener Stahlstadt im Südosten des Staates Bihar, das aus dem genialen Geist eines persischen Inders, des Tata, hervorgegangen ist, der schon um die Jahrhundertwende die Notwendigkeit der Erschließung Indiens für die Technik erkannte.

Alles kommt freilich darauf an, daß die Frage eine Antwort findet, in der ich mich mit einem indischen Ingenieur, der mich durch das Stahlwerk führte, tief eins wußte: was wird aus dem Menschen? Gestern war er noch ein Reisbauer und Dschungelbewohner, heute ist er vielleicht schon Arbeiter in solch einem Stahlwerk, das in Indien natürlich nicht anders aussieht als im Ruhrgebiet. Morgen — aber was sage ich — manch einer ist auch schon heute selbst Ingenieur und Konstrukteur. Diese Entwicklung geht in rasendem Tempo vor sich. Der Transit, der Übergang in das technische Zeitalter der Menschheit, zu dem uns Europäern fast zwei Jahrhunderte Zeit gelassen wurde, muß von den Indern, und nicht nur von ihnen, in wenigen Jahrzehnten bewältigt werden. Daß sie ohne Wissenschaft und Technik der immer neuen Hungerkatastrophen, die eine jährlich wachsende Menschenmasse bedrohen, nicht Herr werden können, ist klar. Mir ist auch klar geworden, daß ohne eine tiefe Wandlung der sozial-

wirtschaftlichen Struktur das andere Ufer neuer Lebensmöglichkeiten nicht erreicht werden kann. Aber was wird aus dem Menschen? Wird er, dieser religiöse Mensch Indiens, zu einem praktizierenden Materialisten und Atheisten werden?

Man gebe sich keinen Illusionen hin über das, was das bedeuten würde! Die andere, in aller Religiosität unheimlich lauernde Seite der Religion ist nämlich der Nihilismus. Gerade sehende, um die Gefahr wissende Inder, wie ich sie unter meinen indischen Brüdern und Freunden dort fand, erkennen das und sind davon durchdrungen, daß das Evangelium, und zwar ein mit indischen Zungen neu verkündetes Evangelium die Frage nach dem Menschen beantworten könnte und müßte. Ich glaube, die Einwände gegen die christliche Mission, wie sie nicht nur von hinduistischen Priestern und Religionsphilosophen, sondern auch von vielen europäischen Skeptikern und Relativisten erhoben werden, einigermaßen zu kennen. Wer aber von den Strahlen jenes Sonnenaufgangs der Wahrheit in Jesus Christus getroffen ist, und wer von der Liebe zum indischen Menschen, gerade zu dem armen, unbeschreiblich liebenswerten Dschungel-Menschen erfaßt wurde, der wird gegen alle Wahrscheinlichkeit erkennen, daß eine neue Chance für das Evangelium gegeben ist, die nur darauf wartet, praktiziert zu werden.

Das wird nur von Indern für Inder geschehen können. Wir können nur Hilfsdienste leisten. Was ich selbst etwa mit meinen Vorlesungen für indische Theologie-Studenten tun durfte, war nur solch ein bescheidener Hilfsdienst. Ich muß allerdings gestehen, ich bin unendlich dankbar dafür, daß ich es tun durfte. Möchten uns allen, die wir so in die Enge unsere europäischen, ach, unserer innerdeutschen Fragestellungen gebannt sind, die Augen für andere Horizonte geöffnet werden. Das wird wohl erst dann geschehen, wenn wir von der Liebe zu den Mitmenschen in der Ferne erfaßt und davon durchdrungen werden, daß wir ihnen zu helfen haben, bedingungslos zu helfen, ohne politische Hintergedanken, so, daß die Menschen dort einen eigenen Weg in die Zukunft unter die Füße bekommen; denn — die Zeit der Öllampen ist vorbei.

Prof. D. Heinrich Vogel

Rechtzeitig vor dem Christfest erscheint das Buch:

Die Zeit der Öllampen ist vorbei

Indien zwischen Religion und Technik
von Heinrich Vogel

I. Teil: **Ein Brieftagebuch** aus 30 Briefen und einer Legende: Die Liebe sucht nicht das Ihre.

II. Teil: **Frage und Lehre**

Eingang: India im Transit

1. Die Mystik Rhadakrishnans und das Evangelium von Jesus Christus
2. Jesus Christus und der religionslose Mensch
3. Jesus Christus und der religiöse Mensch
4. Ich glaube an Jesus Christus — Thesen zum Zweiten Artikel des Apostolikums
Vorlesung im Theologischen College / Ranchi
5. Die Verantwortung des Menschen für den Frieden der Menschheit
Vorlesung in Serampur bei Kalkutta (Januar 1967)
6. Die Freude an der Wahrheit
Vorlesung in Athen (März 1967)
7. Quo vadis, India?

KIRCHENTAGSZITAT

Prof. D. Ernst Käsemann: „... zum ersten Male haben wir im deutschen Protestantismus das allgemeine Priestertum aller Gläubigen nicht nur zu proklamieren, sondern zu verwirklichen und ihm sämtliche Ämter und Funktionen der Kirche unterzuordnen. Es wird in Zukunft nur eine Gestalt der Christenheit geben, nämlich die Mission.“ Wer an ihr nicht teilhaben, werde nicht mehr als Christ gelten dürfen.

Der Vorsitzende der Missionskammer von Westfalen besucht die Gossner-Kirche

Auf Beschluß der westfälischen Kirchenleitung in Bielefeld wird Superintendent Dr. von Stieglitz/Dortmund im kommenden Winter der Gossner-Kirche einen acht- bis zehnwöchigen Besuch abstatten. Er ist gleichsam der Nachfolger von Landessuperintendent Peters/Celle und Professor D. Heinrich Vogel/Berlin, die im Auftrag ihrer Landeskirchen Hannover und Berlin-Brandenburg in den letzten Jahren diesen wichtigen brüderlichen Dienst in unserer jungen Indischen Bruder-Kirche taten. Wir erbitten Bruder Dr. von Stieglitz unseres Herrn Schutz auf seiner Reise und reichen Segen im gegenseitigen Geben und Empfangen bei der Begegnung mit den Gemeinden in Chotanagpur.

Brot für die Welt hilft erneut der Gossner-Kirche

Am 11. Juli hat der Verteilungsausschuß „Brot für die Welt“ erneut eine für die Gossner-Kirche sehr hilfreiche Entscheidung getroffen; er hat einem Antrag zugestimmt, der den Bau von 10 Schülerheimen an verschiedenen Orten in den Bundesstaaten Bihar und Orissa vorsieht und den Kindern aus Gemeinden der Gossner-Kirche in den ländlichen Gebieten ermöglichen soll, eine Schulausbildung in den Städten von Chotanagpur zu erhalten. Die Errichtung der Heime mit insgesamt mehreren 100 Plätzen wird die Handwerksschule Fudi vornehmen.

Rückkehr von Direktor Schwark/Fudi nach Deutschland 1968

Unser Mitarbeiter, Dir. Klaus Schwark, der 1964 die Leitung der Handwerkschule in Fudi übernahm, hat sich zu unserem und seinem Leidwesen entschließen müssen, im Spätsommer 1968 aus familiären Gründen nach Deutschland zurückzukehren und seinen Vertrag mit der Gossner-Mission nicht zu verlängern. Wir bedauern diese Entscheidung sehr und hoffen, daß er in dem verbleibenden Jahr noch manche Früchte seines hingebenden Dienstes ernten kann.

Als seinen Nachfolger hat die Missionsleitung Dipl.-Ing. Helmut Hertel/München in Aussicht genommen. Die Entscheidung über seine Mitarbeit in der Gossner-Mission wird endgültig erfolgen, wenn er im Herbst während einer in Aussicht genommenen Besuchsreise in Indien die Aufgaben in Fudi persönlich kennengelernt hat.

EIN BRIEF AUS TAKARMA

Heute, am Sonntag Rogate, wandern meine Gedanken ganz besonders zu Ihnen. Vor allem auch deshalb, weil ich Ihnen danken möchte, daß Sie so treu in Ihrer Fürbitte für uns und unsere Arbeit hier in Indien sind. Wie habe ich mich während meines Heimaturlaubes gefreut, wenn ich in den Gemeinden hier und dort Menschen traf, die mir sagten: „Ich bete für Sie und Ihre Arbeit in Indien.“ Es war mir bei meinen vielen Reisen in Deutschland ein besonderes Erlebnis zu sehen, wie viele Freunde unsere Arbeit mittragen, und ich möchte allen noch einmal ganz herzlich dafür danken.

Ob Sie wohl schon wissen, daß ich nicht wieder nach Amgaon zurückgekehrt bin, sondern eine neue Arbeit aufgetragen bekam? Wenn Sie mich jetzt in Gedanken besuchen, dürfen Sie nicht mehr bis zum Brahmani-Fluß ziehen, sondern müssen mich in Chota Nagpur suchen und zwar in Takarma, mitten in unserem Kirchengebiet, wo bis 1939 Schwester Auguste Fritz gearbeitet hat. Die Umgebung ist anders aber die Menschen und ihre Nöte sind die gleichen. — Wenn ich so mit dem Fahrrad über Land fahre, beeindruckt mich immer wieder die wilde Schönheit der Landschaft. Riesige Granitblöcke liegen so in der Gegend herum, daß ich immer an Gullivers Reisen denken muß und mir vorstelle, wie in alten Zeiten Riesenkinder hier gespielt haben und müde geworden, hier und da die Marmeln und Klötze liegengelassen haben. Zwischen den Felsblöcken liegen die Dörfer und Felder. Jedes Stückchen Erde wird genutzt sobald der Regen das Land feuchtet. Im Moment liegt es hart und rissig da. Wie Oasen sieht man aber hier und dort einen größeren Gemüsegarten mit einem Ziehbrunnen dabei, in dem mit viel Mühe und Arbeit auch in der heißen Zeit Gemüse gezogen wird. Ein Zeichen dafür, daß die Leute doch versuchen, aus ihrer Armut herauszukommen und eine Erwerbsquelle zu finden. Der Garten allerdings muß den ganzen Tag bewacht werden, damit die herumstreuenden Kühe und Ziegen nicht doch, trotz des Zaunes, hineinbrechen und die Arbeit vieler Tage vernichten. Erstaunt bin ich immer wieder darüber, wie in dieser heißen Zeit die Bäume und Sträucher junges frisches Grün hervorbringen und sogar blühen. Wenn über Mittag der glühend-heiße Wind über die kahlen Felder und Felsen fegt, Sand und Staub und dürre Blätter vor sich herwirbelnd, glaubt man, alles müßte in diesem Wirbel vergehen, aber nein, die Bäume, die ihre Wurzeln tief im Erdreich haben, behalten ihren schönen Schmuck. Die Bäume, die Verbindung zum lebendigen Wasser haben, bleiben frisch.

Das Haus in dem ich wohne, ist bald 100 Jahre alt. Sie können sich vorstellen, daß das nicht so schnell wohnlich zu machen ist. Aber es ist uns gelungen, alles unter ein Dach zu bringen. Ein großer Raum dient als Krankenzimmer. Notfalls können 6 Patienten darin unterkommen. Im Moment haben wir 4 darin, 2 auf dem Fußboden auf Matten, 2 auf Betten. Bis jetzt haben wir nämlich erst 3 Betten, eins davon benutze ich als Untersuchungs-Couch

und für Entbindungen. Dieses Bett steht in einem kleinen Zimmer neben der Dispensary. Ein früheres Badezimmer habe ich zum Labor avanciert. Das dritte, größere Zimmer sollte als Gästezimmer dienen, aber im Moment wohnt meine Hilfe darin. Die letzten beiden Zimmer habe ich belegt. Die Dispensary (Poliklinik) besteht hier schon lange. Der alte Pastor Kiro, der im Ruhestand ist, hat hier Medizin ausgegeben und erste Hilfe geleistet. Dadurch war es sehr leicht. Ich brauchte sozusagen nur einzusteigen, daß heißt, seit dem 10. 3. machen wir diesen Dienst gemeinsam. Da ich natürlich viel mehr Medikamente zur Verfügung habe, können wir jetzt viel mehr Patienten behandeln und ihnen auch besser helfen. Dazu kommt, daß ich durch die vielen Gaben, die ich in Deutschland von Freunden bekam, hier auch wieder viele Patienten umsonst behandeln kann — und wieviele gibt es, die nur aus Geldmangel nicht zur Behandlung gekommen sind und dadurch ihre Krankheit verschleppt haben. Natürlich sind darunter auch wieder Tuberkulose-Patienten. Fünf sind schon bei uns in laufender Behandlung. Gestern kam wieder ein Junge von 16 Jahren, der schon zweimal einen Blutsturz gehabt hat. Er kam aus der Nähe von Khuntoli mit dem Bus und die letzten 6 km zu Fuß.

Was für ein Problem die Wegeverhältnisse auch hier sind, können Sie aus folgendem Erlebnis erkennen. Ich wurde zu einer Entbindung gerufen, ca. 10-15 Meilen (20 km) von hier. 2½ Std. brauchten wir mit dem Rad bis dorthin. Es war eine richtige Geländefahrt, im wahrsten Sinne des Wortes über Stock und Stein, auf Feldrainen entlang, quer über trockene Felder, stellenweise auf Wegen im Bau und stellenweise direkt richtiger Weg, auf dem auch, den Spuren nach, Autos gefahren waren. Die Entbindung ging nicht vonstatten. Ich mußte über Nacht bleiben. Das war ein besonderes Erlebnis! Am Morgen war es mir klar, daß ich die Frau nach Takarma mitnehmen müßte, wenn sie ein lebendes Kind haben sollte. Ich fuhr mit dem Rad voraus und die Leute gingen zu Fuß hinterher, die Frau auf einem Bett tragend. Ich kam noch trocken nach Hause aber die Leute gerieten in ein Gewitter und mußten in einem naheliegenden Dorf Schutz suchen. Dort wurde das Kind tot geboren. Der Mann kam dann nur nach Takarma um mir Bescheid zu sagen und Medizin für die Frau zu holen. Sie gingen dann noch am selben Tag von dort aus wieder in ihr Dorf zurück. Ich war froh, daß wenigstens die Frau am Leben geblieben war. Wie vielen Frauen mag es ebenso gehen, und sie finden keine Hilfe?

Ach ja, wie anders sieht doch hier die Krankenpflege aus als zu Hause. Wenn ich jetzt nur an den Mann mit Typhus denke, der schon 4 Wochen mit Fieber zu Hause gelegen hatte, ehe sie ihn brachten. Tagelang lag er auch noch hier bei uns mit hohem Fieber und phantasierte Tag und Nacht. Als dann endlich die Temperatur fiel und es ihm besser ging, bekam er auch Appetit, Appetit kann man eigentlich gar nicht sagen, besser wäre Heißhunger. Er wollte so gerne Bananen essen. Seine

Leute konnten sie nicht kaufen. Das einzige was sie ihm geben konnten, war Reis in Wasser gekocht. An manchen Tagen hatten sie nicht einmal das. Sie bettelten aber nicht. Ganz zufällig kam ich dahinter, daß der Patient den ganzen Tag noch nichts zu essen bekommen hatte. War ich froh, daß ich ihm wenigstens, wie jeden Morgen, einen Becher Milch gegeben hatte. Seine Schwester, die bei mir war und auch gerade eine Woche Fieber überwunden hatte, hatte natürlich auch nichts gegessen. So gab ich ihnen schleunigst Reis und paßte die folgenden Tage etwas besser auf, ob die Patienten zu essen hatten oder nicht. Im

Moment können wir noch Reis auf dem Markt kaufen und sind somit noch besser dran als die Menschen in Nord-Bihar, wo richtige Hungersnot herrscht. Was ist es doch für ein Elend auf dieser Seite der Erde. Wenn man ein Jahr in Deutschland gewesen ist und all den Überfluß gesehen hat, dann kommt einem das erst wieder richtig zum Bewußtsein.

Wie froh bin ich, daß ich nun auch hier in Bihar helfen darf und daß Sie mir die Hände dafür gefüllt haben. Bitte werden Sie nicht müde, es auch weiterhin zu tun.

Ganz herzlichst grüßt Sie Ihre Ilse Martin



Krankenbehandlung in der Poliklinik Takarma

Die Kirche in Takarma



100 Jahre „Elisabeth Diakonissen- und Krankenhaus“ in der Lützowstraße

epd Berlin, 11. Juli. Das „Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhaus“ in Schöneberg, Lützowstr. 24-26, eines der ältesten evangelischen Krankenhäuser Berlins, beging in diesen Tagen sein 100-jähriges Bestehen.

Nach bescheidenen Anfängen im vorigen Jahrhundert gehören heute zu dem Krankenhauskomplex ein 170 Betten fassendes Krankenhaus mit Unfall-Ambulanz, ein Hospital mit 96 Plätzen, ein Diakonissen-Mutterhaus mit 430 Diakonissen und 35 Feierabendschwestern, eine Krankenpflege-, eine Pflegehelferinnen- und eine Schwesternvorschule.

Der Gründer des Elisabeth-Krankenhauses ist der Berliner Missionar Johannes Evangelista Gossner. 1826 vom katholischen zum evangelischen Glauben konvertierte, galt seine Fürsorge besonders den finanziell schlecht gestellten Kranken. 1833 gründete er einen Männer- und Frauenkrankenverein, dessen Mitglieder Geld für die Betreuung der Kranken sammelten. So konnte er mit seinen Helfern die Hauskrankenpflege mit einer sozialen Fürsorge verbinden. Mit dieser Arbeit setzte Gossner, der

evangelischen Diakonie in Berlin das erste große Denkmal.

Ein Jahr später mietete Gossner eine Wohnung in der damaligen Hirschel-, heutigen Stresemannstraße, in der 11 kranke Frauen Aufnahme fanden. Bald reichte der Platz nicht mehr aus. Zahlreiche Spenden, insbesondere eine Gabe von 6000 Talern des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm III., ermöglichten 1836 den Kauf eines Grundstückes vor dem Potsdamer Tor. Als das erste Haus, das am 10. Oktober 1837 eingeweiht wurde, nach zwei Jahren einen Anbau erhielt, erhöhte sich die Bettenzahl bald auf 100. Ende der fünfziger Jahre wurde das Krankenhaus wiederum erweitert und eine Kinderabteilung angegliedert.

In dieser Zeit, wie auch schon in den vorangegangenen Jahren, entwickelte sich innerhalb des Gesamtwerkes das Diakonissen-Mutterhaus. Johannes Gossner, der jede Art von Ordensregeln ablehnte und seine Schwestern nicht als Diakonissen, sondern als „Pflegerinnen“ bezeichnete, gliederte sein Werk nicht in den Verband der Diakonissenhäuser ein. Diese Angleichung wurde jedoch nach Gossners Tod (1858) durch die erste Oberin, Anna von Annim, erreicht.

Weltmission heute

im Gossnersaal

Herbstprogramm der Veranstaltungen an jedem 1. und 3. Donnerstag im Monat um 20 Uhr. (Änderungen vorbehalten)

7. September 1967

Tonbildreihe über den Missionssender Addis Abeba

21. September 1967 — Pfarrer Symanowski, Mainz

Impressionen einer Afrikareise im Juli 1967 nach Nairobi, Mombasa und Daressalam

5. Oktober 1967 — Missionsinspektor P. Lehmann, Berlin
Junge Christenheit in Tansania

19. Oktober 1967 — Bischof Prof. D. Meyer, Lübeck

Tötet die Technik den Glauben?

Erwägungen im Blick auf die Industrialisierung Indiens

2. November 1967 — Prof. Tiga, Ranchi - Indien

Gespräch über die Missionsarbeit der Gossner-Kirche

16. November 1967 — (Referent noch unbestimmt)

Ist uns der Papst voraus?

Zur Enzyklika „Progressio populorum“

7. Dezember 1967 — (Referent noch unbestimmt)

Die missionarische Bedeutung des Christlichen Instituts in Südafrika

21. Dezember 1967 — (Referent noch unbestimmt)

Was hat die Christenheit zum Frieden

im Nahen Osten beitragen können?

Bilanz nach einem Halben Jahr der Nahost-Krise

Nicht zuletzt auch Orientierung und immer neue Kenntnis der Vorgänge in der Welt von heute sind nötig, wenn wir an der Weltmission unseres Herrn teilnehmen wollen. Unsere Freunde sollten die Einladung zu diesen Veranstaltungen auch weitergeben.

Bazar 1967 im Gossnerhaus

FREUNDE!

Der traditionelle Bazar im Gossner-Haus findet dieses Jahr am 11. November statt.

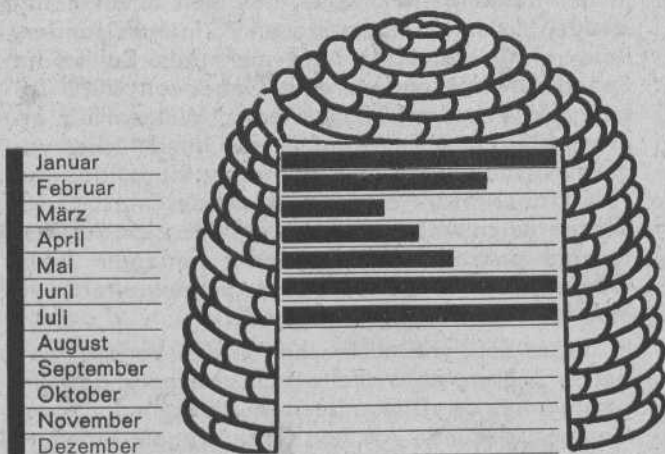
Wir bitten unsere Freunde in Berlin und in Westdeutschland, sich diesen Termin zu merken.

Jugend- und Frauenkreise möchten doch jetzt, soweit noch nicht geschehen, mit ihren Vorbereitungen

beginnen, um in bewährter Treue gute Handarbeiten und kunstgewerbliche Arbeiten herzustellen und einzusenden, damit am Bazartage unsere Verkaufstische wieder reichlich gefüllt sind.

Den Reinertrag wollen wir diesmal der **dörflichen Missionsarbeit** in unserer Gossner-Kirche zur Verfügung stellen.

Marianne Berg Waltraut Reuter Mechthild Seeborg



Unsere Gabensammlung

sollte vom 1. Januar bis 31. Juli 1967

betragen 199 500,— DM

Sie beträgt bis 31. Juli . . . 160 200,— DM

Wir haben zuletzt besser, aber im ganzen zu wenig gesammelt.

Indien-Arbeit: Gossner-Mission, 1000 Berlin 41, Handjerystr. 19–20. Postscheckkonto Berlin West 520 50
Bankkonto: Berliner Bank, Dep.-K. 4, 1 Berlin 41, Konto Nr. 7480

Industrie-Mission Westdeutschland: Gossner-Mission, Wiesbaden-Kastel, Johannes-Gossner-Straße 14
Postscheckkonto Hannover 1083 05

Die Gossner- Mission

A 20 759F



Kinder Indiens —
des Landes Reichtum und Last

Inhalt:

Präsenz und Solidarität	Seite 3
Die heiligen Kühe Indiens	Seite 7
Verstehen Sie uns?	Seite 10
Sind Missionare Staatsfeinde?	Seite 13
Brief aus Takarma	Seite 14

Berlin • Januar 1968

1

DIE GEMEINDE JESU CHRISTI IN DER WELT

Die Gemeinde Jesu Christi lebt von der Sendung des Sohnes zur Versöhnung der Welt und in der Sendung durch den Sohn zum „Dienst der Versöhnung“ (2. Kor. 5, 18) in der Welt. Sie hat ihr Sein von der Sendung des Sohnes und seines Geistes (Gal. 4, 4–6) und in der Sendung durch den Sohn vermöge der Gabe seines Geistes (Apg. 1, 8; Joh. 20, 21 ff.). In dieser von Gott ausgehenden, sie begründenden und durch sie weitergehenden Sendungsbewegung (Joh. 17, 18) existiert die Kirche bis zum endgültigen Kommen des Herrn Jesus Christus (Matth. 28, 20). Sie ist nicht erst Kirche und dann auch noch Sendung, sondern sie empfängt sich als Sendung aus der Sendung des Sohnes vom Vater. Diese Sendungsbewegung strukturiert die Kirche.

Weil die Gemeinde von der Sendung des Sohnes und in der Sendung durch den Sohn existiert, bedarf sie des Sich-Versammelns. Ihre Versammlungen sind nicht das erste, dem dann als zweites die Sendung folgt, sondern sie geschehen auf dem Wege der Sendung und sind von vornherein Versammlungen der Gesendeten. Hier versammelt der Herr seine in die Welt gesandte Schar, um den unterwegs Blessierten aufs neue seine Gemeinschaft zu schenken in der Vergebung ihres Versagens, in der Stärkung ihres Glaubens an seine Verheißung, in der Segnung zu neuer Sendung. Nur diejenigen, die sich senden lassen, wissen überhaupt, wie sehr sie immer wieder und wozu sie je neu der Sammlung bedürfen. Ihre Gesichtspunkte für die Gestaltung der Versammlungen sind daher ebenso sachhaltig wie die der liturgischen Fachleute.

W. Krusche-Leipzig

Das Freijahr ist gekommen,
Das Gnadenjahr des Herrn!
Die ihr den Ruf vernommen,
O kommt von nah und fern!
Das ist die Gotteswende,
Er kam von seinem Thron,
Und mitten im Elende
Ist bei uns Gottes Sohn!

Das Freijahr Gottes

Kommt her aus allen Wüsten!
Kommt her aus jedem Fluch!
Die Strafen, die verbüßten,
Stehn nicht mehr in dem Buch!
Kommt her aus allem Grauen,
Aus jedem Angst-Verließ!
Ihr dürft die Pforte schauen,
Die Gott mit Macht aufstieß!

Wer Fesseln mußte tragen,
Reiche die Hände her!
Die Eisen sind zerschlagen,
Und die Gelenke leer!
Verbrennt die schwarzen Schleier,
Und nehmt das Freudenkleid,
Weil ihr bei Gottes Feier
Zu Tisch geladen seid!

Heinrich Vogel

Präsenz und Solidarität

von Rev. Philipp Potter, Direktor der Abteilung
Mission und Evangelisation im Ökumenischen Rat
auf dem Deutschen evangelischen Missionstag 1967
in Bad Liebenzell.

Manchmal werden Präsenz und Solidarität in ihrer Beziehung zur Verkündigung des Evangeliums als eine neue und umstrittene Idee betrachtet, die in ökumenischen Kreisen propagiert wird. Man kann aber nachweisen, daß die christliche Mission von ihrem Beginn an bis in das achtzehnte Jahrhundert immer wieder so verstanden worden sind, wie es diese Ausdrücke meinen. Erst das 19. Jahrhundert hat den Stil und Gehalt der missionarischen Verkündigung und Methode verändert. Es war dies Jahrhundert der europäischen Vormachtstellung mit seiner wirtschaftlichen und geistigen Expansionskraft, das die christliche Mission verformt hat. Erst hier wird jedes tiefere Gefühl für die Notwendigkeit von Präsenz, Dialog und Solidarität wirkungsvoll verdrängt. Gewiß wurde das Evangelium getreulich und unter großen Opfern verkündigt. Auch wurden Schulen, Hospitäler und andere Formen sozialer Fürsorgetätigkeit im Namen Christi eingerichtet. Aber das geschah weithin aus dem Denken in „Missionsstationen“ heraus. Unlängst drückte es ein Missionar so aus: „Unsere Haltung war so, als ob wir alles zu geben, aber nichts zu empfangen hätten.“ Und in dieser Haltung gedeiht keine echte Präsenz, kein Dialog, keine Solidarität.

Wenn man die Berichte von der großen Missionskonferenz in Edinburgh 1910 liest, merkt man, wie jeder Sinn für Präsenz, Dialog und Solidarität fehlt. Zum Beispiel gibt es in dem Bericht über das Hinterland der Mission eine lange Erörterung über die Erziehung der Kirche zur Mission, um in jener Generation Unterstützung für die Evangelisation der Welt zu mobilisieren. Wo die Notwendigkeit, der Mission auch öffentliche Anerkennung und Unterstützung zu gewinnen, zur Sprache gebracht wird, behauptet der Bericht: „Die Sache der Mission hat ihre apologetische Phase überwunden. Es geht nicht mehr darum, sie zu verteidigen. Die Öffentlichkeit außerhalb der Kirche ist im allgemeinen bereit anzuerkennen, daß die missionarische Tätigkeit ihren Platz in der Förderung der Zivilisation unter den östlichen Rassen hat und gute Auswirkung auf die Erweiterung des Handels und auf die Erhaltung von Frieden und öffentlicher Ordnung zeigt.“ Diese Äußerung paßt genau in das Europa, das auf der Höhe seiner großen Macht und Ausbreitung steht. Nur vier Jahre später kam die erste Katastrophe mit dem ersten Weltkrieg. So ist es nicht überraschend, daß der Inder Azariah, einer der sehr wenigen nicht-westlichen Konferenzteilnehmer, genötigt war auszurufen: „Ihr habt uns das Evangelium mit hohem Einsatz gebracht. Ihr habt eure Leiber drangegeben, daß sie für uns verbrannt werden könnten. Aber ihr habt uns eure Freundschaft vorenthalten. Gebt uns Freunde!“ Wie sollte Präsenz, Dialog und Solidarität entstehen, wenn keine Freundschaft bestand, wenn die Missionare nicht diejenige Liebe hatten, die Nation, Farbe und Kultur überwindet? Und wie hatte Freundschaft

entstehen sollen, wenn auch die in Edinburgh versammelten Väter ihrer Sache so sicher waren, daß sie ihre Zivilisation unter den nicht-westlichen Rassen auszubreiten hätten?

Fast sechzig Jahre später sind wir in einer ganz anderen Lage. Mir scheint, daß zwei grundlegende Wirklichkeiten uns wiederum zu einem Verständnis der engen und unausweichlichen Verbindung von Präsenz, Solidarität und Dialog mit der Verkündigung des Evangeliums verholfen haben. Die eine Wirklichkeit ist die, a) daß die Welt durch Wissenschaft und Technik und besonders den Säkularisierungsprozeß sich zu einer einzigen entwickelt. Die andere Wirklichkeit ist b) der Fortschritt der ökumenischen Bewegung und auch der bisher umfassendste Gestaltungsversuch im Ökumenischen Rat der Kirchen. Nun kann es nicht meine Aufgabe sein, die Welt von heute, das Wesen und die Kräfte der Säkularisation oder die ökumenische Bewegung zu beschreiben. Vielmehr möchte ich zeigen, wie diese Wirklichkeiten uns nötigen, in unserer evangelistischen Aufgabe den Stil der Präsenz, der Solidarität und des Dialogs auszubilden.

I.

Zuerst also etwas über die **Bedeutung der veränderten Weltsituation**. Die Säkularisierung der Gesellschaft im Westen und der radikale und rasche soziale Umbruch, der in den nicht-westlichen Ländern stattfindet, haben einen tiefgehenden Einfluß auf das Profil der Mission der Kirchen, dessen volle Reichweite wir erst unter Schmerzen zu erfassen beginnen.

a) Die Prozesse der Säkularisierung und des raschen sozialen Umbruchs setzen **hinter alle Religionen, Kulturen oder Zivilisationen ein Fragezeichen**. Im Westen ist die konstantinische Ära des corpus christianum und damit die Vermischung von Christentum und westlicher Zivilisation an ihr Ende gekommen. In Edinburgh 1910 hieß es noch: „Die Kirche übt einen beherrschenden Einfluß auf das Leben und die Tätigkeiten der christlichen Länder aus.“ Dieser Satz war auch 1910 schon übertrieben, aber heute würde das keiner mehr so sagen. Die Ereignisse im Leben Europas in den letzten fünfzig Jahren haben gezeigt, wie gering der Einfluß der Kirche war, wie tief die Kirchen selber in der Tat in die dämonischen Geschehnisse, die das Leben Europas geprägt haben, hineinverflochten waren. Dieses stramme Selbstbewußtsein, das für Europa charakteristisch war und das auf die Haltung der Kirchen abfärbte, ist nicht mehr möglich, obwohl die Reste davon noch unter uns zu finden sind. Die westlichen Länder werden jetzt als Missionsfelder in einem nicht geringeren Grad als die nicht-westlichen Länder angesehen. Und wir machen die Erfahrung, daß man dem modernen Menschen im Westen heute das Evangelium nicht

bringen kann, ob er nun Intellektueller, Bürgerlicher oder Arbeiter ist, wenn man nicht einen Weg findet, in seinem Lebenskreis präsent zu sein, dieses Leben in Solidarität mit ihm zu teilen und so das grenzübergreifende Leben, das das Evangelium verkündet, lebhaftere Gestalt gewinnen zu lassen. Die Lebensfrage der Kirche im Westen ist, wie sie aus ihrer vornehmen Isolierung herauskommen und durch ihre Glieder Kirche für andere werden kann. Diese Frage ist dadurch noch brennender, daß tausende von Arbeitern, die Muslim, Hindu oder Buddhist sind, in die Zentren des Westens einströmen, also auch nach Deutschland. Mission unter Menschen anderer Religionen setzt nicht mehr unbedingt eine Reise durch die Biskaya oder den Suezkanal voraus, sie geschieht mitten unter uns. Gegenüber diesen Muslims ist die Haltung der Präsenz und Solidarität noch notwendiger als gegenüber Einheimischen in Deutschland. Man darf sich nicht wundern, daß Mission unter diesen Muslims oder Anderen fast nirgends als eine lebenswichtige Frage erscheint, weil die Christen gar nicht wissen, wie sie Präsenz und Solidarität mit ihnen erreichen könnten. Die Studien, die in Westeuropa und Nordamerika über die Struktur missionarischer Gemeinden gemacht worden sind, haben gezeigt, wie schlecht unsere Kirchen für diese Aufgabe ausgerüstet sind. Es gibt ja Kirchenführer, die immer noch im Dunkeln tappen, und meinen, daß die Notwendigkeit zur Reform des Lebens der Kirche gegenüber die Verkündigung des Evangeliums nur zweitrangig ist, daß das Evangelium kaum in einer Weise verkündigt wird, die den modernen und säkularen Menschen zum Aufmerken veranlassen könnte. Denn die Kirche, die doch zur Verkündigung berufen ist, hat kaum noch Berührungen mit den brennenden Fragen, mit der Denkweise, Sprache und Kultur dieser modernen Menschen. Und eine Kirche, die selbst fremd geworden ist, kann auch kaum in sinnvoller und treffender Weise zu den ihr entfremdeten Menschen sprechen.

Wenn wir uns nun den herkömmlicherweise nicht-christlichen Ländern zuwenden, dann sehen wir, daß die alten religiösen Systeme und Kulturen ebenso von den siegreichen Kräften der Wissenschaft und der Technik angegriffen werden. Überall herrscht große Verwirrung. Es gibt beachtliche Versuche, die alten Religionen zu erneuern und auf den gegenwärtigen Stand zu bringen. Und es besteht die Tendenz, die Religion mit dem Nationalbewußtsein zu verbinden, um so beide zu stärken. So heißt es zum Beispiel in Burma oft: „Burmese sein heißt Buddhist sein“. Das ist auch eine Antwort auf ein Christentum, das so eng mit dem westlichen Imperialismus verbunden war und in diesen nicht-christlichen Ländern meistens als eine fremde, nicht einheimische und nach außen hin stark abgeschlossene Gemeinschaft (Ghetto) existiert. Die Wirkung der neuen sozialen Veränderungen geht nicht dahin, die Leute für das Evangelium empfänglicher zu machen, sondern sie werden dadurch vielmehr feindlich und mißtrauisch. In einer Welt, die durch moderne Verkehrsmittel und moderne Nachrichtenmittel in enger Verbindung mit der Ferne lebt, ist diesen Nicht-Christen die religiöse Situation des Westens durchaus nicht unbekannt. Für einen Inder, der Hindu ist, ist es eine ganz natürliche Anschauung, daß die geschichtliche Periode, die totalitäre Systeme der Lin-

ken wie der Rechten hervorbrachte, Kommunismus und Faschismus, Hitler und Stalin, mit ihren „Säuberungen“, Konzentrationslagern, Massenhinrichtungen und Kriegsmachern, auf der anderen Seite auch die nationale Befreiungsbewegung unter Mahatma Ghandi hervorbrachte mit dem Programm des gewaltlosen Widerstandes und schließlich seines Martyriums für die Versöhnung der Hindus und Moslems.

Paul Tillich hat in Band 3 seiner systematischen Theologie drei sprechende Fragen formuliert:

1. Warum sind die Kirchen überwiegend auf einen Ausschnitt der Menschheit begrenzt, wo sie zu einer bestimmten Zivilisation gehören, und warum sind sie so eng mit dem kulturellen Aufbau gerade dieser Zivilisation verbunden?

2. Warum sind im Raum der christlichen Zivilisation nun fast fünfhundert Jahre säkulare Bewegungen entstanden, die das Verständnis der Menschen von sich selbst so grundlegend geändert haben und sich in vielen Fällen gegen das Christentum gewendet haben, besonders deutlich beim wissenschaftlichen Humanismus und beim materialistischen Kommunismus?

3. Warum haben diese beiden Gestalten des Säkularismus so eine große Kraft in Ländern mit einer nicht-christlichen Zivilisation, z. B. im Fernen Osten?

Dies sind schwierige Fragen, die sehr komplexe Tatbestände anrühren und für die es keine leichte Antwort gibt. Aber ich will die These wagen, daß ein springender Punkt in dieser ganzen Entwicklung das Versagen der christlichen Mission ist. Sie hat es nicht erreicht, wirklich im Leben dieser Leute gegenwärtig zu sein mit dem richtenden, erbarmenden und erneuernden Wort des Lebens. Und darüber hinaus: Weil sie nicht in einer echten Solidarität mit den Menschen in ihren Kämpfen steht, wird sie als nicht hörens wert abgetan. Das ist eine harte Lektion, die wir hier zu lernen haben.

b) Säkularisation und rascher sozialer Umbruch schaffen **eine freiere, offene, pluralistische Gesellschaft**. Sie befreien die Menschen von Kulturen, von religiösen Tabus, von einengenden Gemeinschaftsformen und vermitteln ihnen das Bewußtsein, freie und autonome Menschen zu sein. Religion gilt nicht mehr als Sicherheit und Zuflucht, wenn alles andere versagt hat. Man kann sie nicht mehr als den Ausweg aus den Schwierigkeiten oder Katastrophen des Lebens anbieten. Die Menschen werden überall in der Welt erwachsen, und man kann sie nicht mehr wie Kinder behandeln. Sie können uns Auge in Auge gegenüber treten, unserem Wort das ihre entgegensetzen. Das fordert eine ganz andere Haltung in der Mission als früher. Es erfordert in der Tat eine Haltung des Respekts vor den Menschen; eine Bereitschaft, auf sie zu hören und ihre tiefsten Anliegen zu entdecken, nur so können uns die rechten Worte gegeben werden, nur so werden wir fähig, die rechten Dinge zu tun. Und darum geht es in der Präsenz, in der Solidarität und im Dialog.

c) Ein dritter Faktor in unserer veränderten Welt ist **der weltweite Kampf um menschliche Gerechtigkeit**. Und das gilt vor allem in Gebieten der westlichen „äußeren Mission“ — Asien, Afrika, Lateinamerika, dem Pazifik. Millionen Menschen treten in die gemeinsame Weltgeschichte ein und entdecken, daß

Menschsein auch ein Recht auf Teilhabe an den Gütern der Schöpfung bedeutet. Es leuchtet ein, daß diese Menschen keiner Botschaft Gehör schenken werden, die an den Fragen der menschlichen Gerechtigkeit vorbeigeht. Sie werden auch niemanden anhören, der nicht bereit ist, in Solidarität mit ihnen nach der menschlichen Gerechtigkeit zu streben. Zu oft sind Missionen und Missionare den Leuten dieser Kontinente wie die bereitwilligen Handlanger kolonialer oder kommerzieller Gewalt erschienen. Zu oft haben die Missionen den Eindruck gemacht, als sei es ihnen wohl um Taten der Liebe, aber nicht so sehr um die Sache der Gerechtigkeit zu tun. Zu oft waren Missionen und Missionare daran interessiert, den status quo im Namen von Gesetz und Ordnung zu erhalten, wo der status quo die Beibehaltung von Methoden und Einrichtungen der Ungerechtigkeit bedeutet. Hier liegt die schwierigste Herausforderung an die Missionen zur Präsenz und Solidarität. Denn Solidarität im Ringen um soziale Gerechtigkeit heute bedeutet Teilnahme an der sozialen Revolution, die auch gewaltsame Formen annehmen kann. Das Evangelium der Liebe und der Versöhnung kann nicht mit Sicherheitsabstand gepredigt oder verwirklicht werden, sondern nur inmitten lebendiger Menschen mit all den Risiken und Ausweglosigkeiten, die daraus folgen.

II.

Die zweite grundlegende Wirklichkeit, die die Wiederentdeckung von Präsenz und Solidarität fördert, ist die **rasche Entwicklung der ökumenischen Bewegung**, die ja besonders im Ökumenischen Rat der Kirchen ihren Ausdruck hat. Natürlich hat diese Entwicklung sehr enge Verbindungen mit dem Prozeß der Säkularisation, und sie ist beschleunigt worden durch den raschen sozialen Umbruch, durch den alle Völker und Nationen in die eine Welt hineingezogen werden.

Was sind nun die charakteristischen Merkmale der ökumenischen Bewegung, wie sie im Ökumenischen Rat der Kirchen Form angenommen hat, die den missionarischen Stil von Präsenz und Solidarität in der Verkündigung des Evangeliums fördern?

a) In der Gemeinschaft des ökumenischen Rates der Kirchen treffen sich alle als Vertreter von Kirchen in der weiten Welt, ohne daß man alte und junge, reiche oder arme, starke oder schwache Kirchen unterscheidet. Man findet eine Anerkennung der Tatsache, daß jede Kirche ihre eigene Ganzheit (Integrität) hat und Ausgangspunkt der Mission ist. Es wird anerkannt, daß die Mission alle sechs Kontinente umfaßt und daß es Gottes Forderung an uns ist: die ganze Kirche soll das ganze Evangelium dem Menschen in seiner Ganzheit in aller Welt bringen. Wir treffen uns hier immer in der Annahme, daß wir einander in der Bereitschaft zum Gespräch und zur Solidarität begegnen. Man erwartet, daß wir voneinander empfangen ebenso wie wir einander geben. Ich behaupte nicht, daß alle Beteiligten diese Anschauungen angenommen haben, oder auch nur, daß wir die Konsequenzen dieser Gemeinschaft im Ökumenischen Rat schon wirklich gezogen haben. Aber ich behaupte, daß die paternalistischen Haltungen der alten, reichen und starken Kirchen gegenüber den jungen, armen und schwachen Kirchen nicht länger haltbar und zumutbar sind.

b) Wenn das eben beschriebene Merkmal die ganze Kirche in der ganzen Welt angeht, so kann ein anderes Merkmal ebenso als ein Anliegen des Ökumenischen Rates in all seiner Arbeit „mit dem ganzen Evangelium für den ganzen Menschen“ beschrieben werden. Dazu haben **zwei Faktoren** beigetragen. Einmal gab es eine Wiederentdeckung der Heiligen Schrift zwischen den beiden Weltkriegen, die uns ein volles und klares Verständnis der Botschaft der Erlösung und ihrer engen Verbindung mit Gottes Frieden und Gerechtigkeit erschlossen hat. Gott erhebt Anspruch auf das ganze Leben des Menschen und der Gesellschaft. Die Botschaft vom Königreich ist eine Botschaft der Gerechtigkeit. Der Prophetenruf zur Bekehrung war ein Ruf, die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes zu verwirklichen und in ein Gemeinschaftsleben in Frieden und füreinander einzutreten. Die Verkündigung Johannes des Täufers, der den Weg für Christus bereitete und auf ihn hinwies, war wiederum eine Forderung nach dem Leben der Gerechtigkeit. Jesus nahm die Botschaft vom Königreich auf, indem er dies Leben der Gerechtigkeit Fleisch werden ließ in seiner Präsenz vor allen Menschen ohne Ausnahme und durch seine Solidarität mit ihnen. Es war gerade seine Präsenz vor den Menschen und seine Solidarität mit ihnen, die den Haß der religiösen Autoritäten und ihren Beschluß, ihn zu Tode zu bringen, hervorrief. Die Verkündigung und das Zeugnis — Martyrium — Jesu wurden in Präsenz, Solidarität und Dialog verwirklicht. Sogar ein säkularer Schriftsteller wie Albert Camus ist genötigt, die Frage zu stellen: „Gott wird im Namen der Gerech-

Rev. Philipp Potter



tigkeit verleugnet. Aber kann die Idee der Gerechtigkeit ohne die Idee Gottes verstanden werden?"

Der zweite Faktor ist die ganze Summe von Erkenntnissen, die uns durch die Naturwissenschaften und die Gesellschaftswissenschaften über das Leben des Menschen in der Gesellschaft erschlossen sind. Dadurch haben wir das Handwerkszeug, mit dem man die Beziehungen zwischen den politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und religiösen Aspekten des Menschenlebens erforschen kann. Missionare haben zu diesen Erkenntnissen durch ihre völkerkundlichen, anthropologischen Beobachtungen und ihre Erforschung von Sprachen und Religionen und Kulturen beigetragen. Es ist nicht länger zulässig, die Einsichten, die wir hier erhalten haben, zu übersehen. Man kann mit Recht sagen, daß die kritischen Instrumente, die wir jetzt haben, ein wertvolles Mittel sind, das uns zwingt, mit unseren Kirchen als historischen und soziologischen Erscheinungen endlich zurechtzukommen. Wir entdecken, daß so vieles in unseren kirchlichen und konfessionellen Traditionen mit menschlicher Verkehrtheit im Lauf der Jahrhunderte überdeckt und überladen ist, so daß diese Lasten uns hindern, frei mit dem lebendigen Gott unter den Menschen zu sein.

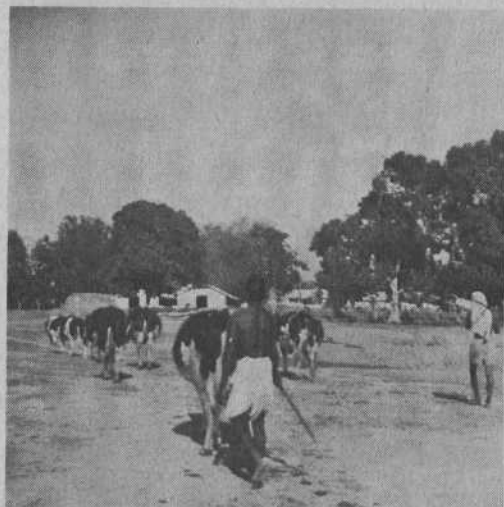
Diese beiden Faktoren haben die Arbeit des Ökumenischen Rates der Kirchen in allen seinen Abteilungen gründlich beeinflußt, ob es nun die von „Glaube und Kirchenverfassung“ oder „Kirche und Gesellschaft“ oder „Mission und Evangelisation“ oder „Laienarbeit“ ist. Es ist nicht Zeit genug, um das an der Arbeit meiner eigenen „Abteilung für Weltmission und Evangelisation“ zu illustrieren. Aber in unseren Studien und Tätigkeiten können wir nicht daran vorbei, eine neue demütige Selbsterkenntnis über uns selbst als Christen und über unsere Kirchen zu lernen. Daraus erwächst eine größere Bereitschaft, den Menschen mit Bescheidenheit und in Freiheit zu begegnen, wo sie auch sind. Ich ersehne diese demütige Selbsterkenntnis, Bescheidenheit und Freiheit auch für unsere Missionen und Missionare, denn nur auf diese Weise werden

wir lernen können, was Präsenz, Dialog und Solidarität bedeuten, wenn wir Menschen anderen Glaubens oder säkularen Menschen heute begegnen.

*

Nun ist genug über die Geschehnisse in der Welt und das Wachstum der ökumenischen Bewegung gesagt worden, um zu zeigen, daß auf diese Weise alte Hindernisse überwunden worden sind, die die Haltung der Präsenz und Solidarität in der Verkündigung des Evangeliums so erschwerten. Wir haben keinen Zweifel daran, daß Gott das treuliche Zeugnis von Menschen in der Vergangenheit allem Stolz und aller Blindheit von Menschen und Kirchen zum Trotz gesegnet hat. Das Dasein von Kirchen in aller Welt und die segensreichen Wirkungen des Evangeliums in jedem Land sind Zeugen für diese Treue. Aber wir müssen doch zugeben, daß die Lage der Gesellschaft und der Kirchen im Westen diejenigen, die in andere Länder hinauszogen, so mit Selbstvertrauen zu ihren theologischen, kirchlichen und kulturellen Werten vorgeprägt hat, daß es ihnen fast unmöglich war, andere Menschen und Kulturen zu würdigen, zu respektieren und von ihnen zu lernen. Die Zeit ist aber vorbei, und ich glaube, es war Gott, der dafür gesorgt hat. Wir sind auf dem Weg von einer westlich bestimmten Kultur zu einer Weltkultur, wenn es uns auch oft schwerfällt, und wir sind **auf dem Weg von einer westlichen Kirche zu einer weltweiten Kirche**. Menschen und Nationen suchen mit Blut, Schweiß und Tränen eine gemeinsame Menschheit in Gerechtigkeit und Frieden. Darin sind die Zeichen des Willens Gottes verborgen. Wenn wir Instrumente des Willens Gottes und Botschafter des Königreiches und der Versöhnung sein sollen, dann müssen wir uns wie Diener der Versöhnung verhalten. Die Qualität der Demut, der Offenheit gegenüber anderen und der Bereitschaft, uns selbst für andere und an andere hinzugeben, muß die Bedingung und das Mittel sein, durch welches wir die Erlösung und die Freiheit verdeutlichen, die Christus für die Menschheit gewonnen hat.

Während die einheimischen Kühe auf den abgeernteten Reisfeldern nach Futter suchen müssen (Bild rechts), werden in der Kirchenfarm Khuntoli die eingeführten Rinder aufgestellt und versorgt (Bild links).



Die heiligen Kühe Indiens

Es vergeht kein Vortragsabend der Gossner-Mission, der mit Fragen und Diskussionen verbunden ist, an dem nicht sogleich die „Heiligen Kühe“ mit Leidenschaft und Wißbegier angesprochen werden. Es lohnt in der Tat, danach zu fragen und dazu etwas zu sagen. Hören wir zunächst heute, wie unser Freund Professor Vogel in seinem Indienbuch „Die Zeit der Öllampen ist vorbei“ (Seite 66–68) diese Frage gesehen hat. Wahrscheinlich werden wir auf Grund kritischer oder ergänzender Äußerungen aus dem Leserkreis auf dies Thema zurückkommen.

Aber laß mich an dieser Stelle noch einige Gedanken zu dem Problem der „heiligen Kühe“ wagen. Sie begegnen Dir auf allen Straßen und inmitten des unbeschreiblich chaotischen Getriebes jeder indischen Stadt. Jeder hütet sich, ihnen irgendeinen Schaden zuzufügen, und die Tiere, die das wissen, bewegen sich mit der größten Selbstverständlichkeit zwischen dem Geschiebe der Menschen, der Rikschas und der Autobusse hindurch. Es wäre auch niemand zu raten, einer Kuh etwas zuleide zu tun! Für einen Autofahrer ist es weniger gefährlich, einen Menschen zu überfahren, als eine heilige Kuh. Ihm droht, daß er gelyncht wird! Von welcher Macht dieser Mythos der heiligen Kuh ist, wird einem erschreckend deutlich im Blick auf all die hungernden und verhungerten Menschen! Es ist schon so: die heilige Kuh darf am Gemüsestand ungehindert wegfressen, wonach das hungernde Kind nicht greifen darf. Für uns Abendländer und doch auch für eine wachsende Zahl von in ihrem Denken entmythologisierten Indern liegt der Widersinn auf der Hand. In Neu-Delhi gab es einen Wahl-Demonstrationszug der orthodoxen Hindu-Partei mit Plakaten wie: „Wir wollen lieber sterben als eine Kuh töten“. Daß dies ein bis zum verantwortungslosen Wahnsinn gesteigerter religiöser Fanatismus ist, braucht kaum ausgesprochen zu werden.

Dennoch bin ich — und nun erschrick bitte nicht zu sehr! — sehr nachdenklich geworden in Sachen der „heiligen Kühe“, nämlich im Blick auf das Verhältnis zum Tier, die so ganz andere Beziehung zur Mit-Kreatur, die dir hier auf Schritt und Tritt begegnet. In der Hütte eines frommen Hindu wird ja auch die dem Gotte Schiwa heilige Schlange, die wir sofort totschiessen, geschont und etwa mit einem Schälchen Milch zu einer freundlichen Haltung und einem friedlichen Verlassen der gastlichen Hütte zu bewegen versucht! Und wenn ich an die Affen auf den Altären, an die Hunde und Vögel im Kirchenraum ... denke, dann spüre ich noch in den Verzerrungen eine Ehrfurcht vor dem Leben, ein in die Seinstiefen hinunterreichendes Mitgefühl mit all den anderen nicht-menschlichen Lebewesen, die mir zu einer immer größer werdenden Frage an uns und unser Verhältnis zu den Tieren wird. Um es Dir gleich in aller Schärfe nackt heraus zu sagen: wenn ich an unsere moderne Viehwirtschaft — von der künstlichen Befruchtung über die rationalisierte Ernährung auf dem schnellsten Wege in das Schlachthaus — denke, wenn ich mir vor Augen halte, was wir uns in unseren „Hühnerfabriken“ an grauenhaftem Mißbrauch unserer Herrscherstellung gegenüber anderer Kreatur leisten, dann, meine ich, sollten wir in Sachen der „heiligen Kühe“ etwas leiser reden, nicht ganz so selbstsicher und unbußfertig. Du wirst das keinen Augenblick als eine Rechtfertigung des Mythos der heiligen Kuh hören; aber Du wirst mir zustimmen, wenn ich Dir versichere, daß unser kalt-schnäuziger, egoistischer, erbarmungsloser Umgang mit den Mit-Geschöpfen unseren Protest gegen den unverantwortlichen Widersinn des Umgangs mit den Heiligen Kühen für einen religiösen Hindu unglaublich macht. Solange wir den Mitgeschöpfen nicht mehr auch nur ein bißchen Lebensrecht und Daseinsfreude gönnen, und zwar einzig wegen unseres verfluchten Rationalismus und Mammonismus, sind wir nicht berufen, denen eine überzeugende Antwort zu geben, die von jenem Mythos noch so verhängnisvoll gebannt sind.

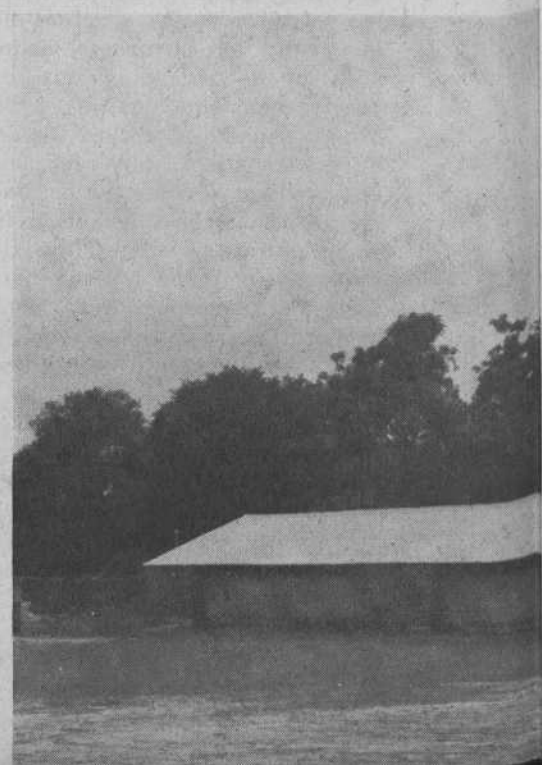
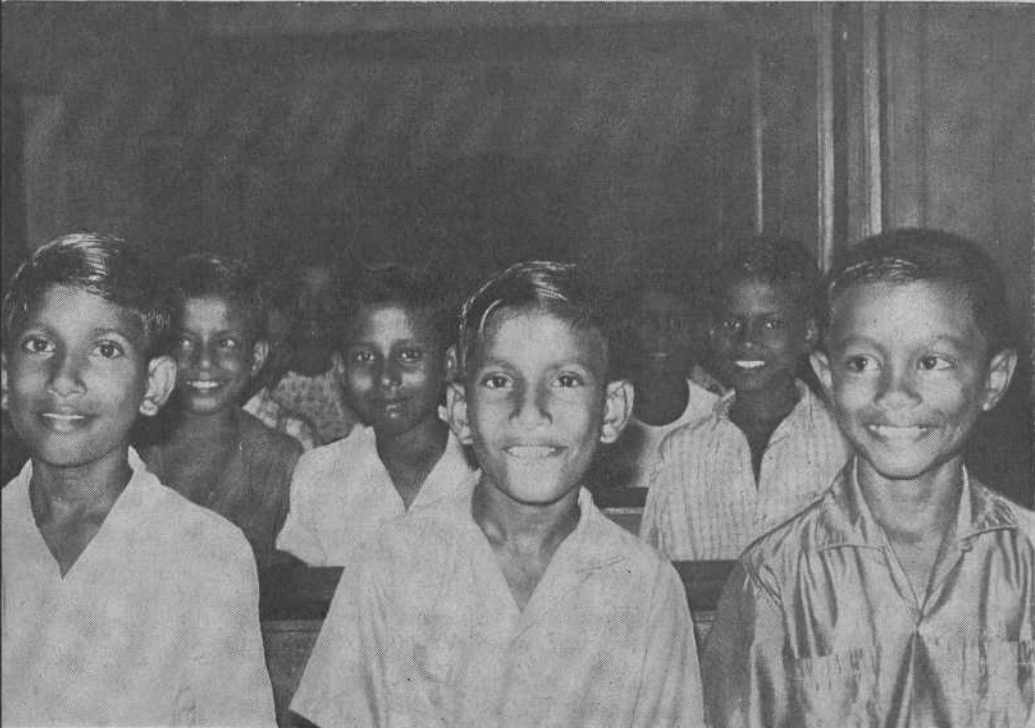
Bibelverbreitung in Asien, Afrika und Lateinamerika

Um der dringendsten Nachfrage nach Bibeln in der Welt entsprechen zu können, müßten die den Bibelgesellschaften in der ganzen Welt alljährlich zur Verfügung stehenden Mittel im Lauf der nächsten drei Jahre verdoppelt und innerhalb der nächsten fünf Jahre verdreifacht werden. Dies erklärte der Generalsekretär des Weltbundes der Bibelgesellschaften, Dr. Olivier Béguin, London, am 13. September, vor der Europäischen Regionalkonferenz des Weltbundes in St. Cergue bei Lausanne (Schweiz). Derzeit würden von den Bibelgesellschaften jährlich zehn Millionen Bibeln und Bibelteile in etwa 800 bis 900 Sprachen, die von rund 95 Prozent der Menschheit gesprochen werden, verbreitet. „**Was sind fünf Millionen Bibeln und fünf Millionen Neue Testamente pro Jahr für eine Menschheit, die jedes Jahr um das Zehnfache dieser Zahlen zunimmt?**“, fragte der Generalsekretär. Béguin verwies auf die starke Steigerung der Bibelverbreitung, die in den letzten Jahren in verschiedenen Teilen der Erde zu verzeichnen war. In Ghana habe sich der Vertrieb der Bibel im Jahr 1966 gegenüber 1965 um 319 Prozent, also auf mehr als das Vierfache, erhöht, in der Zentralafrikanischen Republik um 280 Prozent und in Äthiopien sowie Indonesien um je 250 Prozent. Aber auch aus anderen Ländern wurden beachtliche Zuwachsraten gemeldet, so aus dem Kongo (160 Prozent), Vietnam (108), Südafrika und Taiwan (je 50) sowie Indien (25). Eingehend auf die sich für die kontinentaleuropäischen Kirchen und Bibelgesellschaften aus dieser Situation ergebenden Aufgaben sagte der Generalsekretär, schon jetzt müsse die Christenheit in diesem Bereich ihren Anteil an dem Weltbudget der Bibelgesellschaften um rund zwei Fünftel von (umgerechnet) 4,4 auf über 6,3 Millionen DM steigern. wmd

Indonesische Regierung verurteilt anti-christliche Aktionen

Gegen die jüngsten anti-christlichen Aktionen bestimmter Moslemgruppen in Indonesien haben sich jetzt die Zentralregierung in Djakarta sowie regionale Regierungsinstanzen des Landes ausgesprochen. Amtliche Sprecher erklärten, die Aktionen der Moslems könnten unter keinen Umständen geduldet werden. Der Rat der Kirchen in Indonesien und auch führende Moslem-Publizisten haben inzwischen zur Versöhnung zwischen Moslems und Christen aufgerufen und vorgeschlagen, die freundschaftlichen Kontakte untereinander zu vertiefen. Bei anti-christlichen Demonstrationen in der Stadt Makassar auf der Insel Celebes waren Anfang Oktober 15 protestantische und katholische Kirchen sowie zahlreiche Pfarrhäuser und christliche Einrichtungen schwer beschädigt worden. Die Vorfälle in Makassar, einer Stadt mit 600 000 Einwohnern, von denen etwa 100 000 einer christlichen Kirche angehören, hatten in Indonesien großes Aufsehen erregt, weil darin ein Angriff gegen entscheidende Grundrechte der Republik, nämlich die Religionsfreiheit und die Toleranz, erblickt wurde. epd.

Die Bilder Gossner



über das Indienbuch von Professor D. Vogel/Berlin

Während eines Besuches in der Evangelisch-lutherischen Gossner-Kirche im indischen Bundesstaat Bihar (westlich von Kalkutta) äußerte sich Landesbischof Dr. Hanns Lilje über die christlichen Adivasi (Ureinwohner Indiens), die zu dieser Kirche gehören: er habe in seinem Leben viele Kirchen, alte und junge, kennengelernt, aber nirgendwo eine solche „spontane Herzlichkeit“ erfahren, wie in den Gemeinden dieser Kirche im indischen Dschungel. Man ist versucht, sich vorzustellen, was passieren müßte, wenn diese Kirche in ihrer Mitte einen Gast aus Europa — genauer gesagt aus Deutschland — zu begrüßen hätte, dem in bemerkenswert hohem Maße derselbe Charakterzug eignet: die „spontane Herzlichkeit“.

Diese Begegnung hat nun stattgefunden, und ein überaus lebendig und anschaulich geschriebener Bericht über ihren Verlauf und Ertrag liegt jetzt in dem im Lettner-Verlag, Berlin, neu erschienenen Buch vor: „Die Zeit der Öllampen ist vorbei“. Der Verfasser D. Heinrich Vogel, Professor der systematischen Theologie an der Ostberliner Humboldt-Universität und zugleich an der Kirchlichen Hochschule in West-Berlin, gibt darin eine Beschreibung dieser Indienreise 1966 bis 1967, die ihn nicht nur durch das Gebiet der Gossner-Kirche, sondern auch zu den hinduistischen und buddhistischen Kulturzentren Indiens und Nepals führte. Den Abschluß bildete eine Gastvorlesung an der Orthodoxen Theologischen Fakultät in Athen.

Diese auf drei Monate zusammengedrückte Reise führte Professor Heinrich Vogel im Auftrag der Berliner Kirchenleitung und mit Assistenz der Gossner-Mission durch. So wurde er denn auch an einem Abend in der Adventszeit 1966 im Gossner-Hause zusammen mit seinem jungen Freund und Schüler Dr. theol. Paul Singh, dessen Studium und Doktordissertation er als „Doktorvater“ betreut hatte, durch Bischof D. Scharf und Missionsdirektor Dr. Berg verabschiedet. Wer die beiden Sendboten so beieinander sitzen sah, wurde unwillkürlich an Paulus und Timotheus erinnert, den Paulus seinen „rechten Sohn im Glauben“ nennt. Man kann es als eine glückliche Fügung ansehen, daß Paul Singh, der als Glied einer Hindukaste zum Glauben an Christus gekommen ist, seinen Lehrer auf der ganzen Reise begleiten konnte, um dann später das Amt eines Missionsdirektors der Gossner-Kirche (wohlverstanden der Kirche und nicht einer Missionsgesellschaft) zu übernehmen. Jeder Tourist, der kurzfristig eine ihm fremde Welt bereist, weiß, daß er Land und Leute nur halb verstehen kann, wenn er nicht der Landessprache mächtig ist. Daß Heinrich Vogel in seinem Buche den indischen Menschen und seine politische, soziale und religiöse Umwelt so erstaunlich richtig steht und beurteilt, ist ganz gewiß auch dem treuen Dolmetscherdienst Paul Singhs mitzuverdanken.

Auf alle Abschiedsreden, die an jenem Abend gehalten wurden, antwortete dann Heinrich Vogel selbst — mit „spontaner Herzlichkeit“. Aus jedem seiner Worte hörte man die Freude an dem ihm erteilten Auftrag und die Bereitschaft zur hingebenden Einfühlung in eine Welt heraus, die er bisher nur aus seinen wissenschaftlichen Studien kannte. Der Theologe Vogel — wie ein menschliches Radargerät von

höchster Empfindlichkeit — tauchte schon seine Flügel in die geheimnisvolle Atmosphäre einer Jahrtausende alten nichtchristlichen Hochkultur ein. —

Nur so — aus diesem Augenblick der allgemeinen Hochstimmung — erklärt es sich, daß einer der christlichen indischen Studenten, die im Studentenheim der Gossner-Mission wohnen, dem Redner warnend zurief: „Aber kommen Sie bitte, Herr Professor, nicht als Hindu zurück!“

Heinrich Vogel ist von seiner Indienreise nicht als ein Hindu zurückgekehrt — anders als der bekannte Philosoph Graf Hermann von Keyserling, der in seinem Reisetagebuch Tag um Tag aufzeichnet, wie er sich stufenweise vom Abendländer zum Orientalen wandelt und zuletzt in seinem Bewußtsein mit dem Hinduismus und Buddhismus eins wird. Dafür, daß die Reiseroute Heinrich Vogels in total entgegengesetzter Richtung verläuft, ist der Titel seines Buches der beste Beweis: „Die Zeit der Öllampen ist vorbei“. Er ist, so anreißerisch es klingen mag, überhaupt kein Buchtitel, sondern gehört in den Text und in die Mitte des Buches hinein. Er ist in Wirklichkeit ein dem Verfasser vom Geist eingegebenes Gleichnis, das er spontan vor einem Kreis von Christen und Nichtchristen erzählt hat. Da sitzt an einem Markt ein Mann, er hat vor sich eine brennende Öllampe stehen. Die Lampe, sie brennt am helllichten Tag. Er putzt seine Lampe, er gibt ihr neue Nahrung, und die Lampe, sie brennt am helllichten Mittag. Was würdet ihr zu diesem Manne sagen, wenn ihr ihn dort träfet? Würdet ihr ihn nicht fragen: „Freund mit der Öllampe, was tust du da, warum läßt du deine Lampe noch brennen? Die Sonne ist doch längst aufgegangen, sie steht hoch über uns am Himmel! Die Zeit der Öllampen ist vorbei!“ Und dann nur noch ein Satz: „Die Zeit der Religionen ist vorbei, Christus ist erschienen.“ Mit diesem Gleichnis drückt der Verfasser allem, was er während seines Aufenthaltes in Indien mit der größten inneren Aufgeschlossenheit erlebt und zu Ende gedacht hat, das Siegel auf. Er macht damit zugleich zweierlei deutlich:

1. daß er den indischen Menschen verstanden hat, für den — wie er selbst sagt — die Sprache des Gleichnisses mehr ist als eine Bildersprache, und
2. daß es auch für Indien in seinem Umbruch aus einem Zeitalter ins andere, der noch rasanter und gefährlicher ist, als der Wechsel von Tag und Nacht, eine Hoffnung gibt: das Licht, das Jesus Christus selber ist.

Das bisher Gesagte könnte bei dem Leser den falschen Eindruck erwecken, als habe der Theologieprofessor Heinrich Vogel es sich allzu einfach gemacht, zu seiner Weisheit letztem Schluß zu gelangen — obwohl jede letztgültige Wahrheit immer etwas sehr einfaches ist. In Wirklichkeit aber ist bei Heinrich Vogel der Urteilsbildung über das Indien von heute und morgen eine Zeit harter Arbeit vorausgegangen, wozu im besonderen auch ein gewissenhaft durchgeführter und strapaziöser Besuchsdienst gehört. Darüber berichten im ersten Teil seines Buches die 31 Briefe, die wirklich von unterwegs geschrieben wurden und auch (mit wenigen Ausnahmen) in Berlin anlangten. Sie vermitteln dem Leser in der intimen Sprache bzw.

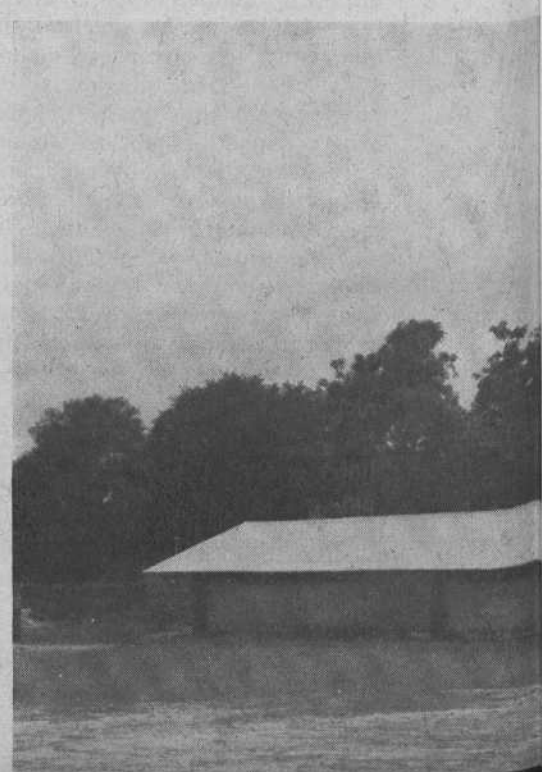
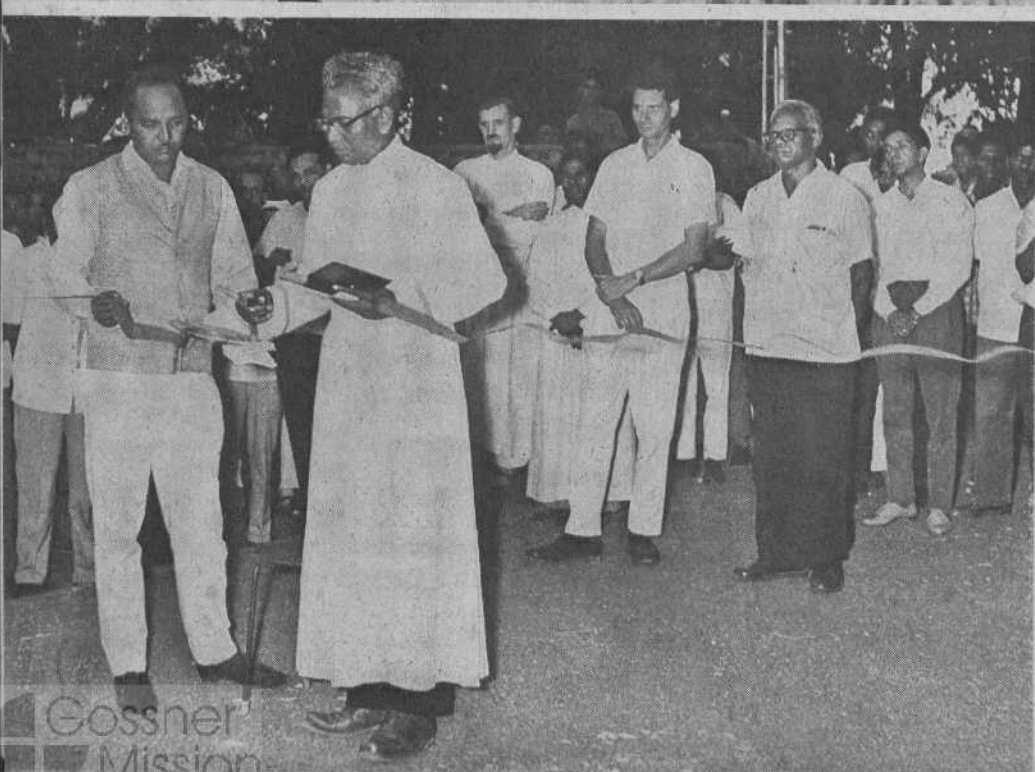
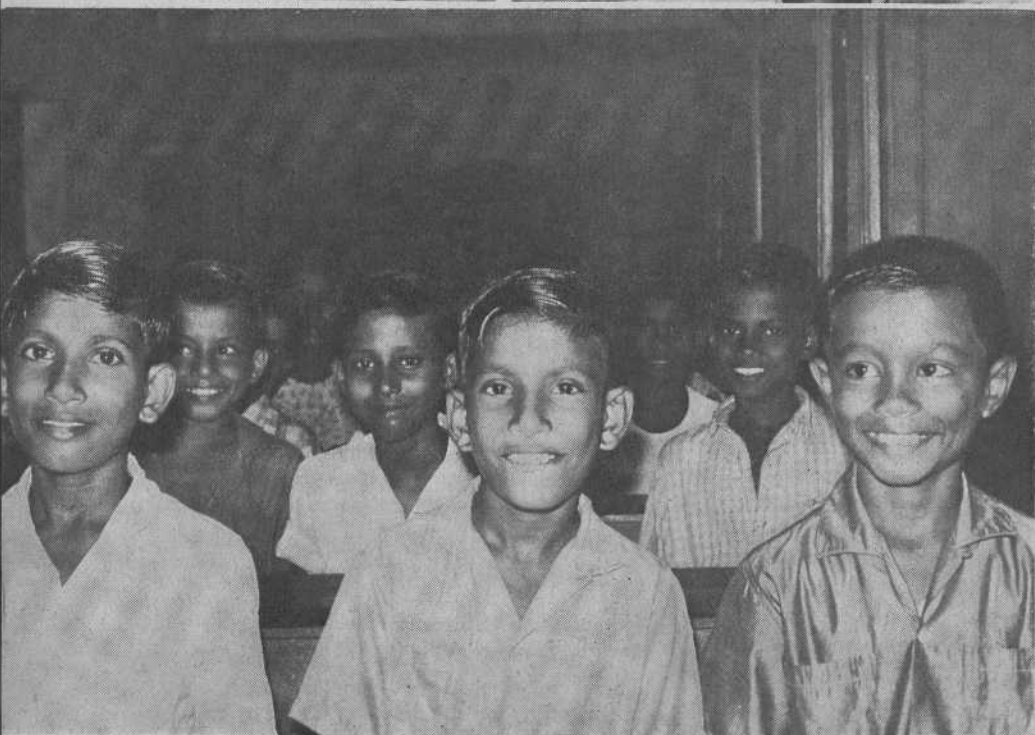
Zwiesprache eines Briefwechsels frisch wie ein Erstabdruck die Erlebnisse, Beobachtungen und Erkenntnisse des deutschen Gastes; bei seiner ersten Begegnung mit den führenden Männern der indischen Kirche und bei seinen Besuchen in Stadt-, Industrie- und Dorfgemeinden. Wer aber das indische Dorf kennt, der kennt auch Indien; denn Indien ist immer noch — trotz seiner sich überstürzenden Industrialisierung — zu etwa 80 % ein Kontinent der Dörfer. Hier also, im Dorf, lernt der Verfasser den indischen Menschen kennen wie er lebt und leidet. Er gewöhnt sich daran, mit der rechten Hand zu essen (beiläufig nicht mit der linken!). Hier singt er mit jung und alt unter Trommelbegleitung und mit Händeklatschen die heißgeliebten Bhajans (geistliche und weltliche Volkslieder) und dichtet selber noch eines hinzu. Und hier fällt auch sein Blick auf das indische Dschungelkind und bleibt an seinen großen, dunklen Augen hängen — für immer; er wird es nie mehr vergessen.

So ist es immer der indische Mensch, um den es Heinrich Vogel geht, und zwar der indische Mensch im „Transit“, im Übergang aus einem altertümlich-bäuerlichen in das technische Zeitalter. Auch der indische Bauer ist in diesen Prozeß des Umbruchs unausweichlich einbezogen. Wenn er so wie seit Jahrhunderten weiterwirtschaftet, wird Indien verhungern. Wie wird der indische Mensch seine Zukunft bewältigen? Das ist die Frage, die ihn nicht losläßt. Wird Indiens altererbte Religion, der Hinduismus in seiner orthodoxen Form, oder der von Radhakrishnan durch Umdeutung des alten geprägte Neu-Hinduismus eine Brücke sein, stark genug, um das indische Volk an das andere Ufer zu tragen?? Wird auch sie zusammenbrechen? Eine Studie über die Religionsphilosophie Radhakrishnans, des größten lebenden Philosophen und Staatsmann Indiens, hat der Verfasser seinem Buche eingefügt.

Von all' diesen Fragen im Herzen zutiefst bedrängt, dichtet Heinrich Vogel die Ballade von der Mutter Indien, die unter der Bürde übermenschlicher Lasten dennoch königlich einherschreitet. Wohin? „Quo vadis, India?“ Und schreibt seine neueste Legende, mit indischem Lokalkolorit: „Die Liebe, die nicht das Ihre sucht“. In der Endperspektive beider Dichtungen steht ungenannt und unsichtbar die Gestalt Jesu Christi, der die selbstlose Liebe in Person ist und auch Indien entlasten und erlösen kann.

Davon überzeugt, daß Indien geholfen werden muß, damit es sich selber helfen kann, besichtigt der Verfasser das Entwicklungswerk der Gossner-Kirche (Lehrfarm, Lehrwerkstätten, Hospital) und besucht das Industriezentrum Indiens, das ja auch im Raum der Gossner-Kirche liegt: das älteste, von dem Parsen Tata schon 1907 gegründete indische Eisenhüttenwerk Jamshedpur; und das mit deutscher Entwicklungshilfe aufgebaute neueste und modernste Eisenhüttenwerk Asiens, Rourkela. Mit sicherem Blick erfaßt Vogel den Unterschied. An Jamshedpur rühmt er die organische Entwicklung. Sie nimmt auf den Menschen Rücksicht. Dagegen kann Rourkela, das wie ein kleiner Atompilz aus der „roten Erde“ Indiens aufgeschossen ist, mit seinem rasanten atemberaubenden Entwicklungstempo die Krise des indischen Menschen nur noch vertiefen.

Die Bilder Gossner



über das Indienbuch von Professor D. Vogel/Berlin

Während eines Besuches in der Evangelisch-lutherischen Gossner-Kirche im indischen Bundesstaat Bihar (westlich von Kalkutta) äußerte sich Landesbischof Dr. Hanns Lilje über die christlichen Adivasi (Ureinwohner Indiens), die zu dieser Kirche gehören: er habe in seinem Leben viele Kirchen, alte und junge, kennengelernt, aber nirgendwo eine solche „spontane Herzlichkeit“ erfahren, wie in den Gemeinden dieser Kirche im indischen Dschungel. Man ist versucht, sich vorzustellen, was passieren müßte, wenn diese Kirche in ihrer Mitte einen Gast aus Europa — genauer gesagt aus Deutschland — zu begrüßen hätte, dem in bemerkenswert hohem Maße derselbe Charakterzug eignet: die „spontane Herzlichkeit“. Diese Begegnung hat nun stattgefunden, und ein überaus lebendig und anschaulich geschriebener Bericht über ihren Verlauf und Ertrag liegt jetzt in dem im Lettner-Verlag, Berlin, neu erschienenen Buch vor: „Die Zeit der Öllampen ist vorbei“. Der Verfasser D. Heinrich Vogel, Professor der systematischen Theologie an der Ostberliner Humboldt-Universität und zugleich an der Kirchlichen Hochschule in West-Berlin, gibt darin eine Beschreibung dieser Indienreise 1966 bis 1967, die ihn nicht nur durch das Gebiet der Gossner-Kirche, sondern auch zu den hinduistischen und buddhistischen Kulturzentren Indiens und Nepals führte. Den Abschluß bildete eine Gastvorlesung an der Orthodoxen Theologischen Fakultät in Athen.

Diese auf drei Monate zusammengedrückte Reise führte Professor Heinrich Vogel im Auftrag der Berliner Kirchenleitung und mit Assistenz der Gossner-Mission durch. So wurde er denn auch an einem Abend in der Adventszeit 1966 im Gossner-Hause zusammen mit seinem jungen Freund und Schüler Dr. theol. Paul Singh, dessen Studium und Doktordissertation er als „Doktorvater“ betreut hatte, durch Bischof D. Scharf und Missionsdirektor Dr. Berg verabschiedet. Wer die beiden Sendboten so beieinander sitzen sah, wurde unwillkürlich an Paulus und Timotheus erinnert, den Paulus seinen „rechten Sohn im Glauben“ nennt. Man kann es als eine glückliche Fügung ansehen, daß Paul Singh, der als Glied einer Hindukaste zum Glauben an Christus gekommen ist, seinen Lehrer auf der ganzen Reise begleiten konnte, um dann später das Amt eines Missionsdirektors der Gossner-Kirche (wohlverstanden der Kirche und nicht einer Missionsgesellschaft) zu übernehmen. Jeder Tourist, der kurzfristig eine ihm fremde Welt bereist, weiß, daß er Land und Leute nur halb verstehen kann, wenn er nicht der Landessprache mächtig ist. Daß Heinrich Vogel in seinem Buche den indischen Menschen und seine politische, soziale und religiöse Umwelt so erstaunlich richtig steht und beurteilt, ist ganz gewiß auch dem treuen Dolmetscherdienst Paul Singhs mitzuverdanken.

Auf alle Abschiedsreden, die an jenem Abend gehalten wurden, antwortete dann Heinrich Vogel selbst — mit „spontaner Herzlichkeit“. Aus jedem seiner Worte hörte man die Freude an dem ihm erteilten Auftrag und die Bereitschaft zur hingebenden Einfühlung in eine Welt heraus, die er bisher nur aus seinen wissenschaftlichen Studien kannte. Der Theologe Vogel — wie ein menschliches Radargerät von

höchster Empfindlichkeit — tauchte schon seine Flügel in die geheimnisvolle Atmosphäre einer Jahrtausende alten nichtchristlichen Hochkultur ein. —

Nur so — aus diesem Augenblick der allgemeinen Hochstimmung — erklärt es sich, daß einer der christlichen indischen Studenten, die im Studentenheim der Gossner-Mission wohnen, dem Redner warnend zurief: „Aber kommen Sie bitte, Herr Professor, nicht als Hindu zurück!“

Heinrich Vogel ist von seiner Indienreise nicht als ein Hindu zurückgekehrt — anders als der bekannte Philosoph Graf Hermann von Keyserling, der in seinem Reisetagebuch Tag um Tag aufzeichnet, wie er sich stufenweise vom Abendländer zum Orientalen wandelt und zuletzt in seinem Bewußtsein mit dem Hinduismus und Buddhismus eins wird. Dafür, daß die Reise-route Heinrich Vogels in total entgegengesetzter Richtung verläuft, ist der Titel seines Buches der beste Beweis: „Die Zeit der Öllampen ist vorbei“. Er ist, so anreißerisch es klingen mag, überhaupt kein Buchtitel, sondern gehört in den Text und in die Mitte des Buches hinein. Er ist in Wirklichkeit ein dem Verfasser vom Geist eingegebenes Gleichnis, das er spontan vor einem Kreis von Christen und Nichtchristen erzählt hat. Da sitzt an einem Markt ein Mann, er hat vor sich eine brennende Öllampe stehen. Die Lampe, sie brennt am helllichten Tag. Er putzt seine Lampe, er gibt ihr neue Nahrung, und die Lampe, sie brennt am helllichten Mittag. Was würdet ihr zu diesem Manne sagen, wenn ihr ihn dort träfet? Würdet ihr ihn nicht fragen: „Freund mit der Öllampe, was tust du da, warum läßt du deine Lampe noch brennen? Die Sonne ist doch längst aufgegangen, sie steht hoch über uns am Himmel! Die Zeit der Öllampen ist vorbei!“ Und dann nur noch ein Satz: „Die Zeit der Religionen ist vorbei, Christus ist erschienen.“ Mit diesem Gleichnis drückt der Verfasser allem, was er während seines Aufenthaltes in Indien mit der größten inneren Aufgeschlossenheit erlebt und zu Ende gedacht hat, das Siegel auf. Er macht damit zugleich zweierlei deutlich:

1. daß er den indischen Menschen verstanden hat, für den — wie er selbst sagt — die Sprache des Gleichnisses mehr ist als eine Bildersprache, und
2. daß es auch für Indien in seinem Umbruch aus einem Zeitalter ins andere, der noch rasanter und gefährlicher ist, als der Wechsel von Tag und Nacht, eine Hoffnung gibt: das Licht, das Jesus Christus selber ist.

Das bisher Gesagte könnte bei dem Leser den falschen Eindruck erwecken, als habe der Theologieprofessor Heinrich Vogel es sich allzu einfach gemacht, zu seiner Weisheit letztem Schluß zu gelangen — obwohl jede letztgültige Wahrheit immer etwas sehr einfaches ist. In Wirklichkeit aber ist bei Heinrich Vogel der Urteilsbildung über das Indien von heute und morgen eine Zeit harter Arbeit vorausgegangen, wozu im besonderen auch ein gewissenhaft durchgeführter und strapaziöser Besuchsdienst gehört. Darüber berichten im ersten Teil seines Buches die 31 Briefe, die wirklich von unterwegs geschrieben wurden und auch (mit wenigen Ausnahmen) in Berlin anlangten. Sie vermitteln dem Leser in der intimen Sprache bzw.

Zwiesprache eines Briefwechsels frisch wie ein Erstabdruck die Erlebnisse, Beobachtungen und Erkenntnisse des deutschen Gastes; bei seiner ersten Begegnung mit den führenden Männern der indischen Kirche und bei seinen Besuchen in Stadt-, Industrie- und Dorfgemeinden. Wer aber das indische Dorf kennt, der kennt auch Indien; denn Indien ist immer noch — trotz seiner sich überstürzenden Industrialisierung — zu etwa 80 % ein Kontinent der Dörfer. Hier also, im Dorf, lernt der Verfasser den indischen Menschen kennen wie er lebt und leidet. Er gewöhnt sich daran, mit der rechten Hand zu essen (beileibe nicht mit der linken!). Hier singt er mit jung und alt unter Trommelbegleitung und mit Handeklatschen die heißgeliebten Bhajans (geistliche und weltliche Volkslieder) und dichtet selber noch eines hinzu. Und hier fällt auch sein Blick auf das indische Dschungelkind und bleibt an seinen großen, dunklen Augen hängen — für immer; er wird es nie mehr vergessen.

So ist es immer der indische Mensch, um den es Heinrich Vogel geht, und zwar der indische Mensch im „Transit“, im Übergang aus einem altertümlich-bäuerlichen in das technische Zeitalter. Auch der indische Bauer ist in diesen Prozeß des Umbruchs unausweichlich einbezogen. Wenn er so wie seit Jahrhunderten weiterwirtschaftet, wird Indien verhungern. Wie wird der indische Mensch seine Zukunft bewältigen? Das ist die Frage, die ihn nicht losläßt. Wird Indiens altererbte Religion, der Hinduismus in seiner orthodoxen Form, oder der von Radhakrishnan durch Umdeutung des alten geprägte Neu-Hinduismus eine Brücke sein, stark genug, um das indische Volk an das andere Ufer zu tragen?? Wird auch sie zusammenbrechen? Eine Studie über die Religionsphilosophie Radhakrishnans, des größten lebenden Philosophen und Staatsmann Indiens, hat der Verfasser seinem Buche eingefügt.

Von all' diesen Fragen im Herzen zutiefst bedrängt, dichtet Heinrich Vogel die Ballade von der Mutter Indien, die unter der Bürde übermenschlicher Lasten dennoch königlich einerschreitet. Wohin? „Quo vadis, India?“ Und schreibt seine neueste Legende, mit indischem Lokalkolorit: „Die Liebe, die nicht das Ihre sucht“. In der Endperspektive beider Dichtungen steht ungenannt und unsichtbar die Gestalt Jesu Christi, der die selbstlose Liebe in Person ist und auch Indien entlasten und erlösen kann.

Davon überzeugt, daß Indien geholfen werden muß, damit es sich selber helfen kann, besichtigt der Verfasser das Entwicklungswerk der Gossner-Kirche (Lehrfarm, Lehrwerkstätten, Hospital) und besucht das Industriezentrum Indiens, das ja auch im Raum der Gossner-Kirche liegt: das älteste, von dem Parsen Tata schon 1907 gegründete indische Eisenhüttenwerk Jamshedpur; und das mit deutscher Entwicklungshilfe aufgebaute neueste und modernste Eisenhüttenwerk Asiens, Rourkela. Mit sicherem Blick erfaßt Vogel den Unterschied. An Jamshedpur rühmt er die organische Entwicklung. Sie nimmt auf den Menschen Rücksicht. Dagegen kann Rourkela, das wie ein kleiner Atomplatz aus der „roten Erde“ Indiens aufgeschossen ist, mit seinem rasanten atemberaubenden Entwicklungstempo die Krise des indischen Menschen nur noch vertiefen.

In dem Prozeß der Umwandlung, von dem das ganze Leben in Indien wie auch die indische Religion in ihren verschiedenen Ausprägungen betroffen ist, haben die christlichen Minderheitskirchen ihre besondere Position und Aufgabe. Sie dürfen unter Wahrung ihrer Eigenständigkeit von der christlichen Ökumene nicht allein gelassen werden. Ihre wichtigste Aufgabe aber ist die Verkündigung der Christusbotschaft durch Inder an Inder. So beteiligt sich der deutsche Gastprofessor an der Zurüstung von indischen Pastoren, Predigern und Missionaren für diesen Dienst. Mit den Pastoren erarbeitet er auf dem jährlichen Pastorenkonvent Predigtentwürfe und hält an dem Theologischen College der Gossner-Kirche Vorlesungen über Christologie — In steter Auseinandersetzung mit der religiösen Umwelt, die sie umbrant. Hier wird streng theologisch gearbeitet. Die Thesen, die diesen Vorlesungen zugrundeliegen, können in Vogels Indienbuch nachgelesen werden.

Und dann steht er, der ständige Teilnehmer an der Prager Friedenskonferenz, bei der alljährlichen Heerschau aller nichtkatholischen Kirchen und Missionen Indiens in dessen ältester Universität Serampur am Ganges als Anwalt der Weltfriedensbewegung am Rednerpult. Was er sagt, gleicht eher einem Heroldsruf als einer akademischen Vorlesung und mündet in dem Appell an die indische Christenheit, gerade im Lande Gandhis, des Apostels der Gewaltlosigkeit, die eine Seite an der Gestalt Christi, die durch die Gewaltpolitik und Kriegsgeschichte der Weltmächte verdunkelt ist, ins helle Licht zu rücken: Christus als den der Welt geschenkten Gottesfrieden in Person. Auch dieser Vortrag hat in Vogels Buch Aufnahme gefunden, so daß es in seiner Vielschichtigkeit geradezu ein Arbeitsbuch für Nichttheologen und Theologen darstellt.

Als das Herzstück des Buches aber dürfen die bei den Studien über das Thema: „Christus und a) der religionslose und b) der religiöse Mensch“ gewertet werden. Das zweite Thema hat das größere Gewicht. In Europa — so sagt man — stirbt der religiöse Mensch aus. In Indien hofft Professor Vogel ihn am Leben vorzufinden. Und er findet ihn, trotz der Säkularisierung, die auch Indien erfaßt hat, in Reinkultur. Was geschieht, wenn er, der „homo religiosus“, mit Christus konfrontiert wird? Eine Frage, von deren Beantwortung auch die Standortbestimmung der christlichen Weltmission für heute und morgen abhängt. Es gibt große Geister, wie z. B. Radhakrishnan, die visionär für die Zukunft eine die ganze Menschheit umfassende Gemeinschaft des Geistes voraussagen, die nur pluralistisch sein kann. Das heißt, daß in dieser Gemeinschaft alle, auch die bisher gegensätzlichen Religionen und Glaubensgruppen ihren Platz und das Recht auf gegenseitige Anerkennung haben werden. Welchen Sinn hat dann noch die Selbstaussage Jesu Christi, daß er allein der Weg, die Wahrheit und das Leben ist? Und was wird dann aus dem Missionsauftrag der Kirche? So ist es verständlich, daß Missionstheologen und Missionsfreunde in der Heimat mit gespannter Aufmerksamkeit die Indienreise Heinrich Vogels verfolgen und auf die alte, in der Missionsgeschichte schon oft gestellte Frage eine für heute gültige Antwort erwarten. Er gibt diese Antwort, aber auf seine Weise, unauffällig und an einer Stelle, die man nicht vermutet. Zunächst aber eine Bemerkung zu der Methode, mit der Vogel an dieses Thema herangeht. Hier und nur hier kehrt er noch einmal

zu dem Briefstil seines Reisetagebuches zurück und schreibt wieder so ungezwungen wie in einem vertrauten Zwiegespräch, verständlich für jedermann, daß man wünschen möchte, dieser Abschnitt seines Buches sollte in einem Sonderdruck die weiteste Verbreitung finden. Was an seiner dabei angewandten Methode weiter auffällt, ist dies, daß er nicht über sein Thema spricht, ohne sich zugleich unter das Wort Gottes zu stellen. Er beantwortet also die an ihn gerichtete Frage in der Form der Schriftauslegung, der Exegese, und tut damit genau das, was heute viele Theologen, die des Redens über Glaubensfragen in Dialogen, Forumsgesprächen, Diskussionen usw. müde geworden sind, für das einzig Sinnvolle halten. Als Text für sein Thema wählt er mit sicherem Griff den Bericht der Apostelgeschichte (Kapitel 17) über die Rede des Apostels Paulus vor den griechischen Philosophen in Athen. Und im Rahmen einer vielfältig ausgesprochenen und aktuellen Auslegung dieses Textes gibt er nun auch die von ihm erwartete Antwort — wie gesagt, an einer unvermuteten Stelle: nämlich bei der Frage nach dem Tun des Guten. Wenn der Christ das Gute tut, so versteht er es als von Gott gewirkt und erfährt dabei die „frohe Befreiung“ von sich selbst. Auch der Nichtchrist tut Gutes. Wir müssen es einfach akzeptieren: es ist so. Augustinus bekanntes Wort, daß die Tugenden der Heiden nichts als „glänzende Laster sind“, lehnt Vogel ab. Und — so fährt er fort — auch das Gute, das der Nichtchrist tut, ist von Gott gewirkt, auch wenn er es selbst nicht weiß und die Quelle des Guten in der genau entgegengesetzten Richtung sucht, wie die Christen, nämlich in sich selbst. Der Grund aber dafür, daß Gott auch unter den Nichtchristen Gutes stiftet liegt darin, daß sie wie wir im Bereich seiner Herrschaft und seiner Barmherzigkeit leben; auch sie gehören Gott. Auch wenn Christus in sein Eigentum kommt und die Seinen ihn nicht aufnehmen, bleiben sie doch sein Eigentum. Und einmal, wenn die Sonne Jesus Christus auch über ihnen aufgeht und sie erkennen werden, wie sie erkannt sind, werden die Öllampen ihrer Religionen, Philosophien und Ideologien erlöschen — „doch so, daß im Finstern ein neuer Weg unter der Verheißung des Lichtes freigegeben wird“: in Christus, dem Weg zum Vater. So erschöpft sich die Christusbotschaft niemals nur im Gegensatz zu einer Religion oder Ideologie (sonst wird sie vielmehr selbst zu einer Religion oder Ideologie); — sie durchbricht die Frontstellung und nimmt gewissermaßen mit einer Umfassungsbewegung den religiösen und auch den religionslosen Menschen für die Liebe Gottes in Jesus Christus in Beschlag.

Heinrich Vogels Auftrag ist erfüllt. Sein Abschied von Indien erfolgt wie im Fluge. Noch spiegeln sich die gewaltigen Buddhafiguren aus gewachsenem Stein in den Höhlentempeln von Ajanta und Ellora und die imposante Tempelarchitektur zu Ehren des Hindugottes Shiva (Dionysos, Bacchus) bei Kathmandu (Nepal) in seinen Augen, als ihn das Flugzeug nach Athen entrückt. Hier steht er nun an dem Ort, an dem Paulus stand und zum Gelächter der griechischen Philosophen den auferstandenen Christus verkündigte. Und hier erlebt er jetzt das Wunder der Gleichzeitigkeit: daß dieselbe Antike, nämlich die europäische, die in der Begegnung mit Christus für immer versank, in Indien fortlebt mit denselben Göttern, die nun indische Namen tragen, und mit derselben Religionsphilosophie, die nur noch tiefer bohrt

als die griechische (Hendrik Kraemer: „Der Humanismus in Europa ist ein Zwerg, der in Asien ein Riese“). Und dann hält Heinrich Vogel in der Theologischen Fakultät der griechisch-orthodoxen Kirche seine letzte Gastvorlesung. Wie er den Indern ein Inder geworden ist, so wird er hier den Griechen ein Grieche. Seine Vorlesung, die am Schluß seines Buches steht, hört sich an, als sei sie aus dem Griechischen ins Deutsche übersetzt. Ihr Thema aber („Die Freude an der Wahrheit“) ist — wie sollte es anders sein! — eine einzige Rühmung der Wahrheit, die keine Idee, sondern eine Person ist und Jesus Christus heißt. —

Zum Schluß sei nur noch auf den Humor des Verfassers hingewiesen, der immer wieder an den verschiedensten Stellen seines Buches aufblitzt, um gelegentlich laut zu explodieren. Dann kann Heinrich Vogel so spontan und herzlich — auch über sich selbst — lachen, daß er als „der lachende deutsche Professor“ in die Geschichte der Gossner-Kirche eingehen wird. So verschlägt ihm die „spontane Herzlichkeit“, mit der er zum ersten Mal von der Kirche begrüßt wird, die Sprache (was selten vorkommt), daß er sich, bis über die Ohren mit Blumengirlanden behängt, unter Anspielung auf seinen Namen als „krächzenden Raben“ vorstellt. Flugs übersetzt es der Dolmetscher (diesmal nicht Paul Singh) mit „bekränzter Geier“, und hat die Lacher, Vogel eingeschlossen, auf seiner Seite. Und dann ist da das merkwürdige Geheimnis mit der „linken Hand“, mit der man in Indien nicht essen darf. Jeder, der sich eine Zeitlang in Indien aufhält, weiß darum; aber Heinrich Vogel ist unseres Wissens der erste, der darüber auch schreibt. Jedesmal, wenn er sich zum Essen niederläßt, kommandiert er sich selbst: „Linke Hand unterm Tisch!“ und kontrolliert auch, höchst amüsiert, seine Tischgenossen, ob sie sich an die Regel halten. Verraten kann er das Geheimnis nicht. Auch wir nicht, obwohl wir unseren Lesern die Versicherung geben können, daß es sich dabei wirklich um etwas ganz Komisches handelt.

Was mich persönlich einmal veranlaßte, hell herauszulachen, war in Vogels Reisebericht ein ganz kleiner Stoßseufzer, den sicher viele Leser überhören. Aber, man stelle sich den Berliner Großstädter Vogel vor, wie er durch indische Dörfer reist, immer im Männerkollektiv, niemals allein. Aber einmal ist er allein. Da sieht er so etwas wie eine Fata Morgana: nichts Großes, sondern etwas sehr Kleines. Und plötzlich überkommt ihn das Gelüst, nur einmal über die Straße zu laufen — in seinen Zigarrenladen — und sich eine Boenicke-Brasil zu erstehen: „Ach, jetzt eine Boenicke-Brasil!“ Aber ringsum ist nichts als Dschungel und die Situationskomik ist nicht zu überbieten. Warum, so möchte ich ihm zurufen, nicht als Ersatz einmal eine indische Brasil aus Südindien oder Burma! Sie sind gut und billig. Aber heute möchte ich ihm doch eine andere Brasil anbieten, auch von einer Berliner Firma, mit der gleichen Qualität, obwohl auch ich die „Boenicke“ vorziehe. Es kommt mir aber auf die Marke an. Diese Zigarre trägt nämlich den Markennamen: „Rara Avis“ — „Ein seltener Vogel“. Ja, Heinrich Vogel, der sich selbst zu der Gattung der Singvögel rechnet, ist schon ein „Rara Avis“! Und auch sein Buch ist ein „Rara Avis“, ein seltener Vogel. Diese Besprechung seines Buches ist deswegen so ausführlich geworden, weil sie vielen Lesern Lust machen möchte, sich diesen seltenen Vogel einzufangen und seinem Lied zu lauschen.

Beilage zur „Gossner-Mission“ 1/1968

Seite der Mission



Obere Reihe von links nach rechts:

Auch ohne Tornister ein stolzes indisches Schulkind.

Rechenstunde in einer Schulklasse

Er hat nichts gelernt, darum muß er als Kuli arbeiten

Slum-Bewohner: Nicht nur Wohnungen, sondern auch Schulen sind zu bauen

Mittlere Reihe:

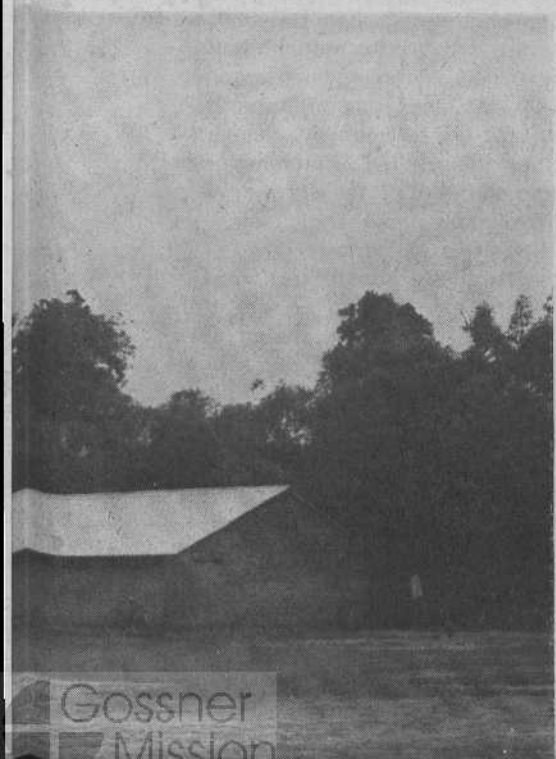
links: Nur jedes zweite indische Kind ist in der glücklichen Lage, eine Schule besuchen zu können

rechts: Kleines Mädchen bei Straßenbauarbeiten

Untere Reihe

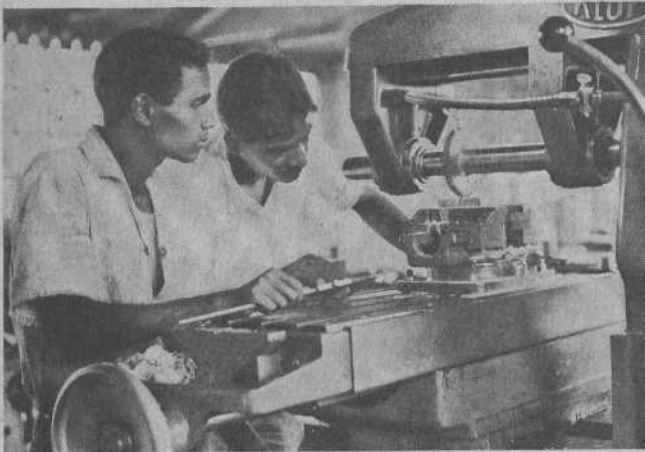
links und rechts: Einweihung des Informationszentrums der Industrieschule (TTC) Fudi. Hier werden die hergestellten Produkte gezeigt

Mitte: Einfach und schmucklos, aber zweckmäßig werden durch das TTC Fudi Schülerhelme gebaut

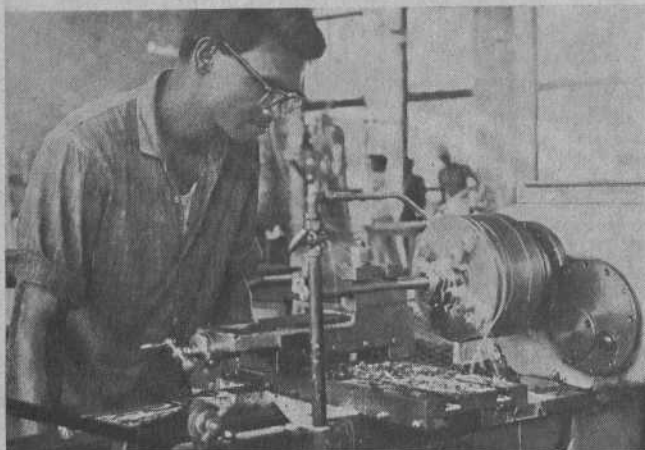




Direktor K. Schwerk im Gespräch mit seinem Mitarbeiter Dammer



„... alle Möglichkeiten für eine notwendige praktische Ausbildung ...“



VERSTEHEN SIE UNS?

Industrieschule Fudi (TTC) berichtet der Kirchenleitung in Ranchi

Es ist festzustellen, daß die Beziehungen zwischen dem TTC und der Verwaltung der Kirche, wenn auch in gegenseitiger Freundlichkeit, vorwiegend technischer und wirtschaftlicher Art waren. Aber die wirkliche Herausforderung einer zur Kirche gehörenden technischen Institution scheint noch nicht erkannt zu werden. Ich bin persönlich davon überzeugt, der Grund dafür ist ein offensichtlicher Mangel an Information über die Arbeit, die Möglichkeiten und die Grenzen des TTC Fudi. Und ich zögere nicht zuzugeben, daß diese Informationen zuerst vom TTC Fudi hätten angeboten werden sollen. Die folgenden Zeilen versuchen, dieses Schuldkonto notwendiger Information nach meinen besten Kenntnissen auszugleichen, damit — was ich zu hoffen wage — die Arbeit des TTC Fudi besser verstanden wird.

*

Da ist zunächst die oft wiederholte Frage, ob und wann das TTC Fudi in der Lage sein wird, sich selbst zu tragen. Hier ist es schon notwendig zu erklären, wie das TTC Fudi sein sollte, um die Antwort zu verstehen: das TTC ist in der Lage, sich selbst zu tragen, ebenso wie es nie in dieser Lage sein wird.

Das TTC Fudi besteht in Wirklichkeit aus zwei Teilen, die zwar von verschiedener Art, aber von gleicher Wichtigkeit sind.

Da ist zunächst die TTC Produktionsabteilung mit ihren vier Sektoren — Maschinenwerkstatt, Bauwerkstatt, Zimmerhandwerk und Konstruktion — die ungefähr 120 Personen beschäftigt. Sie ist kaufmännisch aufgezogen, und sie berechnet ihre Kosten und deckt ihre Ausgaben durch die Preise der produzierten Waren. Die Kalkulationsbasis ist so, daß Verluste vermieden und Gewinne erzielt werden sollen. Wegen des engen Marktes sind nur begrenzte Gewinne zu erzielen. Die Kapazität der Produktionsabteilung ist noch nicht voll ausgenutzt, das heißt, daß die verschiedenen Sektoren ihre Produktion noch erweitern müßten. Produktionserweiterung bedeutet Wiederinvestierung aller Gewinne. Die Frage, ob die Produktionsabteilung des TTC Unterstützung braucht oder nicht, kann so beantwortet werden: Ja, sie erhält sich selbst, sie hängt nicht von Unterstützung ab.

Zweitens gibt es die TTC Ausbildungsabteilung mit ihrer Ausbildungswerkstatt für das Zimmerhandwerk und den zusätzlichen Anlagen zur innerbetrieblichen Ausbildung für Zimmerleute und Monteure. Die Ausbildungsabteilung bringt gemäß ihrer Absichten und Möglichkeiten keine Gewinne und hängt ausschließlich von Unterstützungen ab. Ausbildung sollte niemals Gewinne machen wollen, sonst ist sie nicht vertrauenswürdig, unwirksam und schließlich gefährlich. Dies soll an einem einfachen Beispiel erklärt werden: niemand würde es für nützlich oder möglich halten, eine Elementarschule dadurch finanziell unabhängig zu machen, daß man die Fähigkeit der Schüler, zu lesen und zu schreiben, beispielsweise im Büro ausnutzte. So ist es auch bei der technischen Ausbildung. Die Frage der finanziellen Unabhängigkeit der TTC Ausbildungsabteilung kann so beantwortet werden: nein, sie ist nicht unabhängig und wird niemals unabhängig sein, sie hängt von Unterstützung ab, und so wird es bleiben.

Hier mag die erste Aufgabe der Kirche erkannt werden: Die Evangelisch-Lutherische Gossner-Kirche muß sich an der Verantwortung für die Arbeit im TTC Fudi als echte diakonische Arbeit für das Volk von Chotanagpur in diesen Tagen des schnellen Wandels von Sitten und Gebräuchen beteiligen. Bis heute trägt die Gossner-Mission Berlin die Bürde der Unterstützung. Es ist meine ernsthafte Bitte, die Notwendigkeit einer direkten Verpflichtung der Kirche gegenüber dem TTC Fudi anzuerkennen, indem man einen zunehmenden Anteil seiner finanziellen Verpflichtungen für die Ausbildung übernimmt.

*

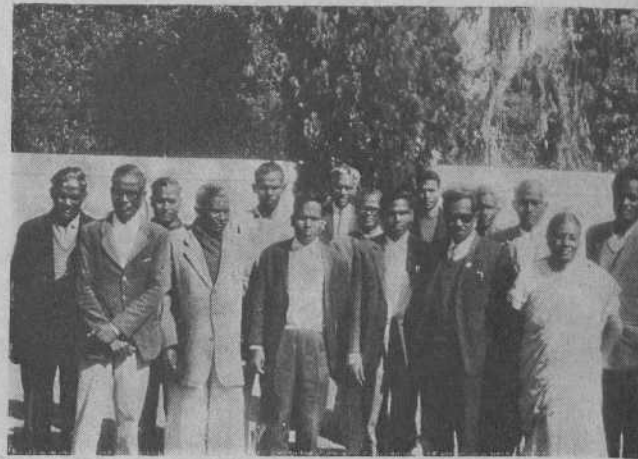
Es soll hier besonders über die Ausbildungsabteilung berichtet werden. Zum 1. Juli nahmen wir wieder Bewerbungen zum neuen Semester an und erhielten ungefähr 25. Da wir 32 Schüler aufnehmen können, entschieden wir uns, alle ohne Einschränkung anzunehmen. Aber zu unserer großen Überraschung nahmen schließlich nur neun an der Ausbildung teil, und sogar vier von diesen verließen uns nach der ersten Ausbildungswoche. Die Gesamtzahl von Schülern im ersten Semester ist daher nur fünf. Diese merkwürdige Erfahrung führt zu einigen Überlegungen. Die Ausbildungsmöglichkeiten im TTC sind wirklich unvergleichlich besser, als die in allen ähnlichen Ausbildungsinstituten, weil

- das TTC Fudi ein anerkanntes Ausbildungsinstitut ist und die Schüler berechtigt sind, das indische Handwerkszeugnis (Indian Trade Certificate) nach erfolgreichem Abschluß der Ausbildung zu erhalten;
- das TTC Fudi eine Werkstatt hat, die in das Handelsregister eingetragen ist und die allen Schülern alle Möglichkeiten für eine notwendige praktische Ausbildung bietet; dieser Vorteil ist einmalig. Kein industrielles Ausbildungsinstitut der Regierung hat solche Möglichkeiten, und andere Studenten müssen sich selbst eine private Werkstatt suchen, die sie zur praktischen Ausbildung aufnehmen will.
- Das TTC Fudi bietet eine hervorragende vielseitige Ausbildung modernster Art einschließlich Unterrichtsfächern wie Englisch, Praktikum in Metallarbeit und Zeichnen zusätzlich zum Ausbildungsplan der Regierung.
- Das TTC Fudi bietet allen seinen Studenten Wohnungs- und Verpflegungsmöglichkeiten einschließlich kompletter Einkleidung in guter Qualität für die ganze Ausbildungszeit von drei Jahren zu besten Bedingungen.

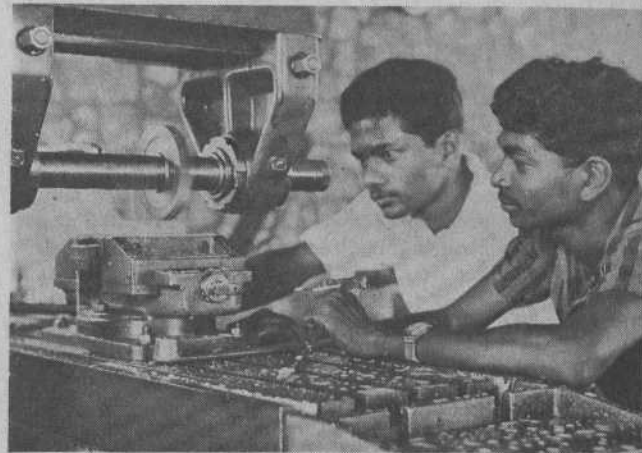
Warum zögern Eltern noch, ihre Söhne zur Ausbildung zu uns zu senden? Warum kehren Jungen in ihr Heim zurück, sogar wenn sie persönlich die Möglichkeiten gesehen haben? Es gibt gewiß verschiedene Gründe, aber wenige scheinen wirklich einleuchtend zu sein. Die Jungen und auch ihre Eltern möchten in Wirklichkeit nicht Unterstützung empfangen, um gewisse Fähigkeiten zu lernen, sondern sie wollen ihren gesellschaftlichen Standard erhöhen. Sobald jemand merkt, daß technische Ausbildung harte Arbeit, strikte Disziplin und bedingungslosen Einsatz erfordert, schwindet das Interesse in verschiedenen Fällen. Der wohlbekannte soziale Hintergrund des vorindustriellen Lebens wird oder bleibt viel attraktiver als die merkwürdigen Bedingungen der technischen Ausbildung. Demzufolge könnte man also die zweite Aufgabe für die Kirche wie folgt formulieren: Pastoren und Pracharakas, Kirchenführer und Laien, Lehrer und Regierungsbeamte sollten ihren Einfluß und alle Möglichkeiten ihrer Stellung dazu benutzen, den Kirchengemeinden, den Dorfgemeinden, den Familien und den einzelnen Männern die Vorteile technischer Ausbildung in diesen Tagen und in der Zukunft zu erklären und ihnen die einmalige Chance des zur Kirche gehörenden Ausbildungsinstituts mit all seinen Möglichkeiten zu schildern.

*

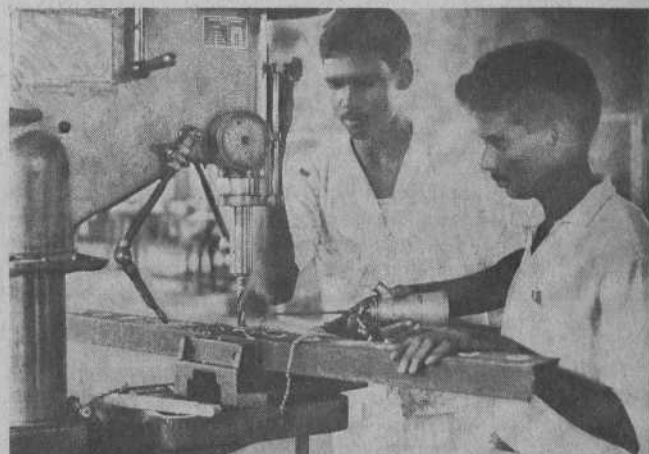
Schließlich soll über die Entwicklung des christlichen Lebens in unserem Institut berichtet werden. Es ist im Hause wohlbekannt, daß im April 1965 die nebenberufliche Seelsorge in eine hauptamtliche verwandelt wurde. In den folgenden beiden Jahren verbesserte sich das christliche Leben im Institut auf bemerkenswerte Weise. Alle christlichen Feste sind in der TTC Gemeinde gefeiert worden. Außerdem sind erste Erfahrungen mit dem Experiment des „Arbeiterpriesters“ gemacht worden. Dieser hoffnungsvolle Anfang wurde in diesem Jahr im April unterbrochen, nachdem der Pastor des Instituts abberufen wurde. Wiederholte Bitten, diese Entscheidung zu ändern, schlugen fehl. Die TTC Gemeinde ist gebeten worden, auf alle christlichen Betätigungen zu verzichten und sich der nächsten Dorfgemeinde anzuschließen.



Die Kirchenleitung der Gossner-Kirche empfing den Bericht des TTC Fudi



„... Warum zögern Eltern noch, ihre Söhne zur Ausbildung zu uns zu senden?“





Szene in den Slums von Calcutta

Ehrenvolle Einladung für Pastor Dohrmann / Wolfsburg

Das langjährige Mitglied unseres Kuratoriums hat von der Abteilung für Weltmission und Evangelisation des Ökumenischen Rates eine Einladung erhalten, die Arbeit der Industriemission Kalkutta mit ihrem Zentrum in Durgapur (Westbengalen) zu besuchen und mit seinem Rat und seiner Erfahrung dem Aufbau der dortigen Arbeit zu dienen. Er wird auch an der Tagung der Ostasiatischen Christlichen Konferenz in Rangoon im Februar 1968 teilnehmen, die die Aufgaben der Industriemission im besonderen Maße als Thema hat. Pastor Dohrmann wird es sich nicht nehmen lassen, im Anschluß daran auch einige Wochen im März 1968 die Gossner-Kirche zu besuchen, an dem Pastorenkurs teilzunehmen und Vorträge zu halten, sowie besonders die Arbeitsstätten der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Gossner-Mission in Chotanagpur kennenzulernen.

Pastor Nirmal Minz aus USA zurück

Der Dozent am Theologischen College in Ranchi, Pastor Nirmal Minz, ist nach vierjährigem Studienurlaub in den USA, der mit der Promotion zum Dr. theol. abgeschlossen werden sollte, nach Ranchi zurückgekehrt und hat zu unserer Freude seine Lehrtätigkeit dort Anfang Oktober wieder aufgenommen. So sind jetzt mit ihm eine Reihe von Brüdern im Zentrum der Gossner-Kirche tätig, die durch ihre Studien im Ausland weltweite Erfahrungen und Kenntnisse gewinnen konnten.

Dies ist wegen vieler und, wie ich glaube, wichtiger Gründe nicht ratsam, und die TTC Gemeinde hat um eine Kommission gebeten, die von der Kirchenleitung nominiert werden sollte. Seit mehr als drei Monaten halten wir unsere Kirchendienste durch unsere eigenen Freiwilligen aus dem Lehrkörper, die diesen Dienst zur vollen Zufriedenheit der Gemeinde ausüben. Da wir die Angelegenheit noch als unentschieden betrachten, haben wir das Heilige Abendmahl noch nicht ausgeteilt, aber wir haben die Synode gebeten, einen ordinierten Pastor für diesen Dienst zu bestimmen. Bisher ist uns nicht einmal unser Brief bestätigt, geschweige denn ein Pastor benannt worden. Die Kirchenleitung wird gewiß mit uns einer Meinung sein, daß deshalb die Gemeinde diese Situation als Notfall ansehen wird und infolgedessen zu entscheiden hat, das Heilige Abendmahl ohne Gegenwart eines ordinierten Pastoren auszuteilen.

Dies mag die dritte Aufgabe der Kirche sein, die ich mit diesem Bericht darlege: die theologische Grundlage der Existenz und der Arbeit des TTC Fudi noch einmal zu überlegen mit anschließender Revision der Beziehung der Gemeinde zur Kirchenverwaltung.

Klaus Schwerk, Direktor

TTC Fudi, Juli 1967

Um die Zukunft der Arbeit der Gossner-Mission

Leitwort:

„Wir könnten mehr Missionare gebrauchen; vor allem aber noch mehr tüchtige und erfahrene Katechisten ... Indien muß und wird durch Inder bekehrt werden.“

Missionar Heinrich Lorbeer sr.
im Jahresbericht der Gossner-Mission 1912 (1)

Das obige Leitwort, vor mehr als 50 Jahren von einem Indienmissionar der Gossner-Mission niedergeschrieben, vermag uns nicht nur sehr nachdenklich zu machen, es macht zugleich verständlich, warum ein halbes Jahrhundert später Kuratorium und Leitung der Gossner-Mission der seit 1919 autonomen Gossner-Kirche immer klarer und entschlossener die Verantwortung für die Ausrichtung des Evangeliums in ihrem Bereich übertragen. Wenn unsere Leser gleichzeitig davon hören, in welchem Maße die Welle gegen die Anwesenheit ausländischer Missionare in Indien gegenwärtig steigt, werden sie vollends verstehen, daß das Kuratorium sich auf seiner letzten Sitzung erneut mit der zukünftigen Aufgabe des Dienstes beschäftigt und darüber am 11. Oktober 1967 bei seiner Sitzung in Mainz-Kastel folgenden Beschluß gefaßt hat:

Die Missionsleitung wird gebeten, den verschiedenen Anregungen und Empfehlungen nachzugehen und spätestens in Jahresfrist dem Kuratorium konkrete und detaillierte Vorschläge zu unterbreiten, damit dann möglichst klare Beschlüsse erfolgen können.

Aufgrund der heutigen Beratungen zeichnen sich für das Kuratorium die zukünftigen Aufgaben der Gossner-Mission in möglicherweise dreifacher Richtung ab:

- 1) Über die noch nach 1970 weitergehende Mitarbeit in und mit der Gossner-Kirche — besonders ihrer Missionsarbeit — wurde bereits auf der letzten Sitzung eine grundsätzliche Klärung erreicht.
- 2) Den dringenden Appell der Abteilung für Weltmission und Evangelisation des Ökumenischen Rates, den Dr. Löffler ausgesprochen hat, daß die Gossner-Mission an einigen noch zu bestimmenden funktionalen Aufgaben (wie z. B. Literatur, Industrie-Mission usw.) in Übersee mitarbeiten möchte,

sieht das Kuratorium dadurch als begründet an, daß Gott unsere Brüder in Mainz-Kastel vielfältige, segensreiche Erfahrungen in diesem Arbeitsbereich hat gewinnen lassen. Die Bitte um ihre verstärkte Mitarbeit in dieser Aufgabe der Weltmission, die immer wichtiger wird, sollte deshalb in der Planung berücksichtigt werden.

- 3) Endlich scheint es dem Kuratorium wünschenswert, daß Rufe und Fragen nach einer Mitarbeit der Gossner-Mission in begrenzten von der Mission noch nicht erreichten Gebieten in Asien oder Afrika sorgfältig und ernsthaft daraufhin geprüft werden, ob ihnen Folge geleistet werden kann.

Im Blick auf die von der Missionsleitung erbetene Planung ist es die Meinung des Kuratoriums, daß von dem jetzigen finanziellen Volumen der Gossner-Mission ausgegangen werden sollte und zunächst in diesem Rahmen die zukünftigen Aufgaben erwogen werden.

Wir erbitten gerade in diesem Abschnitt der Geschichte unserer Gossner-Mission den Segen, die Leitung und klare Führung des Herrn der Christenheit und ihrer Mission, damit alle zukünftige Arbeit im Gehorsam gegen IHN und seinen Sendungsauftrag geschehen möchte.

Wir bitten alle Freunde, unserer großen Verantwortung getreu in Fürbitte und Opferbereitschaft zu gedenken.

Sind Missionare Staatsfeinde?

Im April 1967 begann es! Nationalistische Extremisten in Indien behaupteten, daß die ausländischen Missionare die Hungersnot im Staate Bihar ausnutzten, um Hindus unter Druck zum Christentum zu bekehren. Den Beweis für diese Behauptung blieb man schuldig.

Ende Juli 1967 wurden drei amerikanische Missionare, die bisher in Assam gearbeitet hatten, des Landes verwiesen. Sie waren angeklagt, in politische Tätigkeiten, die sich gegen die Interessen des Staates richteten, verwickelt gewesen zu sein. Die Beschuldigungen blieben rätselhaft und unklar, besonders auch nachdem behauptet wurde, daß römisch-katholische Priester sich über die drei Amerikaner beschwert hätten.

In der indischen Presse und auch im Parlament nahm man diesen Fall zum Anlaß für grundsätzliche Diskussionen. In einer zum Teil gehässigen und boshaften Weise wurde die Tätigkeit aller ausländischen Missionare in Indien (inzwischen etwa 4500) als staatsfeindliche Agententätigkeit disqualifiziert.

Im August 1967 wurde bekanntgegeben, daß niemand von den in Assam tätigen ausländischen Missionaren mit einer Erneuerung seiner Aufenthaltsgenehmigung rechnen könne. Der katholische Bischof von Tezpur und drei seiner Priester — alle Italiener — erhielten aufgrund dieser neuen Maßnahme Ausweisungsbefehle. Es scheint indessen Kardinal Gracias von Bombay beim indischen Innenministerium gelungen zu sein, diese Anordnung rückgängig zu machen.

Die Verwirrung hat sich seitdem vergrößert durch Berichte, daß die indische Regierung einen allgemeinen Bann über alle ausländischen Missionare in Indien verhängen wolle. Innenminister Chavan erklärte dem katholischen Erzbischof von Neu-Delhi wörtlich, „wir wollen, daß alle Missionare das Land verlassen“.

Zwar hat der Innenminister in einem Gespräch mit Kardinal Gracias erklärt, daß es in der grundsätzlichen Politik der indischen Regierung keine Änderung im Hinblick auf die ausländischen Missionare geben würde. Aber angesichts der Vorkommnisse

Haus der Mission in Berlin

Seitdem das Gossner-Haus in der Handjerystraße auf den Trümmern des am Ende des Krieges zerstörten alten Gossner-Hauses neu erbaut wurde, erfolgt jetzt eine grundlegende Veränderung: Die Erziehungskammer — bisher im II. Stock des Hauses — einen neuen Dienst-sitz angewiesen und dadurch den Weg dafür freigemacht, daß die in Westberlin arbeitende Dienststelle der Berliner Mission, der Jerusalemsverein und ein Büro der Ostasien-Mission im Januar 1968 die freigewordenen Räume beziehen werden. In Westberlin werden also nahezu alle nach Übersee hin arbeitenden Missionsgesellschaften unter einem Dache wohnen und arbeiten. Wir hoffen zuversichtlich, daß „das Missionshaus“ für die Kirche und die evangelischen Christen Westberlins rasch ein fester Begriff werden wird und die nahe Arbeitsgemeinschaft gesegnet sein möchte.

Präsident Aind / Ranchi im Gossner-Haus in Berlin

Die Evangelische Kirche der Union hatte den Präsidenten der Gossner-Kirche, Rev. C. B. Aind, und Oberstudiendirektor Turkey / Chainpur zu den Reformationsfeierlichkeiten nach Wittenberg und anschließend zum 150-jährigen Jubiläum der Union nach Berlin eingeladen. So hatten wir die Freude, beide Brüder in unserer Stadt willkommen heißen zu dürfen, und es gab erwünschte Gelegenheit, mit dem Leiter der Gossner-Kirche vielfältige gemeinsame Fragen der Arbeit in Indien und Deutschland zu besprechen.

Neue Mitarbeiter bei der Gossner-Mission in der DDR

In der Dienststelle der Gossner-Mission in Ost-Berlin gab es im Herbst einige personelle Veränderungen. Pfarrer W. D. Gutsch ist als Mitarbeiter ausgeschieden und Pfarrer Schülzgen sowie Prediger Röke sind neu in die Arbeit eingetreten.

Als neue ökumenische Mitarbeiterin für den Dienst der Gossner-Mission in der DDR wurde die finnische Pastorin Pirkko Lehtiö von ihrer Heimatkirche für ein Jahr beurlaubt.

Dr. Hoffmann, Exekutivsekretär des Deutschen Evangelischen Missions-Rates

Nachdem Pastor Dr. Moritzen zum 1. Oktober 1967 einen Ruf auf den Lehrstuhl für Missionswissenschaft in der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Erlangen angenommen hat, wurde vom Missions-Rat zu dessen Exekutivsekretär Pastor Dr. Hoffmann / Hamburg berufen, der schon bisher als Asien-Sekretär sowie verantwortlich für die Literaturarbeit in der Hamburger Zentrale für Weltmission wichtigen Dienst tat. Wir begleiten den Dienst Dr. Hoffmanns mit unseren herzlichsten Segenswünschen.

Professor J. Tiga in Deutschland

Auf Einladung der Gossner-Mission hat Professor J. Tiga — Lehrer am Theologischen College der Gossner-Kirche in Ranchi — einen dreimonatigen Studienaufenthalt in Deutschland verbracht. Von Anfang September bis Ende November besuchte er zahlreiche Gemeinden in Hessen, Westfalen, Ostfriesland und Berlin und verschaffte sich einen Eindruck von dem kirchlichen Leben in den deutschen Landeskirchen. Besonders interessiert zeigte er sich an der praktisch-theologischen Ausbildung der Pastoren, die er in Hessen und Hannover kennenlernte. Ende Oktober nahm er an den Jubiläumsfeiern in Wittenberg teil und besuchte einzelne Gemeinden in der DDR.

Abschiedsgruß von Prof. Tiga

Meine lieben Freunde!

Da ich mich darauf vorbereite, am 3. Dezember nach Indien abzufliegen, möchte ich Ihnen allen Auf Wiedersehen sagen. Ich bin wirklich allen Brüdern und Schwestern von der Gossner-Mission hier in Deutschland, dem Geburtsland der Evangelisch-Lutherischen Kirche, sehr dankbar. Ich habe viele Orte, Gemeinden und Schulen besucht. Ich bin wirklich sehr erfreut, ermutigt und inspiriert, für unseren Herrn mehr Dinge zu tun. Dr. Berg, Pastor Seeberg und alle Mitarbeiter der Gossner-Häuser in Berlin und Mainz-Kastel leisten ausgezeichnete Arbeit für das indische Volk und für die Verbreitung des Evangeliums in Indien. Immer, wenn ich kam, wurde ich herzlich begrüßt und sehr gut unterhalten. Ich bin sicher, daß alles im Namen unseres Heilands Jesus Christus geschah. Herr Pastor Seeberg, Herr Pastor Vögh und Frau Pastorin Lehtiö waren so freundlich, mir viele Dias von verschiedenen Gegenden Deutschlands und auch einige von Norwegen und Dänemark zu geben. Diese Dias bedeuten für mein Volk eine große Hilfe, etwas von Ihnen, Ihrer Arbeit und Ihren Bemühungen, das Evangelium zu verbreiten, zu erfahren. Ich erinnere mich gut an alle Pastoren und Gemeinden, die ich getroffen habe. Ich grüße Sie alle mit „Yeshusahay“ und Auf Wiedersehen. Möge Gott die Gemeinschaft, die uns erfreute, segnen, vervollkommen und mit seiner Herrlichkeit und ewigen Freude erfüllen.

Kahle Felsen kennzeichnen die Landschaft bei Takarma



im Sommer ist die Frage berechtigt, wie die Grundsätze dieser Politik zukünftig ausgelegt werden sollen. Es besteht der Anlaß zu der Sorge, daß die grundsätzlichen Bestimmungen eng und in vielen Fällen willkürlich ausgelegt werden.

Seit 1955 gibt es in Neu-Delhi Formulierungen über die Zulassung von ausländischen Missionaren zum Dienst in Indien. Demzufolge können solche Missionare tätig werden, die eine hervorragende Eignung oder besondere Erfahrungen besitzen und für deren Arbeitsplätze geeignete Indier nicht zur Verfügung stehen. Anfangs wurden diese Aufenthaltsgenehmigungen durch die indischen Botschaften ausgestellt, später nur vom Innenministerium, das sich weitgehend den oft negativen Stellungnahmen der lokalen Behörden im betreffenden Einsatzgebiet anschloß.

Gerade diese Behörden stehen seit den Parlamentswahlen im Februar 1967 unter größerem Druck seitens der erstarkenden Rechtsparteien vor allem in Nordindien. Diese haben schon seit Jahren verkündet, daß sie den Einfluß von Ausländern in Indien vermindern und beenden wollen. Die oben beschriebenen Ereignisse sind also nicht zufälliger Art, sondern gehören zu einer systematischen Verleumdungskampagne, die von vielen in Indien als peinlich und unangenehm empfunden wird. Dabei muß man berücksichtigen, daß unter den Sammelbegriff „Missionare“ alle ausländischen Mitarbeiter der christlichen Kirchen fallen, einschließlich Ärzte, Schwestern, Techniker und Landwirte. Eine Vielzahl von wichtigen Entwicklungsprojekten müßten zum Schaden des indischen Volkes eingestellt werden, wenn die nationalistischen Extremisten ihre Ziele durchsetzen können. Außerdem erführe das indische Grundgesetz eine sehr willkürliche Änderung, da bisher allen Religionen ihre Freiheit zugesichert wurde. Es ist deshalb völlig verständlich, daß der Generalsekretär des Rates der Baptisten-Kirche in Nordostindien protestiert hat und folgende Erklärung abgab: „Die Kirche glaubt, daß sie bei ihrer Eigenart und Vielseitigkeit die Freiheit haben muß, kirchliche Mitarbeiter aus der ganzen Welt zur Bruderschaft, zur Bereicherung und zum Dienst einladen zu können. Die Missionare sind zum humanitären Dienst hier und um der indischen Kirche als Jünger Christi zu dienen. Wir glauben, daß dieses Recht allen Religionen einschließlich dem Christentum zusteht, denn sie sind universal und ihre Dienste sind für die Menschen überall auf der Welt. Es ist daher falsch und unfreundlich, ausländische Missionare wie ausländische Agenten zu behandeln, die in Tätigkeiten verwickelt seien, die sich für die Interessen des Staates nachteilig auswirken.“

Sbg.

BRIEF AUS TAKARMA

Takarma, den 15. 10. 67

Liebe Freunde!

Dieser Brief ist schon lange fällig, und ich hoffe, daß ich heute damit fertig werde. Es ist ja Sonntag und mein Schreibtag. Heute morgen dachte ich, unsere Veranda würde mal etwas leerer werden, aber es wurden uns schon wieder zwei Patienten angetragen gebracht. Nun sind es wieder zwölf Patienten auf der Veranda und acht Patienten im Haus. Da jeder seine ein bis zwei Angehörigen dabei hat, können Sie sich den Betrieb vielleicht etwas vorstellen. Dazu haben wir jetzt täglich, außer sonntags, über 100 Patienten in der Poliklinik. Am Freitag, dem Markttag, waren es sogar über 200.

Was bin ich froh, daß ich jetzt außer Pastor Kiro auch noch Anandini, eine Hilfsschwester aus Amgaon, und einen ausgebildeten Krankenpfleger als Hilfen habe, sonst wäre die Arbeit gar nicht mehr zu schaffen. Es kommen immer noch viele Patienten mit Hungerödemen und ähnlichen Krankheiten, die auf

Unterernährung zurückzuführen sind. Sie lassen sich verhältnismäßig einfach mit Vitamin-Spritzen und -Tabletten und Milchpulver, von dem ich ihnen für ein paar Tage mit nach Hause gebe, behandeln. Oft sind sie aber dazu auch noch so anämisch, daß ich sie für zehn bis vierzehn Tage hierbehalten muß, damit ich ihnen regelmäßige Eisen-Injektionen geben kann. Diese Leute, die nicht genug zu essen haben, haben natürlich auch kaum das Geld für die Medizin. Ich wundere mich immer, woher sie noch die Rs. 3.— bis 5.— mitbringen, die sie mir doch auf den Tisch legen. Die Behandlung kostet natürlich viel mehr, und dazu müssen sie auch von uns verpflichtet werden. Da bin ich immer wieder froh, daß ich durch die Gaben, die Sie mir schicken, genug habe zum Weitergeben.

Wir hoffen, daß in ein bis zwei Monaten die schlimmste Zeit vorbei ist und die Leute sich wieder sattessen können. Als vor zirka vier Wochen der Mais reifte, sah man überall die Leute Maiskolben im Feuer rösten und Alte wie Junge knabberten Mais. Auch ich hatte dann zum Abendbrot zwei Maiskolben. Jetzt kommen schon die ersten Süßkartoffeln auf den Markt, d. h., daß es zum Abendbrot Süßkartoffeln gibt, die mir immer noch recht gut schmecken. Brotmehl ist immer noch nicht so ohne weiteres zu kriegen, so daß wir nur zum Frühstück Brot bzw. Chapatties (Fladenbrot) essen. Aber es gibt schon reichlich Gemüse, sogar schon ein paar Tomaten und Gurken, so daß wir zu unserem Mittagreis Abwechslung haben.

Vergangenen Sonntag wurden in der Kirche die ersten Früchte dargebracht. So eine Art Vor-Erntedankfest. Jeder Kirchgänger ging zum Altar und legte dort seine Gabe nieder, erst die Männer, dann die Frauen und Kinder, und zwar zu Beginn des Gottesdienstes während des Singens von Dankesliedern. Es ist dies für mich immer eine bewegende Sache. Ich finde, durch dieses persönliche Darbringen der Gabe kommt noch viel mehr zum Ausdruck, daß wir alles von Gott haben und daß selbstverständlich die erste Gabe ihm gehört. — Heute predigte der Pracharek. Diesmal in Hindi, mit Übersetzung der Hauptpunkte der Predigt in Mundari. An anderen Sonntagen hat er auch schon in Gawari gepredigt. Das ist eine Art Esperanto, das die Leute hier auf den Dörfern sprechen.

Von diesem Pracharek habe ich immer den Eindruck, daß er sagen will: „Ich möchte bleiben im Hause des Herrn immerdar...“ Er predigt nämlich oft sehr lange und mit solch einer Begeisterung, daß man merkt, wie er im Wort lebt. Auch variiert er oft seine Gottesdienste, übrigens die anderen auch, und das gefällt mir recht gut hier. Es ist nie eine steife Angelegenheit. Wenn jemandem in der Gemeinde die Predigt zu lange dauert und einige schon anfangen zu nicken, dann fängt er plötzlich an, ein Lied zu singen, und die anderen stimmen ein. Der Prediger muß dann sehen, wie er seinen Faden wiederfindet. Bisher hat ihn noch keiner verloren. Sie setzen alle genau wieder da ein, wo sie aufgehört hatten — und das ohne Konzept. Ein besonderes Schmunzeln entlocken mir immer die Spatzen, die im Kirchendach ihr Nest haben und fröhlich durch die glaslosen Fenster und die offene Tür aus- und einfliegen und auch zwischendurch mal von dem am Altar in Körben stehenden Reis naschen. Sie erinnern mich immer an den 84. Psalm, wo es nach einer neuen Übersetzung heißt: „Nun hat auch der Sperling ein Haus gefunden... Deinen Altar, Herr, mein König und mein Gott.“ Ich habe mich sogar mit den künstlichen Blumen auf dem Altar abgefunden, da sie von der Sicht unserer Leute her ja doch viel kostbarer sind als Blumen, die man überall umsonst pflücken kann. Und wenn der Kirchendiener wirklich mal früh um 6 Uhr frische Blumen auf den Altar gestellt hat, dann sind sie um 9 Uhr schon verwelkt und auch kein schöner Anblick.

Nach der Predigt kann es vorkommen, daß der Prediger sagt: „Wir wollen beten! Heute wird Frau Soundso das Gebet mit uns sprechen.“ Was würden wir wohl zu Hause sagen, wenn uns der



Abendmahlsgeräte für Indien

Die Kirchengemeinde Iber (Kreis Einbeck) hat sich etwas besonderes einfallen lassen. Landessuperintendent Peters-Celle hatte dazu die Anregung gegeben, nachdem dieser von seiner Besuchsreise in das Gebiet der Gossner-Kirche in Indien zurückgekehrt war. In der Nähe von Jamshedpur hatte er eine Gemeinde in Tupudang (Bild oben) besucht, die erst seit kurzem besteht.

Ihre Verbundenheit mit dieser indischen Gemeinde haben die Christen in Iber dadurch zum Ausdruck gebracht, daß sie Abendmahlsgeräte für Tupudang spendeten. Sie wurden in einem Abendmahlsgottesdienst am 5. November 1967 eingeweiht und Prof. Tiga, der die Predigt hielt, übergeben, damit er die Geräte mit herzlichen Segenswünschen der indischen Gemeinde übergebe. (Bild unten: Der Kirchenvorstand von Iber und Prof. Tiga und Pastor Seeborg).



Pastorenkurs in Berlin 23. bis 26. April 1968

Ein neuer Pastorenkurs für westdeutsche Teilnehmer ist für das Frühjahr 1968 geplant. Hauptthema der dreitägigen Zusammenkunft wird die gegenwärtige Lage in Indien sein und die Möglichkeiten für Mission und Kirche. Anmeldungen sind schon jetzt möglich.

Gästeheim ab 1. April 1968

Das jetzige „Haus der Mission“ — früher Gossner-Haus — eröffnet am 1. 4. 1968 ein kleines Gästeheim, das den Freunden der Mission für Übernachtungen bei Berlin-Besuchen zur Verfügung steht. Rechtzeitige Anmeldungen sind erforderlich.

Basardank

Von ganzem Herzen danken wir allen Freunden der Gossner-Mission nah und fern für die Unterstützung zum Gelingen unseres Basars, der am 11. November 1967 gehalten wurde. Der Reinertrag belief sich auf DM 3316,75, der für die dörfliche Missionsarbeit in der Gossner-Kirche verwendet werden soll.

Pastor plötzlich zumutete, nach der Predigt, ohne Vorbereitung, das allgemeine Gebet zu sprechen? Hier ist es selbstverständlich, daß der oder die aufgerufene Person betet. Es wird viel gesungen, mal in Hindi, mal in Mundari, so daß jeder auf seine Kosten kommt. Regelmäßig jeden Sonntag wird das Reisopfer eingesammelt, das zur Ausbreitung des Evangeliums dient. Einmal im Monat wird aber dazu noch für die Missionsarbeit gesammelt, die in neue Gebiete vorstößt. Auch diese Gabe wird von jedem selbst zum Altar gebracht. Einmal bat eine Nachbar-Gemeinde um Hilfe für ihren Kirchenbau. Jeder gab sein Scherflein dazu und legte es am Altar nieder. Da ist einer nach längerer Abwesenheit gesund wieder nach Hause gekommen. Er geht zum Altar und sagt Dank. Der von schwerer Krankheit Genesene dankt Gott vor der Gemeinde. So könnte ich noch viele Beispiele aufzeigen, die klarmachen, wie hier das Wort Gottes zum Alltag gehört. An Sonntagen ist eigentlich die Kirche den ganzen Tag besetzt. Morgens Kinder-Gottesdienst, 9 Uhr Erwachsenen-Gottesdienst. Nachmittags „Junge Gemeinde“ mit viel Singen von Bhajans. Es ist schön, so mitten in einer Christen-Gemeinschaft zu leben. Dieses Verbundensein mit dem größeren Kirchenkreis fehlte uns ein bißchen in Amgaon, aber vielleicht wächst die Christengemeinde auch von hier aus auf Amgaon zu, so daß es eines Tages nicht mehr am Rande liegt (geographisch gesehen), sondern ganz mittendrin ist.

Herzlich grüßt Sie alle

Ihre Ilse Martin



Wir stellen Ihnen die neue Leiterin unserer Buchhandlung vor:

Frau Ursula Bender, geb. Weber, aus Frankfurt am Main ist seit dem 1. Oktober bei uns, und wir freuen uns, daß unser Kundendienst auch für Sie wieder in altbewährter Weise zur Verfügung steht. —

Geben Sie uns Ihre Wünsche bekannt und lassen Sie sich von uns beraten — Ihre

Buchhandlung der Gossner-Mission

1 Berlin 41, Handjerystraße 19—20 / Telefon: (0311) 852920

Unsere Gabensammlung

sollte vom 1. Januar bis 30. November 1967
betragen 313 500,— DM

Wir haben tatsächlich
empfangen 255 200,— DM

Wir danken den vielen treuen Spendern, die große und kleine Opfergaben gesandt haben. Noch wissen wir nicht, wie wir das entstandene Defizit ausgleichen können; aber wir sind fest davon überzeugt, daß die Freunde der Gossner-Mission weiterhin und vermehrt die Missionsarbeit unterstützen werden.

Indien-Arbeit: Gossner-Mission, 1000 Berlin 41, Handjerystr. 19—20. Postscheckkonto Berlin West 520 50
Bankkonto: Berliner Bank, Dep.-K. 4, 1 Berlin 41, Konto Nr. 7480

Industrie-Mission Westdeutschland: Gossner-Mission, Wiesbaden-Kastel, Johannes-Gossner-Straße 14
Postscheckkonto Hannover 1083 05

Lettner-Verlag GmbH., 1 Berlin 41. Einzelpreis 0,20 DM / Druck: Buchdruckerei Walter Bartos, 1 Berlin 61
Bildnachweis: Gossner-Archiv (17), Brot für die Welt (7)

Die Gossner-Mission

A 20759F



INHALT

Gedankenlos?	Seite 2
Zum Geleit durch dieses Heft	Seite 2
Ökumenischer Frühling in Chotanagpur?	Seite 3
Bericht aus Kenya	Seite 5
Gedanken zum 1. Mai	Seite 7
Kumpels, Kirche, Kohlenkrise im Ruhrgebiet	Seite 10
Der moderne Beichtstuhl	Seite 12

Berlin • April 1968

2

Gedankenlosigkeit?

Liebe Freunde, wir sollten uns tatsächlich öfter mal Gedanken machen. Leute, die sich Gedanken machen, werden dringend gebraucht. Denn wir leiden in allen Bereichen des Lebens unter einer schrecklichen Gedankenlosigkeit.

Aus Gedankenlosigkeit halten wir unwichtiges im Laufen, übersehen wir wichtiges, wiederholen wir immer die alten Fehler, verhindern wir Fortschritte, beharren wir auf hundertmal widergekäuten Vorurteilen, nehmen wir uns selber zu ernst und sehen an anderen Leuten vorbei. Gedankenlos verdienen wir unser Geld — wofür eigentlich? — und gedankenlos geben wir es aus. — wofür eigentlich?

Diejenigen Machthaber der Weltgeschichte, die am meisten Unheil angerichtet haben, lebten nicht von der Bosheit der Massen, sondern von ihrer Gedankenlosigkeit: von der gedankenlosen Begeisterung der einen, und von der gedankenlosen Gleichgültigkeit der anderen. Es hat noch keine Statistik erfaßt, und es wird auch durch keine Statistik zum Vorschein kommen, wieviele Menschen durch Gedankenlosigkeit zur Unzeit ihr Leben lassen mußten — durch eigene Gedankenlosigkeit die einen, die anderen wegen der Gedankenlosigkeit um sie herum: der anderen Verkehrsteilnehmer, der Nachbarn, der Eltern, der Schwiegerkinder oder anderer Leute, die sich um sie hätten kümmern müssen. Niemand ist von der Seuche der Gedankenlosigkeit verschont: der Arbeiter nicht und nicht der Universitätsprofessor, der Arzt so wenig wie der Polizist, die Funktionäre nicht, die Staatsmänner nicht, die Generale nicht, und wir Pfarrer auch nicht. Aus Gedankenlosigkeit werden Urteile abgegeben und aufrecht erhalten, die längst auf den Schrotthaufen der Lächerlichkeit gehören — das schlimme ist nur, daß diese Gedankenlosigkeit

Zum Geleit durch dieses Heft

Der Raum wird weiter, die Zeit verkürzt und die Gruppe verändert. Was wir oft als bereichernde Möglichkeiten empfinden, dann aber auch wieder voller Sorge als beunruhigende Zeichen unserer Zeit beobachten, umschreibt Rosenstock-Huessy mit dieser Formulierung als die Folgen von Technik und Wissenschaft.

Die hier vorliegenden Beiträge aus der Arbeit des Gossner-Hauses in Mainz-Kastel und seiner Freunde illustrieren diese Entwicklung. Gleichzeitig fügen sie sich mit den Nachrichten aus Indien und Afrika zu einem Bericht darüber zusammen, wie Christen heute in aller Welt vor den gleichen Fragen und Aufgaben stehen und nun aus ihrem Glauben darauf antworten.

Vor 20 Jahren begann Pfarrer Horst Symanowski in Mainz-Kastel mit seiner Arbeit in der Industriegesellschaft einen ganz neuen Zweig der Gossner-Mission. Wie oft wurde seither gefragt, ob dieses überhaupt etwas mit unserer Mission zu tun habe. Heute ergänzen sich nun die Berichte aus dem „indischen Ruhrgebiet“ und dem deutschen Ruhrgebiet. Heute erfahren wir von der Bitte aus Afrika, eben diese neuen Erfahrungen der Gossner-Mission auf dem Gebiet der modernen Gesellschaft den Kirchen und Gemeinden in einem jungen Kontinent zur Verfügung zu stellen. Wir lernen umzudenken!

Was Horst Symanowski mit seinen Mitarbeitern und Freunden im täglichen Umgang mit den Menschen in der Industrie entdeckt und entwickelt hat, trägt in der Ökumene einen Namen, der eine immer wachsende Zahl von Kirchen verpflichtet: „Urban and Industrial Mission“. Keine deutsche Übersetzung trifft die Sache genau. „Stadtmission“ und „Industriemission“ beinhalten zu wenig, um den Versuch zu umschreiben, den umfassenden Veränderungsprozeß unserer Gesellschaft verantwortlich mitzugestalten. Nehmen wir wohl die Mühe auf uns, an seiner sinngemäßen Übersetzung für unser richtiges Verständnis zu arbeiten? Das hieße, alle vorliegenden Arbeitsberichte in ihrer Unterschiedlichkeit zu lesen, Zeitungsnachrichten und wissenschaftliche Erkenntnisse dazu in Beziehung zu setzen, und unser Ohr nicht davor zu verschließen, daß Gottes Wort heute oft anders klingt, uns aber in alter Eindringlichkeit sucht. Urban and Industrial Mission — dieser englische Begriff verbindet uns in der Gossner-Mission mit Menschen in allen Kontinenten, die bereit sind, in größeren Zusammenhängen ihres Christseins zu denken.

20 Jahre sind eine kurze Zeitspanne, um den weit gewordenen Raum unserer Welt zu entdecken. Entwicklung und Wandel werden aber in Zukunft noch schneller geschehen. An dieses Maß der kürzer werdenden Zeit müssen wir uns erst gewöhnen. Wie verhältnismäßig lange brauchten doch die Gossner-Mission und die Gossner-Kirche für ihren Aufbau, und wie schnell ändern sie jetzt ihr Gesicht. Ein Grund zu Befürchtungen und Angst? Vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag — es kann sein, daß gerade unsere schnellebige Zeit uns lehrt, Gottes Zeit besser zu begreifen als zuvor!

Industrialisierung und Bevölkerungsexplosion, elektronische Datenverarbeitung und Automation — wir werden auf unserem alten Kontinent noch kaum selber mit diesen Erscheinungen fertig, da erfassen sie schon die jungen Erdteile und stellen sie vor schwierigste Probleme. Dürfen wir uns nun Zeit nehmen, uns erst langsam und allmählich an das Neue zu gewöhnen? Wenn wir unser christliches Leben als Dienst an anderen verstehen, dann bestimmt nicht; zu viele Menschen warten auf unsere Hilfe!

Die Veränderungen von Raum und Zeit erfassen auch die Gruppen, in denen Menschen zusammenleben. Die Großstadt-Familie verträgt kaum noch einen Vergleich zu den alten bäuerlichen Groß-Familien; die Kirchengemeinde wandelt sich in einem schmerzhaften Prozeß oder rückt an den Rand der Gesellschaft. Vermassung und Vereinzelung sind gleichzeitig die Kennzeichen des Zusammenlebens in der urbanen Stadt. Die uns bisher bekannten menschlichen und sozialen Probleme vermehren sich nicht nur zahlenmäßig, sondern potenzieren sich in den Ballungsgebieten aller Erdteile.

Die Apostel trugen ihre Verkündigung in die Städte des römischen Reiches. Unsere Missionare konzentrierten sich bisher vorwiegend auf das Land. Beide Gruppen suchten die Bereiche der menschlichen Zusammenlebens auf, an denen zu ihrer Zeit die tragenden und einflußreichen Kräfte zu finden waren. Für unsere Generation heißt es nun, an den neuen Zentren der Gesellschaft und in ihren Gruppen Mission zu betreiben.

Mainz-Kastel hat bisher stellvertretend dieses Neuland betreten. Die dort gesammelten Erkenntnisse sind bescheiden, gemessen an den Fragen und Problemen, welche die Christenheit betreffen. Erfolge und Mißerfolge gingen oft Hand in Hand, wenn Lösungen gesucht wurden zusammen mit Unternehmern und Arbeitern, Gewerkschaftlern, Politikern und Vertretern der Kirchen. Trotzdem gehen viele Menschen aus dem In- und Ausland durch das Haus, um immer wieder neue Wege zu erarbeiten und den nächsten Schritt nach vorne zu versuchen. Das 12. Seminar für kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft steht kurz vor seinem Abschluß. Seine Teilnehmer kommen aus der Schweiz und der Bundesrepublik, aus Norwegen, Japan und USA. Die Mitarbeiter wurden im vergangenen Jahr nach England, Holland, Finnland, Norwegen, Dänemark, Frankreich und nach Afrika zur Mitarbeit geholt. Diese Wochen sind erfüllt mit einem Hilfsdienst für Sizilien.

Bei allen Reisen und Aufgaben wurde uns wieder deutlich, wie keiner von uns mehr isoliert an seiner eigenen Sache arbeiten kann. Ein weltweiter Auftrag verbindet uns. Wir brauchen uns gegenseitig.

Christa Springe, Mainz-Kastel

ansteckend ist, und daß sie Taten gebiert, die besser unterlassen blieben, — oder daß sie zum Stillhalten verführt, wo endlich etwas geändert werden müßte.

Durch unsere Gedankenlosigkeit wird der Staat zur Kinderbewahranstalt, die Kirche zum Museum, die Moral zur Klippschule. Unsere Gedankenlosigkeit erhebt die Schwätzer zu Propheten und zwingt die Weisen zu verstummen.

Die meisten Lebewesen haben Köpfe. Aber uns Menschen hat der liebe Gott den Kopf gegeben, damit wir uns Gedanken machen. Das ist der Unterschied. Die ganze Schöpfung ist darauf angelegt — und darauf angewiesen! — daß da Leute sind, die sich Gedanken machen.

Übrigens ist auch die Bibel von Leuten und für Leute geschrieben, die nicht gedankenlos alte Dogmen nachschwätzen, sondern die sich Gedanken machen — vielleicht sollte daran wieder einmal erinnert werden.

Wie gesagt: Sie und ich, wir sollten uns öfter mal Gedanken machen.

Horst Krockert, Mainz-Kastel

Ökumenischer Frühling in Chotanagpur?

Eine bedeutsame Konferenz

In Chotanagpur liegt das Zentrum des werdenden „indischen Ruhrgebietes“. Hier entstehen die großen Stahlwerke Bhilai und Durgapur, Rourkela und Bokaro — und es gibt das älteste, aus privater Initiative bald nach der Jahrhundertwende errichtete in Jamshedpur. Kohlengruben und stahlverarbeitende Industrie in Ranchi und Gua befinden sich hier. Die indische Nation begleitet den Aufbau der Schwerindustrie mit den größten Hoffnungen, und das nicht ohne Grund.

Chotanagpur, das Bergland westlich von Calcutta, ist gleichzeitig das Land der Urbevölkerung Indiens. Hier wohnen die Stämme, die bisher wenig oder kaum an der Kultur und Zivilisation des Landes teilhatten. Hindus und Moslems blickten auf die Adivasi mit dem Gefühl der Überlegenheit und Herablassung. Sie stecken tief in Animismus und Analphabetismus. Ein liebenswürdiges Völkchen, aber doch die „Zurückgebliebenen“, wie die staatliche Administration sie nennt.

Seit Jahrzehnten ist Chotanagpur intensives Tätigkeitsfeld der christlichen Kirchen und ihrer Missionen. Etwa 300 000 römische Katholiken, 50 000 Anglikaner und 240 000 evangelische Lutheraner der Gossner-Kirche, sowie andere kleinere Gruppen sind hier gesammelt worden. Bisher standen sie in scharfer, innerchristlicher Konkurrenz und behinderten dadurch selbst ihre missionarische Aufgabe, jetzt scheinen sie zu spüren, was die neu hereingebrochenen Entwicklungen an Herausforderung für sie, die gemeinsam eine christliche Minderheit bilden, miteinander bedeuten.

Nur von daher ist es jedenfalls zu verstehen, daß vom 19. bis 24. Oktober 1967 in Mandar bei Ranchi ein „Seminar“ stattfand, in dem es um die Fragen gesundheitlichen Dienstes, sozialer und ökonomischer Aufgaben ging, die auf die jungen christlichen Kirchen zukommen. Wir würden hier in Deutschland sagen: Die Christen, über alle konfessionellen Grenzen hinweg, beginnen sich den gesellschaftlichen

Problemen in gemeinsamer, grundsätzlicher Besinnung und Bemühung um praktische Schritte zu stellen. Ein bemerkenswerter und hoffnungsvoller Einschnitt in der jungen Kirchengeschichte Chotanagpurs.

Die Zusammensetzung der Teilnehmer war symptomatisch für die Absicht, wirklich eine neue, gemeinsame Initiative der christlichen Kirchen zu erreichen. Die über 100 Besucher von den verschiedenen Denominationen einberufen und entsandt worden, auch die kleineren (Methodisten, Mennoniten usw.) waren fair vertreten. Der Entschluß, gemeinsam an die Arbeit zu gehen, und der Wille, keine diesen Neubeginn im Ansatz zerstörenden Führungsansprüche einer einzelnen Kirchen geltend zu machen oder hervortreten zu lassen, haben ein gutes Klima für die intensive Arbeit des Mandar-Seminars geschaffen. Die Anwesenheit einiger europäischer und amerikanischer Teilnehmer in ökumenischen Funktionen unterstrich die Offenheit der Konferenz und machte auch bewußt, daß die Teilnehmer in ihrem indischen Bereich nun Fragen aufnehmen, von denen die Christenheit in aller Welt zur Zeit bewegt wird. Es überrascht nicht, daß die Ergebnisse des 2. vatikanischen Konzils (1964–1966), die der Genfer Konferenz „Kirche und Gesellschaft“ (1966) und die Tübinger Entschliebung über „Heilendes Handeln der Kirche“ den Beratungen zugrunde lagen und auf die Aufgaben der Christenheit in Chotanagpur heranbezogen wurden. Die Ökumene wird immer mehr eine Wirklichkeit, im Guten wie im Bösen, in Gefährdung und Verheißung. Auch in Chotanagpur haben es die Christen gemerkt — wenigstens ein entscheidender Vorwärtsschritt von ihnen.

Wie hat die Konferenz gearbeitet? Nach einigen Grundsatzreferaten — eines davon hielt der Leiter unserer Lehrfarm Khuntitoli, Herr Bruns — teilten sich die Mitglieder in Arbeitsgruppen auf, die sich den Fragen auf folgenden Gebieten stellten:

Landwirtschaft, Industrialisierung, Gesundheitsdienst, Wohlfahrtspflege.

Unter den spezielleren Themen der sechs Gruppen liest man in dem 28-seitigen Konferenzbericht, der uns Anfang Januar im Gossner-Haus in Berlin erreichte, die folgenden:

- a) Planung und gegenseitige Abstimmung in den Aktivitäten der Kirchen.
- b) Verantwortliche Elternschaft und die christlichen Kirchen, also das für Indien so brennende Problem der Bevölkerungsexplosion!
- c) Die theologischen Grundlagen und die Lehrbasis christlichen Dienstes.
- d) Die Rolle der aus dem Ausland kommenden, der ökumenischen Mitarbeiter in den Kirchen.
(Vor einem Jahrzehnt hätte man noch schlichtweg gesagt: „der Missionare“!)
- e) Die Aufgabe der Laien in den Kirchen.
- f) Die erzieherische Aufgabe der Kirche — auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiet, wie im Gesundheitswesen.

Eine Reihe von Sätzen, die sich in den Berichten der einzelnen Arbeitsgruppen finden, überraschen durch ihre Nüchternheit, Aktualität und Klarheit. So heißt

es z.B. im Betrieb der Gruppe 5: „Die industrielle und technische Entwicklung der Gesellschaft entspricht dem fortdauernden, schöpferischen Handeln Gottes“. An anderer Stelle werden die Kirchen aufgefordert, eine Theologie des Dienstes in der industriellen Gesellschaft und seiner Bedeutung für die ganze Gemeinschaft zu erarbeiten. Die Kirchen werden ermahnt, nach einem neuen Lebensstil zu suchen, um gehorsam auf den Ruf ihres Herrn in der Gegenwart antworten zu können. „An den Laien ergeht der Ruf, die Kirche an allen Fronten zu sein.“ Es wird dann die Forderung erhoben, ihm volle Verantwortung in der Kirche zu geben und auch die Möglichkeit, eigene Entscheidungen zu fällen; selbst auf die Gefahr hin, daß er Fehler macht. Früher galten „Priestertum“, „geistliches Amt“, „Kloster“ u. a. als höchster Wert, jetzt erkennt man, daß die Berufung zum Volk Gottes in der Kirche die Berufung zum Dienst in der Welt einschließt, weil Gottes Absicht der Erneuerung seiner Welt auch heute gilt. Als hätten die Angst vor großen Worten, fügen sie schlicht hinzu: „Wir müssen dies nicht nur sagen, sondern auch danach handeln“.

Und die Pläne für die weitere Arbeit? Auch hier ist man in Mandar sehr nüchtern und konkret gewesen.

1) Ein ständiger Ausschuß, von den Kirchenleitungen oder ihren Beauftragten berufen, wird zur Zusammenfassung der Arbeitspläne und zur Erarbeitung von Programmen für den praktischen Dienst für ganz Chotanagpur eingesetzt.

2) Unterausschüsse werden für die verschiedenen Arbeitsgebiete gebildet, um einzelne Experimente in gemeinsamen Aktionen zu fördern.
In diesen sollen Fachleute berufen werden, die aktiv in der Arbeit stehen, aber gleichzeitig auch Persönlichkeiten mit Erfahrung in der Gemeindegarbeit. Denn an den Ortsgemeinden darf das Planen und Wirken nicht vorbeigehen. Nur so ist zu hoffen, daß es zu gemeinsamen Handeln auf regionaler und zugleich örtlicher Ebene kommen wird.

3) Jährlich soll vom 18. bis 25. Januar in ganz Chotanagpur in gemeinsamen Gottesdiensten eine Gebetswoche für die Einheit aller Christen abgehalten werden.

Wer die Situation in Chotanagpur ein wenig kennt, wird gerade diesen letzten Beschluß bzw. die Empfehlung der Konferenz als einen bedeutsamen Schritt vorwärts ansehen. An ihm wird der Geist des Zusammenseins in Mandar deutlich. Man merkt aber auch, wie sich die Christen in diesem Gebiet der beginnenden industriellen Revolution mit ihren neuen Lebensgesetzen nicht mehr entziehen können.

Wenige Wochen vorher hatte die Arbeitsgruppe 2 auf dem „deutschen Evangelischen Missionstag“ in Bad Liebenzell folgenden Satz in ihrem Bericht (September 1967) ausgesprochen:

„Wir müssen uns jetzt in großer Gemeinsamkeit den im Zuge der Industrialisierung in den neu entstehenden Städten Afrikas und Asiens zusammengeballten Millionen, ja bald Milliarden Menschen zuwenden, wenn wir Gottes Auftrag in unserer Zeit nachkommen wollen.“ F. Weissinger, Mainz-Kastel

BERICHT AUS KENYA



Pastorenkurs Sommer 1967 in Kenya mit Pfr. Symanowski (vorne links)

Acht Tage in einem Land, das seit fünf Jahren unabhängig und selbständig ist! Für einen, der zum ersten Mal in Afrika ist, eine kurze aber aufregende und instruktive Zeit.

Der Nationale Christenrat Kenyas hat ein Programm vorbereitet, das sich auf Nairobi konzentriert und doch auch nach Mombasa an die Küste des indischen Ozeans und nach Nakuru im nördlicheren Teil des Landes führt. Zweimal wird die Nacht zur Fahrt benutzt. Für die Strecke Nairobi — Mombasa benötigt der Zug zwölf Stunden.

Ein Arbeitsauftrag des Weltkirchenrates in Verbindung mit der Gossner-Mission hilft, den Touristencharakter eines solchen Besuches schnell zu überwinden und einen Einblick in den Alltag der Kirche und des Landes zu gewinnen.

Überraschend ist die zupackende und ökumenische Frische der Kirchen. In vielen Positionen gibt es noch weiße Berater, sowohl in den Kirchen wie in den staatlichen Stellen. Aber die Weißen stehen klar im zweiten Glied. Das ist gut. Kein Gedanke daran, das Christentum sei eine Importware der Europäer. Nairobi und der Umkreis von 25 Meilen entwickeln sich in den nächsten 30 Jahren in der Bevölkerungszahl von 400 000 auf 4 000 000. Eine Verzehnfachung der Bevölkerung! Was heißt das, wenn unter den jetzigen Bedingungen schon die Slumgebiete dem Land und den Kirchen schier unüberwindliche Aufgaben stellen? Mit Hilfe der Stadtverwaltung richten die Kirchen mitten in den Slums Gemeinschaftshäuser ein. Alle Konfessionen arbeiten darin zusammen. Die Herausforderung durch die Not läßt ihre Unterschieden in der Glaubensweise zurücktreten. Zum Programm dieser Zentren gehört: tägliche Speisung von Hunderten, persönliche Beratung (Prostitution und Trunksucht sind die beiden schlimmsten Folgen der Armut), Beratung vor allem auch in der Familienplanung, Schulunterricht für die Kinder, Berufsausbildung für Heranwachsende, Heimindustrie für Erwachsene.

Die Kinder tragen vor Stolz ihre Schulkleidung. Scharf hebt sie sich von den Lumpen im Slumviertel ab. Wer Schulkleidung trägt, gilt als einer, der die Zukunft hoffnungsvoll an einem Zipfel gepackt

hat. Wer lernen darf und ausgebildet wird, hat Chancen. Die anderen fallen in hoffnungslose Planlosigkeit.

Ermutigend sind die Zeichen der Zusammenarbeit von Schwarz und Weiß. Keine Spur von Apartheid! Unter zehn Mitarbeitern eines Gemeinschaftszentrums zwei weiße Berater, Engländer, die Erstaunliches in diesem Lande vor und nach (!) der Unabhängigkeit geleistet haben und noch leisten.

Das Volkseinkommen Kenyas ist zu gering, als das allen Kindern Schulunterricht angeboten werden könnte. Schulbesuch muß mit 60 Schillingen und mehr im Monat bezahlt werden. Bei einem durchschnittlichen Verdienst von 250 Schillingen bleibt Bildung ein unerschwingliches Vergnügen und Privileg der Reichen!

99% des Haus- und Grundbesitzes in den Städten befindet sich in den Händen der Asiaten, vor allem eingewanderter Inder. Afrika den Afrikanern (sprich: Schwarzen)! Ein Druck auf diese asiatische Bevölkerung seitens der Regierung ist spürbar. Sie wandern aus — oft nach England!

Der landwirtschaftlich bearbeitete Boden gehört fast vollständig den Afrikanern. Nur ein bis zwei Prozent wird noch von Europäern bewirtschaftet, die auch nach der Unabhängigkeit im Lande geblieben sind. Viele Weiße haben die Staatsbürgerschaft Kenyas angenommen.

So wie die deutschen Kirchen haben auch alle anderen europäischen und amerikanischen Kirchen freiwillige Helfer, Fachleute, nach Kenya entsandt. Auf der Fahrt durchs Land trifft man sie als landwirtschaftliche, technische, medizinische oder pädagogische Berater.

Einmal sind vier Stunden im Programm für einen der schönsten Naturschätze des Landes reserviert: für den Wildpark. Keiner der unzähligen und sehr geschätzten VW's im Lande bringt mich in das Wildreservat unmittelbar vor den Toren Nairobis. Unweit der landenden und startenden Düsenmaschinen auf dem Flughafen Nairobis sehen wir in wenigen Metern Entfernung Giraffenherden, Antilopen, Gazellen, Zebras, Gnus, Springböcke, Affen und anderes Geklügel. Die Majestät der Wüste und Steppe läßt sich

nicht blicken. Dafür haben wir das seltene Glück, an einer Wasserstelle zwei Geparden zu begegnen.

Längst hat Kenya den touristischen Anreiz und ökonomischen Nutzen dieser Tierreservate schätzen gelernt. Wildhüter achten auf Tiere und Besucher, die in zebragestreiften VW-Bussen auf Fotosafari gehen. Der Arbeitsauftrag dient der Frage, ob auf dem Gebiet der kirchlichen Industriearbeit eine Mitwirkung der deutschen Kirchen sinnvoll ist. In Nakuru findet eine Sitzung mit dem örtlichen Ausschuß des ökumenischen Rates der Kirchen statt. Mit acht afrikanischen Christen sitze ich in der Sakristei einer anglikanischen Kirche, um den Aufbau eines Gemeinschaftshauses in den Slums von Nakuru mit finanzieller und personeller Mitwirkung aus Deutschland zu besprechen. Nebenan unterzieht der Küster die Kirche einer gründlichen Säuberung. Am nächsten Tag kommt der Bischof.

Die Gossner-Mission ist um Hilfe gebeten. Ihre Erfahrungen in der Industriearbeit sollen der afrikanischen Kirche helfen. Ein Besuch Pastor Symanowskis im Jahre 1967 hat die ersten Brücken geschlagen. Nun geht es um handfeste Pläne.

Wir besichtigen den Bauplatz, der dem ökumenischen Rat der Kirchen in Nakuru von der Stadtverwaltung zur Verfügung gestellt worden ist. Der nächste Weg führt durch die Slums. In einer der nach Hunderten zählenden 15 x 20 m großen Lehmhütten wohnen jeweils in einem der 8 kleinen Räume Familien mit 10 bis 15 Personen. Eine Lehmhütte für 80 bis 100 Menschen!

Beim Anblick der vielen Kinder dreht sich einem das Herz um.

Gespräche mit dem Bischof der Stadt und der Stadtverwaltung folgen. Alle hoffen auf Hilfe von außerhalb, finanzielle und personelle, so sehr sich die führenden Leute in Stadt und Kirchengemeinde auch darüber im klaren sind, daß Hilfe von außerhalb nur gewährt wird, wenn kräftige Anstrengungen zur Selbsthilfe unternommen werden. Fachkenntnis und viel, viel Liebe sind nötig, um diesen Menschen richtig und nachhaltig helfen zu können.

Schließlich noch einige Besuche in Industriebetrieben. Wo das Englisch als Mittel der Verständigung nicht hilft, spricht Mr. Mambo, mein Begleiter und Berater in diesen Tagen, in Kikuyu oder Kamba.

Auf dem Rückweg begegnen uns die stolzen Gestalten der Massai-Hirten. Wie vor Hunderten von Jahren leben sie als Nomaden mit ihren Herden in der Steppe. Ihre Ungebundenheit und die Freiheit der wilden Tiere sind Zeichen eines zuendegehenden Afrikas. Urbanität und Industrialisierung sind nicht mehr aufzuhalten und zu übersehen. In Urbanität und Industrialisierung liegen auch für dieses Land die Möglichkeiten der Bewahrung und menschlicher Gestaltung.

Der zweite Auftrag gilt der Prüfung der Voraussetzungen für die Durchführung eines Ausbildungskurses für Theologen, die in industriellen Ballungs- oder Entwicklungsgebieten Afrikas tätig sind. Schnell wird deutlich, daß Kenya im Verband der anderen ostafrikanischen Staaten zu sehen ist, besonders Tansanias und Ugandas, aber auch Zambias und Malawis. Die Missionen der europäischen und amerikanischen Kirchen haben mit ihrer Arbeit im vorigen Jahrhundert und weit ins 20. Jahrhundert hinein in den ländlichen

Gebieten begonnen. Der Gott der Christen ist aber kein Dorfgott! Hier werden Gefahren christlicher Sitte und Gewohnheit sichtbar. Bleibt Gott einsam und verlassen im Dorf, wenn zunächst der Mann, später die ganze Familie in die Städte wandern? Ist der Name Gottes noch aussprechbar in der Namenlosigkeit einer rasch wachsenden Stadt und in der Anonymität entstehender Großbetriebe?

Den europäischen und amerikanischen Kirchen boten sich 150 Jahre der langsam wachsenden Erkenntnis einer neuen Weltgesellschaft (schlecht genug haben wir sie oft genutzt!). Die Afrikaner müssen die Umstellung in zwei bis drei Jahrzehnten vollziehen.

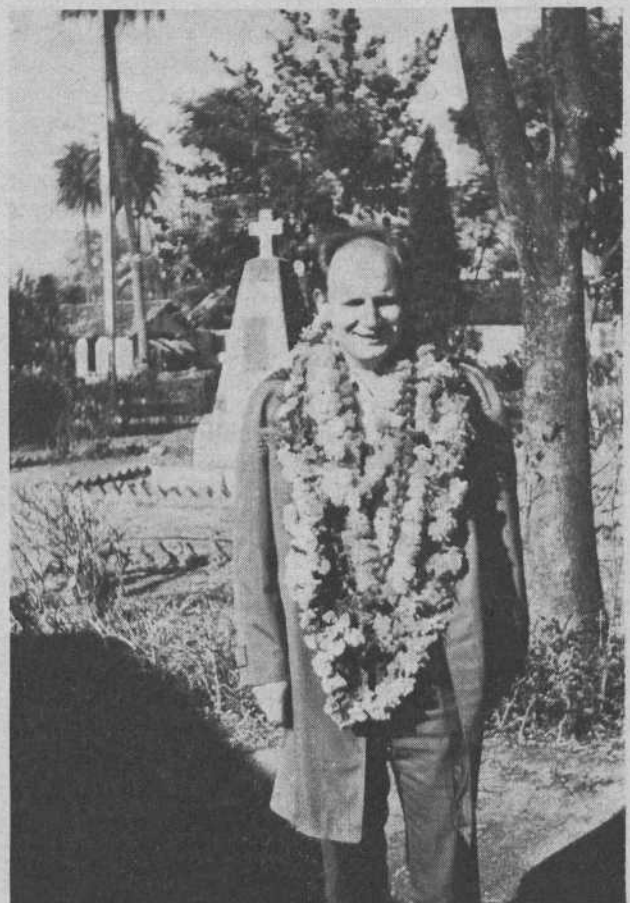
Menschen, Afrikaner und Weiße, zu treffen, die den Willen und die Kraft haben, diese Entwicklung anzunehmen und mitzugestalten, ist ermutigend. Die Christen sind eine kleine, aber muntere und geschätzte Minderheit.

1969 soll der Ausbildungskurs mit Theologen verschiedener Konfessionen aus mehreren afrikanischen Ländern beginnen. Vertreter der afrikanischen Gewerkschaft wie des Managements und der Universität, Beamte der Stadt und führende Leute der Parteien haben ihre Mitarbeit zugesagt. Tagungsort und Tagungsstätte sind gefunden. Europäer, Engländer und Deutsche, sollen als Berater mitarbeiten.

In diesen Tagen wird spürbar, wie die Kontinente zusammenwachsen. Die Industrie beschleunigt diesen Prozeß, ja, ist ihr Motor. Die Christen brauchen in diesem Prozeß nicht die Rolle des Rücklichtes am letzten Wagen des Zuges zu spielen. Sie brauchen nicht!

Rudolf Dohrmann, Wolfsburg

Pastor Dohrmann/Wolfsburg nach seiner Ankunft in der Gossner-Kirche in Ranchi März 1968



GEDANKEN ZUM 1. MAI

1. Seit der 1. Mai vor achtzig Jahren zum Tag der Arbeit wurde, hat die moderne technisch-industrielle Arbeit unsere Gesellschaft verändert. Aus den Anfängen der „Arbeiterbewegung“ ist eine Vielzahl von Parteien, Arbeitnehmer- und Arbeitgeberverbänden, also von Organisationen geworden, welche die Gesellschaft wie ein Netz überziehen. Auch das heutige Unternehmen gehört dazu. Die modernen Organisationen bestimmen unser Leben, und sie sind trotz einer vorher nie dagewesenen Rationalität und Versachlichung in der ständigen Gefahr, ihrer Macht durch ideologische Vernebelungen und irrationale Praktiken aufzuhelfen. Ebenso sind die so Organisierten in der ständigen Versuchung, sich den Grenzüberschreitungen der Organisation zu beugen und ihnen zuzustimmen.

Christen sollten sich hüten, hier religiöse Kategorien wie Brüderlichkeit, Beruf als Berufung, Ich-Du-Verhältnis, Gemeinschaft etc. vorschnell hineinzutragen. Sie würden damit die organisatorische Macht an ihrer eigenen Versachlichung und an der rationalen Verfolgung ihres begrenzten Zweckes hindern und dadurch ihre Kontrolle erschweren.

Christen sollten erkennen, daß die gesellschaftliche Entwicklung die „Entzauberung“ und die Notwendigkeit der Sachlegitimation organisatorischer Macht vorantreibt, und daß hier Gott selbst in der Überwindung der „Mächte und Gewalten“ am Werk ist. Zur kritischen Funktion der Kirche könnte es gehören, diese Entwicklung zu fördern und Christen Mut zu machen, daß sie sich lauter zu Wort melden, wo es gilt, der modernen Organisation zur vollen „Verweltlichung“ zu verhelfen, dazu, ganz und nur Organisation zu sein.

2. In Zeiten wirtschaftlicher Schwankungen wie der gegenwärtigen, gehört die Angst zu den gefährlichsten „Gewalten“, die überwunden werden müssen. Wir haben erlebt, wie man aus Angst und Unsicherheit heraus die Augen vor der tatsächlichen wirtschaftlichen Lage verschloß und sie mit schönen Worten bagatellierte.

Es ist bekannt, daß in der Vergangenheit wirtschaftliche „Depressionen“ durch seelische Depressionen weiter Bevölkerungskreise mit ausgelöst worden sind. Menschen verlieren aus Angst die Nerven, geraten in Panik, ziehen ihren Kredit zurück, tätigen „Angstkäufe“. Auch das Reden von der „Krise“ fördert bewußt oder unbewußt irrationale Einstellungen in einem Bereich, der durchschaubar und kontrollierbar ist, und dessen sachliche Bewältigung für uns alle lebensnotwendig ist. Fatalistische Ergebnislosigkeit ebenso wie Angst und damit Vertrauensschwund können in der Wirtschaft verheerende Folgen haben. Angst reagiert emotional, verschleiern die wirklichen Aufgaben aus Mangel an „Kredit“ für die Möglichkeit rationaler Steuerung der wirtschaftlichen Probleme und ihrer Folgen auf dem Arbeitsmarkt, im Ausbildungswesen, in der Einkommensstruktur. Zur kritischen Funktion der Kirche gehört es, daß sie

sich klar auf die Seite derer stellt, die gegen affektbetonte Reaktion in Politik und Wirtschaft auftreten, und daß sie den Mut und das Vertrauen in die Möglichkeit vernünftiger Planung und Gestaltung unserer wirtschaftlichen Gegenwart und Zukunft stärkt.

3. Unter den neuen Bedingungen einer schwächeren Konjunktur wird die Frage des Friedens in der Arbeitswelt erneut vordringlich. Die veränderte wirtschaftliche Lage verleitet die beiden Partner zu unbedachten Verhaltensweisen und übereilten Schritten. Beide Seiten sind in der Gefahr, unter einem stärkeren wirtschaftlichen Druck die schon erreichte Ebene der Zusammenarbeit nach Sachgesichtspunkten, der Überwindung ideologischer Gegensätze und der gemeinsamen Verantwortung notwendiger Maßnahmen (unbeschadet klarer Interessengegensätze an bestimmten Stellen) wieder zu verlassen.

Auf der Seite der Arbeitgeber müssen oft freiwillige Sozialleistungen abgebaut werden. Manchmal werden Entlassungen vorgenommen, wo auch Kurzarbeit möglich wäre. Es besteht die Gefahr, daß man sich auf den Machtstandpunkt zurückzieht und „Bummelanten ausmerzen“ will, um „wieder einen sauberen, gesunden Betrieb“ zu bekommen. Dabei sind in der Zeit des angespannten Arbeitsmarktes Arbeitskräfte gehortet und Rationalisierungen oft versäumt worden. Arbeitsplatzwechsel und berufliche Mobilität sind nicht rechtzeitig gefördert worden. Schließlich ist man in Versuchung, die veränderte Arbeitsmarktlage und eine mögliche Entlassung als Druckmittel zu verwenden, um mehr „Disziplin“ und Leistung zu erzielen.

Auf der Arbeitnehmerseite reagiert man oft ebenso unangemessen. Die Mitverantwortung wird aufgekündigt, alte Vorurteile werden wieder ausgekratzt. Man bringt oft nicht genügend Verständnis für die prekäre wirtschaftliche Lage eines Betriebes auf. Man begreift nicht, daß die Alternative oft „Kündigung von Zulagen oder von Arbeitskräften“ heißt und daß zwar die Sicherung der Arbeit, aber nicht des einzelnen Arbeitsplatzes gefordert werden kann. Hier besteht die Gefahr, daß man aus Angst und Unsicherheit heraus in aggressive Töne und Machtausinandersetzungen zurückfällt.

Der Frieden stiftende und heilende Beitrag des Christen kann hier darin bestehen, zunächst mit besonderer Sachlichkeit sich den gegenwärtigen Aufgaben zuzuwenden und sich aller persönlichen, emotionalen und ideologischen Argumente zu enthalten, um nutzlose Machtkämpfe zu vermeiden. Ferner darin, das Angebot der Partnerschaft unter allen Umständen aufrechtzuerhalten, und sich weder der Nachprüfung und Kontrolle noch der Mitverantwortung zu entziehen. Schließlich kann die Chance zum Frieden in jenem nicht abmessbaren Mehr an Bereitschaft zur Versöhnung und zum Ertragen des Anderen liegen, das wir mit dem strapazierten Wort Nächstenliebe bezeichnen.

4. Die veränderte Arbeitsmarktlage und der Zwang zur beruflichen Mobilität läßt das Bildungs- und Ausbildungsproblem noch dringlicher erscheinen als es ohnehin schon war. Daß, nach einem bekannten Wort, hier die „soziale Frage“ des zwanzigsten Jahrhunderts gestellt wird, wird daran deutlich, daß zwi-

Fortsetzung Seite 10



1 ▲



2 ▲

3 ▼



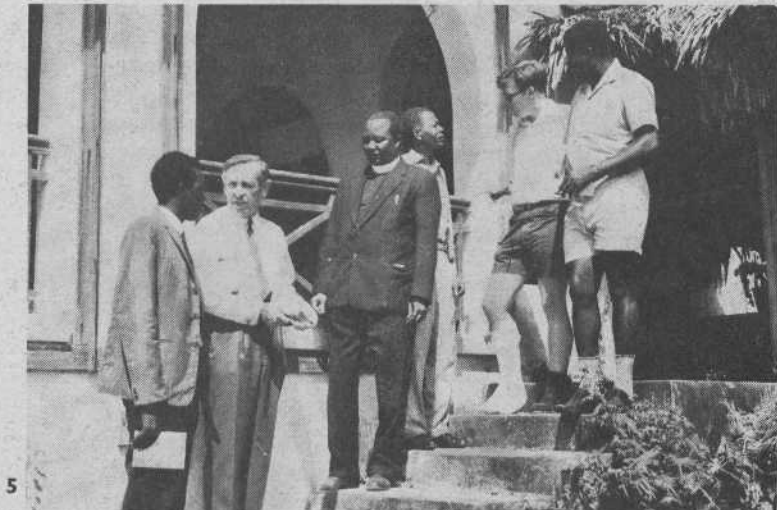
Links: Festtag im Haus der Mission Berlin
anlässlich des 60. Geburtstages
von Missionsdirektor Dr. Berg

- 1 Bischof Scharf überreicht dem Jubilar
die Festschrift „Ökumene—Diakonie—
Mission“
- 2 Der Geschäftsführer des Beirats für
Weltmission in Berlin Andler im Ge-
spräch mit dem Bischof
- 3 Missionsinspektor Lehmann (Berliner
Mission) und Pfarrer Rohde (Ostasien-
Mission) gratulieren Dr. Berg
- 4 Superintendent Dr. Rieger, Berlin-Schö-
neberg, Frau M. Berg, Dr. Berg

Rechts: Pfarrer Symanowski, Mainz-Kastel, er-
5/6 örtert in Kenya die Möglichkeit deut-
scher Mithilfe bei der Industrie-Mis-
sion in Kenya

- 7/8 Kirche vor dem Werkstor? Manchmal
sind Kirche und Arbeitswelt völlig
verschiedene Welten
- 8/9 Krise im Ruhrgebiet — wie wird der
Arbeitsplatz gesichert?

Die Bildseite der Gossner-Mission



schen „Bildungsschwachen“ aber Bildungsfähigen und tatsächlich „Gebildeten“ in unserer Gesellschaft noch immer ein Riß klafft. 1964 besuchten noch 13,2% aller Kinder ein- und zweiklassige Volksschulen, die 45,5% aller Schulen ausmachten. Das Problem besteht ebenso in der weiterführenden Ausbildung. Obwohl zwei Drittel aller Kinder in der Bundesrepublik aus Elternhäusern mit landwirtschaftlichen Berufen oder Arbeiterberufen kommen, studieren nur knapp 10% von ihnen an wissenschaftlichen Hochschulen. (Dahrendorf).

Gerade an den sogenannten „Bildungsschwachen“ hängt Entscheidendes für unsere gesellschaftliche Zukunft. Einmal bedarf die Wirtschaft in ständig zunehmendem Maße der Arbeitskräfte mit einer möglichst breiten Basis der Berufsausbildung, die schnelle Einarbeitung in eine weite Skala verschiedener Tätigkeiten ermöglicht. Zum anderen bedarf unsere Gesellschaft zunehmend solcher Menschen, welche in der Lage sind, die komplizierten Mecha-

nismen politischer, wirtschaftlicher, gesellschaftlicher Entscheidung und Machtausübung zu durchschauen, zu kontrollieren und mitzuverantworten. Das ist nur durch ein schnelles Anheben des allgemeinen Bildungsniveaus möglich. Der Deutsche Gewerkschaftsbund hat im November 1966 offiziell die Forderung nach einem jährlichen bezahlten Bildungsurlaub von zehn Arbeitstagen für jeden Arbeitnehmer aufgestellt. Es geht dabei in erster Linie um die Förderung der politischen Bildung und der beruflichen Fortbildung. Mit dieser Forderung wird sich die Kirche noch ausführlich befassen müssen. Eine heilende Funktion der Kirche im Hinblick auf die Überwindung der Bildungskluft könnte darin bestehen, daß sie mehr zur Erwachsenenbildung beiträgt, daß sie die Zusammenarbeit zwischen Religionsunterricht und Fachunterricht an der Berufsschule intensiviert, daß sie für bessere Bildung wirbt und zur Überwindung der „Bildungsschranke“ und zu Opfern für die Bildung ermutigt. Michael Bartelt, Villigst

Kumpels, Kirche, Kohlenkrise im Ruhrgebiet

1. Der Rhythmus der Zeche durchpulst die Gemeinde
„Zum schwarzen Diamanten“ nennt sich die Kneipe gegenüber der Schachanlage „Consolidation“ in Gelsenkirchen. Seit mehr als 100 Jahren rufen bei Schichtbeginn die Bergleute dem Pfortner am Zechentor ihre Markennummer zu. Inzwischen wird die Kohle auf der 900 m Sohle abgebaut. Hydraulischer Ausbau, maschinelle Gewinnung, Transportbänder, kilometerlange Gleisanlagen untertage haben dazu beigetragen, daß die Leistung pro Mann und Schicht auf über 3,4 t gestiegen ist. Der Schraubenschlüssel ist wichtiger als der Abbauhammer, um die „schwarzen Diamanten“ rationell zutage zu fördern. Soll die Schachanlage rentabel arbeiten, muß sie Tag und Nacht laufen, um die vorhandene Kapazität auszunutzen. So vergeht heute keine Stunde, in der nicht Gruppen von Steigern und Hauern anfahren, um ihre Kollegen vor Ort abzulösen.

Noch wohnt die Mehrzahl der Familien in unmittelbarer Nähe der Zeche: in den alten Kolonien in Siedlungshäusern für 2 Familien, in den neuen Hochhäusern und Wohnblocks in 3½-Zimmer-Wohnungen mit Zentralheizung. Die Kirchengemeinde hat gerade ihr 90-jähriges Jubiläum gefeiert. Vor zwei Jahrzehnten wurde im neugotischen Gotteshaus am Sonntagmittag noch masurisch gepredigt. Das Gemeindezentrum im neuen Wohnbezirk wartet auf den Baubeginn. Die Väter, die dort ihre Kinder zur Taufe bringen, werden nicht mehr in der Mehrzahl Bergleute sein. Öl und Atomenergie nehmen den „schwarzen Diamanten“ die Vorrangstellung als Energieträger. Noch ist die skizzierte Situation typisch für viele Stadtbezirke im Ruhrrevier. Die Zeche oder das Stahlwerk stehen nicht nur optisch im Mittelpunkt. Der Betrieb bietet Arbeitsplatz und Wohnung. Der Rhythmus der Schichtarbeit dringt in jede Familie. Nicht nur die Geschäftsleute und Gastwirte merken es am Umsatz, wenn in einem Monat 4 Feierschichten eingelegt werden. Auch die Kirchengemeinde verbucht geringere Kollekten. Die Konfirmandeneltern fragen, welcher Beruf Zukunft für die Kinder hat. Im Traugespräch kommt auch der Umzug der

jungen Eheleute in eine andere Stadt mit günstigeren Arbeitsmöglichkeiten zur Sprache. Kirche im Ruhrrevier ist miteinbezogen in das vom Betrieb abhängige Schicksal vieler Gemeindeglieder.

2. Die „schwarzen Diamanten“ haben ihren Glanz verloren

Seit 10 Jahren sind Förderung und Absatz im Ruhrbergbau nicht mehr in Einklang zu bringen. Auf den Bergleuten lastet die Unsicherheit ihres Arbeitsplatzes. Sie fördern einen Rohstoff zutage, dessen Verbrauch von Jahr zu Jahr abnimmt. Mit dem sinkenden Absatz wird die Chance geringer, „die Jahre bis zur Rentenberechtigung voll zu machen“ oder die mit dem Grubensteiger beginnende Leiter noch einige Sprossen weiterzuklettern. Waren 1957 noch 477 000 Bergleute im Ruhrbergbau beschäftigt, so ist diese Zahl im Oktober 1967 auf 232 000 abgesunken. Bis Anfang 1966 fanden die freiwillig oder unfreiwillig Ausscheidenden in der Regel einen anderen Arbeitsplatz. Als jedoch im Konjunkturtief 1966/67 allein die Eisen- und Stahlindustrie 30 000 Beschäftigte „freisetzte“, stieg die Quote der Arbeitslosen z. B. in Bochum und Gelsenkirchen auf 5%.

3. Fehlende Orientierungsdaten verschärfen die Ungewißheit

In dieser Situation wird nun auch dem Optimisten deutlich, daß der Mensch in der Industriegesellschaft in einer neuen Zeit lebt. Er ist eingebunden in das soziale Geflecht von Arbeitsplatz und Ausbildung, Werkswohnung und Rentenanspruch, Angebot und Nachfrage. Freie Wahl des Arbeitsplatzes ist allenfalls für junge, gut ausgebildete Leute eine realisierbare Chance. Der entlassene Bergmann beginnt in anderen Industriezweigen als Hilfsarbeiter.

Alle Aufforderungen zu beruflicher und lokaler Mobilität sind ohne langfristige Planung wohlklingende Zauberformeln für die Betroffenen, mehr nicht. Mobilität ohne Planung ist unbarmherzig. Denn wer sagt dem „freigesetzten“ Bergmann, der sich zu einer anderen Schachanlage verlegen läßt, daß er in 1 bis 2 Jahren nicht erneut auf der Straße steht? Die Orien-

tierungsdaten fehlen, obwohl seit Jahren Politiker und Unternehmer, Gewerkschaften und Kirche Vorschläge machen, Pläne vorlegen, Appelle veröffentlichen.

Inzwischen geht der „Plumpsack“ weiter um im Revier: Welche Zeche wird als nächste geschlossen? Im Frühjahr 1968 werden 5 Schachtanlagen mit zusammen 15 000 Beschäftigten stillgelegt. Die 40 bis 60-jährigen Männer finden nur schwer in anderen Zechen und Industriebetrieben einen neuen Arbeitsplatz. Sind also die Kundgebungen und Protestmärsche in den betroffenen Bezirken umsonst gewesen? Sind also auch die Pfarrer in Gelsenkirchen, Gladbeck, Oberhausen, Dortmund, Wanne-Eickel umsonst mit den Bergleuten und ihren Familien auf die Straße gegangen? Gewiß, die Öffentlichkeit ist aufmerksam geworden. Die Sozialpläne sind verbessert, die Umschulung ist attraktiver. Wer die Bedingungen erfüllt, kommt vorzeitig in den Genuß der Rentenleistungen. Bundes- und Landesregierung dringen auf einen Plan, der die zeitliche Abfolge der Stilllegungen regelt und zu einer Sanierung der verbleibenden Schachtanlagen führt. Die Abhängigkeit vom Arbeitsplatz und die damit verbundene Unsicherheit lasten jedoch weiter auf den Menschen im Revier. Nicht nur auf den Bergleuten.

4. Das gesellschaftspolitische Engagement läßt sich nicht länger aufschieben

Vor und nach den Stilllegungen kamen und kommen Pfarrer und Beauftragte der Gemeinden zu Beratungen zusammen. Mitglieder der Betriebsleitungen und Betriebsräte, Politiker und Vertreter der Arbeitsämter sind die Gesprächspartner. Die oft zitierte Formel „es geht um den Menschen“ hat dabei viel von ihrer Zauberkraft eingebüßt. Eine Entmythologisierung, die verheißungsvoll ist. Die Erkenntnis gewinnt an Raum, daß Verkündigung, Seelsorge, Diakonie sich auf gesellschaftliche Dimensionen zu richten haben.

Kein Zweifel, daß die Hilfslosen und Entmutigten die Mitarbeiter der Gemeinden über Gebühr in Anspruch nehmen. Unser Leben und Handeln „vor Ort“ darf uns jedoch nicht blind dafür machen, daß Nächstenliebe in einer Industriegesellschaft dann am wirksamsten wird, wenn sie den Weg über klare gesellschaftspolitische Konzeptionen und Entscheidungen für die Zukunft nimmt. Schon Fr. von Bodelschwingh d. Ä. hat den Mühseligen und Beladenen nicht nur eine Heimat in Bethel geschaffen, sondern er setzte sich zugleich als Abgeordneter für „barmherzige Gesetze“ ein. Vor ähnlichen Problemen wie im Ruhrrevier werden in den nächsten Jahren viele Gemeinden stehen. Eine christliche Gemeinde wird also zu prüfen haben, auf welche Aufgaben sie sich konzentriert, um ihrem Auftrag gerecht zu werden. Welche Aufgaben sind voranzutreiben? (Vgl. zu Folgendem auch: K.-H. Becker und E. Wörmann, Kirchl. Amtsblatt der Evang. Kirche von Westfalen, III. Teil, Nr. 1, 1968.)

1. Christliche Gemeinde ist in ihrem jeweiligen Bereich auf den Dialog mit den Trägern gesellschaftlicher Verantwortung angewiesen. Der Dialog schließt die gegenseitige Information ein. Nehmen wir bewußt teil an den Veränderungen in unserer Gesellschaft, so werden wir mehr Klarheit darüber gewinnen, für welche Aufgaben wir uns heute einzusetzen haben.

2. Als Christen haben wir mit dazu beizutragen, daß unsere Gesellschaft für die unmündig und sprachlos gewordenen Menschen durchschaubar wird. An die Stelle der Illusionen von Beruf, Heimat, Sicherheit muß eine realistische Sicht des Lebens in einer Industriegesellschaft treten.

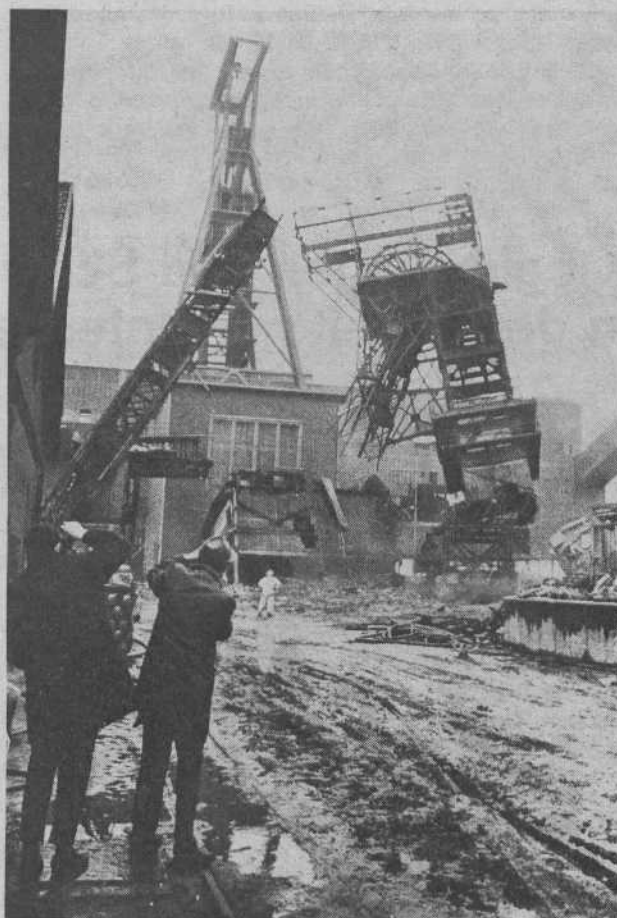
3. Christliche Gemeinde ist mit dafür verantwortlich, daß die rivalisierenden Kräfte in Wirtschaft und Gesellschaft zur Kooperation fähig werden. Die notwendige gesellschaftspolitische Auseinandersetzung kann nicht auf dem Rücken derer ausgetragen werden, die am schwächeren Hebel sitzen.

4. Die Botschaft Christi erlaubt uns nicht, den Frieden in Wirtschaft und Gesellschaft in einem status quo zu zementieren. Auch sozialer Friede wird in einem Prozeß verwirklicht, der durch das Vertrauen in Gottes Zukunft in Gang gesetzt ist. Wir werden zu entscheiden haben, wann und in welcher Situation wir Stellung nehmen und Positionen beziehen, um Gottes Friedenswerk in unserer Gesellschaft nicht aufzuhalten.

Gelsenkirchen - Buer

Christian Schröder

Zechenabbruch



Der moderne Beichtstuhl

Wir kennen sie alle, diese großen, dunklen Kästen an den Wänden katholischer Kirchen, die Beichtstühle. Manchem guten Protestanten sind sie ein wenig unheimlich, weil er sich nicht recht vorstellen kann, was darin passiert. Nun, so geheimnisvoll ist er gar nicht: Der praktizierende Katholik geht regelmäßig dorthin zur Beichte, nachdem er sich an Hand des Beichtspiegels die Sünden vergegenwärtigt hat, die er in der vergangenen Zeit begangen hat. Wahrscheinlich beichten viele Katholiken heute nicht mehr so regelmäßig wie früher einmal; vielleicht deshalb, weil sie meinen, diese Praxis sei einem modernen Menschen unzumutbar.

Umso erstaunlicher ist es, daß sich an ganz anderer Stelle, in gänzlich verweltlichter Form, etwas zu bilden scheint, das dem alten Beichtstuhl ähnelt. Beichtvater ist jetzt der Vorgesetzte, Beichtkind der Untergebene. Der Beichtspiegel führt nicht mehr die 10 Gebote an — er fragt nach Arbeitsqualität, Arbeitsmenge, persönlichem Verhalten gegenüber Mitarbeitern und Vorgesetzten, Einsatzbereitschaft, Belastbarkeit und Weiterbildungsinteresse. Ort einer solchen Beichte ist der Betrieb, einer jener Betriebe, die nach modernen Personalführungsmethoden arbeiten und regelmäßige Führungsgespräche mit allen Beschäftigten eingerichtet haben. So wie in der Beichte ein guter Teil der Erziehung zum christlichen Leben geleistet wurde, wird hier ein Mitarbeiter erzogen, wie ihn der Betrieb sich wünscht. Nur eins fehlt: das „ego te ab-

solvo“, die Gnadenzusage Gottes an den verzweifelten Menschen. Stattdessen wird ihm gezeigt, wo er an sich arbeiten muß.

Dem Menschen — dessen Bedeutung als Produktionsfaktor man in allen „geistintensiven“ Produktionsbereichen erkannt hat, wird damit eine Aufmerksamkeit gewidmet, wie bisher kaum in der Geschichte der Industrie. Das ist gewiß begrüßenswert, bemüht man sich doch um bessere Beziehungen zwischen Führungskräften und Untergebenen, versucht man doch, soweit wie möglich Willkürlichkeiten bei der Beurteilung auszuschalten. Aber es geht um mehr, um die Bildung eines neuen Menschen. Hier müssen wir Christen hellhörig werden, denn nach den Aussagen des Neuen Testaments will ja auch Gott einen neuen, freien Menschen, einen anderen allerdings, als er heute im industriellen Milieu geformt wird. Dieser ist der Leistungsfähige, Starke, derjenige, der sich durchsetzen kann. Er wird darauf ausgerichtet, ständig an sich zu arbeiten, um besser zu werden als die anderen, mit denen er in ständiger Konkurrenz steht. Ob beabsichtigt oder nicht, es besteht die Gefahr, daß ein Unbarmherziger Mensch erzeugt wird, der gegebenenfalls die anderen an die Wand drückt, wenn sie ihm im Wege stehen. Demgegenüber wird sich die christliche Gemeinde fragen müssen, ob es ihr vom Menschenbild des Neuen Testaments her offensteht, dieser Bewertung des Menschen nur nach seiner Leistung zuzustimmen.

Vielleicht wird sie als Gemeinde der Schwachen, die sich als solche von Gott geliebt wissen, eine neue Bedeutung gewinnen für die Zukurzgekommenen, die Erschöpften, die Müde gewordenen in diesem ständigen Kampf, aber auch als Mahnung der Starken. Vielleicht — wenn sie es versteht, sich wirksam für diese Unterlegenen einzusetzen und ihnen zu ihrem Recht zu verhelfen.

Gerhard Mey
Mainz-Kastel

Möglichkeiten und Schwierigkeiten in der Arbeit mit Unternehmern

Die Industriegesellschaft zeichnet sich durch dynamische Entwicklung aus. Das bedeutet in der Regel, daß zwischen Theorie und Praxis ein Mißverhältnis herrscht. Die Wirklichkeit ist der Theorie voraus, das Selbstverständnis der Menschen bleibt hinter den Tatsachen und den Anforderungen der Situation zurück. Das gilt insbesondere für die theoretische und ideelle, bzw. ideologische Begründung der Interessenstandpunkte.

Auf der Arbeitgeberseite bedeutet dies, daß die klassischen Theorien und Formeln des Unternehmertums auf die Wirklichkeit nicht mehr ohne Probleme anzuwenden sind.

Um aus der Fülle der Probleme nur eins der wichtigsten heraus zu nehmen, sei darauf hingewiesen, daß der Betrieb und das Unternehmen immer deutlicher ihren gesamtgesellschaftlichen Charakter im Zuge

der Entwicklung offenlegen. Wirtschaftliches und unternehmerisches Handeln ist heute schon keine Privatsache mehr. Es ist eng eingebunden in eine gesamtgesellschaftliche und gesamtpolitische Verantwortung.

Kirchliche Sozial- und Industriearbeit muß dem Unternehmer helfen, diese Situation zu bewältigen. Dazu ist freilich nötig, daß sie selbst dynamisch bleibt. Das heißt, sie muß die Kraft haben, jede Form von ideologischer Verschllossenheit (auch bei sich selbst) ständig zu sprengen, indem sie kritisch in Frage stellt, was ist; und sie muß den Mut haben, auch das noch Unerlaubte oder auch nur Ungewohnte zu denken. Ideologiekritik und sachkundige Vision sollten zu ihren Elementen gehören.

Möglichkeiten des Gesprächs mit den Unternehmern ergeben sich auf vielfältige Weise. Zunächst einmal

dadurch, daß man den Kontakt mit ihnen sucht und ein Vertrauensverhältnis herstellt. Dies geschieht durch den Besuch gerade an jenem Orte, an dem der Unternehmer bzw. der Angestellte Unternehmer die Kirche am wenigsten erwartet, nämlich im Betrieb.

Die anfänglich befremdliche Tatsache, daß die Vertreter der Kirche nicht in geschäftlichen Dingen kommen, schließt gerade die Chance ein, über die Problematik des Unternehmerberufes in seinen größeren gesellschaftlichen und menschlichen Zusammenhängen zu sprechen. Die Verwunderung über das Erscheinen der Kirche im Arbeitsbereich bewirkt in der Regel auch ein Gespräch über die Funktion der Kirche in der Gesellschaft. Ein solches Gespräch kann zwei Funktionen erfüllen. Es kann Vorurteile gegenüber der Unternehmerschaft auf seiten der Kirche abbauen. Das ist wichtig, weil die kirchliche Sozialarbeit mit ihrem Bemühen, die Sünden der Väter, gegenüber der Arbeiterschaft zu korrigieren, in der Gefahr steht, auf völlig ungeschichtliche Weise auch klassenkämpferische Positionen nachzuholen. Dadurch kann sie einem Bilde des Unternehmers aufsitzen, das nur noch Ressentiment ist. Das Gespräch kann aber auch die interessenbedingten falschen Erwartungen der Unternehmer abbauen, die sie aus einer langen Geschichte von Thron und Altar an die Kirche heranbringen. Zum Beispiel die Hoffnung, Kirche sei eine moralische Unterstützung zur Domestizierung der Gewerkschaften oder zur Hebung der Arbeitsmoral.

Erst wenn deutlich geworden ist, daß kirchliche Industriearbeit ein Dienstangebot der Kirche für die Partnerschaft in der gemeinsamen Verantwortung für die Gesellschaft ist, können aus den Kontakten Arbeitsformen mit konkreten Aufgaben erwachsen.

Dabei wird gerade von der kirchlichen Seite erwartet, daß sie die ethischen Probleme ökonomischer oder technologischer Probleme anspricht und zu bewältigen hilft. Die Kirche wird dabei um so ernster genommen, je mehr sie an Sachverstand aufbringt und je weniger sie zur Ideologisierung neigt. Ihre Sachkenntnis und kritische Freiheit setzen sie aber gerade in die Lage kritischer, deutlicher, entschiedener und engagierter zu sprechen, als die meisten Gesellschaftsgruppen dies können. Wo sie sich in dieser Weise als Partner im Dialog der Verantwortlichen qualifiziert, wird sie gerade um der Unbequemlichkeit ihrer Fragestellung oder ihres Urteils willen von den anderen geschätzt. Denn der Dialog der Verantwortung lebt von der Herausforderung und Infragestellung, nicht von der Selbstbestätigung. Das gilt natürlich auch für die Kirche. Indem sie kritisch mißt und sich kritisch messen läßt, gewinnt sie erst ihren Platz in einer Demokratie.

Der Dialog hat die Form von Seminaren, Tagungen, offenen Gesprächen etc. Die Thematik ist dem Dialog gemäß, d. h. sie reicht von den Fragen des Betriebes bis zu den Fragen der Theologie. Ihr Zusammenhang wird durch die gemeinsame Verantwortung für den Menschen im Betrieb und in der Gesellschaft hergestellt. Um den Charakter des kritischen Dialogs zu wahren, kommt es darauf an, daß beide Seiten sich Fragen stellen und in der Form von Einladung

und Gegeneinladung als selbständige Partner begegnen.

Die Hauptschwierigkeit dieses Dialogs ist eine soziologische Tatsache. Obgleich sich kirchliche Industriearbeit und Unternehmer im kritischen Gespräch als zwei Partner begegnen müssen, und das heißt auch gegenüberstehen, ist die Mehrheit der einen Seite, nämlich der Unternehmer mit der anderen Seite, der Kirche, durch Mitgliedschaft eng verbunden. Die kirchlichen Funktionäre sind aber keine Unternehmer im klassischen Sinne. Theologisch gesehen, muß dieses Gespräch also so geführt werden, daß in jeder Phase, selbst in der noch so kritischsten, der Unternehmerpartner nie den Eindruck verlieren darf, daß es seine Kirche ist, die sich in der Solidarität des christlichen Erlaubens kritisch an ihn wendet. Nur dann wird er auch die Freiheit haben, sich in der gleichen Solidarität kritisch an seine Kirche zu wenden.

Von diesem Zustand sind wir allerdings noch weit entfernt. Das hat einmal seinen Grund darin, daß bei kirchlicher Industriearbeit ihre gesellschaftliche Rolle weder theologisch noch soziologisch schon richtig erkannt wurde. Das wird aber auch durch eine Schwierigkeit bestimmt, die besonders die Arbeit mit den Unternehmern belastet. Die Unternehmerschaft stellt eine relativ kleine Schicht dar. Der Einzelunternehmer ist oft terminlich belastet. Als Vermittler der Gespräche bieten sich daher oft die Arbeitgeberverbände an. Diese haben aber ihre bestimmte Rollenfunktion. Sie besteht in der Vertretung von Arbeitsinteressen und das heißt in der Apologetik gegenüber gegnerischen Gruppen. Die Strategie und Taktik des Gesamtverbandes haben Vorrang vor persönlichen Einsichten und Einstellungen. Die Dialogebene der Verbände wird durch rechtliche und machtmäßige Auseinandersetzung bestimmt. Dieser besondere Charakter eines Verbandes kommt notwendig immer mit ins Spiel, wenn die Interessenverbände der Unternehmer zum Dialogpartner der kirchlichen Industriearbeit werden. Das ist kein Schade. Es ist vielmehr Ausdruck einer gesellschaftlich realen Situation. Es belastet freilich insofern, als es immer dazu verleitet, die Begegnung zwischen Kirche und Unternehmerschaft als Konfrontation von Interessenverbänden, zumindest aber unter verbandspolitischen Gesichtspunkten zu formieren. Das Gespräch des Unternehmers mit seiner Kirche und der Kirche mit ihren Gemeindegliedern als Unternehmen in der gemeinsamen Verantwortung vor dem Evangelium kommt dabei in der Regel zu kurz.

Es kommt darum m. E. alles darauf an, die Gespräche so zu führen, daß der Gedanke an Interessenmanipulationen weit zurücktritt hinter dem gemeinsamen Bemühen, das Notwendige und Förderliche für die gesellschaftliche Entwicklung zu tun. Wo das einigermaßen erreichbar ist, kann die kirchliche Industriearbeit sogar jener notwendige Raum im täglichen Konkurrenzkampf der Sozialparteien werden, wo gesellschaftliche Antagonismen in fruchtbare Polaritäten umgewandelt werden. Und zwar dadurch, daß sie die ethische Dimension aller notwendigen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen erschließt, indem sie nach der Legitimation der Mittel und nach den Zielen fragt. Wilhelm Fahlbusch, Hannover

Bericht aus dem Krankenhaus

Zwei große Betriebe prägen das Leben in der Gemeinde von Pfarrer Bickel. Der eine gehört zur Großindustrie, der andere ist ein Krankenhaus.

Mit der Frage, wie die tägliche industrielle Arbeit seine Gemeindeglieder fördert und prägt, hat sich Herr Bickel als Teilnehmer am Seminar für kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft in Mainz-Kastel ein halbes Jahr lang auseinandergesetzt. Nun entschloß er sich, als Krankenpfleger neben seiner Gemeindegliederarbeit in dem Großbetrieb „Krankenhaus“ mitzuarbeiten. Viele Menschen – Gemeindeglieder, Amtsbrüder, Patienten und Mitarbeiter im Krankenhaus stehen ein wenig hilflos vor dieser Tatsache. Warum macht er das? Gehört diese Erfahrung wirklich zu dem Leben eines Gemeindepfarrers?

Herr Bickel hat unter dem Druck einer doppelten Arbeitsbelastung anspruchslos aufgeschrieben, wie er für sich diese Fragen beantwortet.

Das junge Krankenhaus, das der Stadt gehört, ist hoch verschuldet. Der Verwaltungsdirektor ist im November abgelöst worden. Man wird getröstet, noch etwas Geduld zu haben, bis die Organisation klappt und eine sinnvolle Planung erkennbar wird.

Das Haus hat zwölfhundert Betten. Unter der Ärzteschaft sind mehr als zehn Nationen vertreten. Arbeitsgruppen von Italienern, Spaniern, Jugoslawen sind eingesetzt.

Ich arbeite in der II. Medizinischen Klinik (Klinik für Innere Krankheiten). Zwei bis drei Ärzte leiten die Station zusammen mit z. Zt. acht Schwestern. Von den Schwestern sind vier in Südkorea zu Hause. In der Stationsküche arbeiten eine Jugoslawin und eine Spanierin. Die von einer Leihfirma dem Haus geschickten Putzkräfte kommen meist aus Italien.

Die Station hat zehn Dreibettzimmer und ein Einzelzimmer (Totenzimmer). Sie ist in der Regel überbelegt, so daß auch im Bad und auf dem Flur Betten stehen. Wenn es auskommt, sind je fünf Zimmer mit Frauen oder Männern belegt.

Theoretisch bin ich einer Station fest zugeordnet und erleichtere den männlichen Patienten ihr Los durch

einfache Dienste. Das männliche Pflegepersonal wird so eingesetzt, daß für jede Station ein Pfleger, der bestimmte nur Männern vorbehaltene Arbeiten zu tun hat, erreichbar ist. Da aber nicht alle Stellen besetzt werden können, sind wir über unsere Station hinaus verantwortlich. Drei Wochen lang war ich der einzige Pfleger für die fünf Stationen unserer Klinik, ein unhaltbarer Zustand, zumal ich nicht examiniert bin. Von den Patienten sind in der Regel drei bis fünf konfessionslos, vorwiegend unter Männern, mindestens zwei aus dem Ausland; gewöhnlich zwei bis drei nervenkrank oder Selbstmordkandidaten. Außerdem werden wöchentlich mindestens zwei alleinstehende ältere Menschen noteingewiesen, die unvorstellbar verkommen sind und irgendwo (auf einer Parkbank, in einer öffentlichen Toilettenanlage) gefunden wurden. Die häufigsten Krankheiten sind Krebs, Schlaganfall, Herzinfarkt oder Leberzirrhose. Daraus, zusammen mit der Altersziffer, erklärt sich der hohe Prozentsatz an Sterbenden.

Warum arbeite ich kurzfristig im Krankenhaus?

Ist es nicht genug, einen Großbetrieb, der das Leben vieler Familien der Sindlinger Parochie einschneidend stört, der für manche Sindlinger Bürger die letzte Station ist, von innen kennenzulernen? Inzwischen ist es gelungen, die Namen der Patienten aus Sindlingen mit ein- bis zweiwöchiger Verspätung zu erfahren. Auf demselben Weg könnte jeder Pfarrer, jede Kirchengemeinde in der Nachbarschaft des Krankenhauses sie interessierende Adressen von Kranken regelmäßig erhalten und wäre nicht mehr auf zufällige Informationen angewiesen – soweit Pfarrer oder ein Delegierter Besuche machen.

Ist es nicht genug, für kurze Zeit täglich acht Stunden mit alten und kranken Menschen zusammen zu sein als Einübung, wo in der Parochie diese Menschen vorrangig unsere Seelsorge brauchen, auf sie warten, sie nicht ablehnen? Wo sonst ist ein Ort in der langen Ausbildung des Pfarrers, das zu lernen?



Ganz andere Berichte erreichen uns aus dem Krankenhaus der Gossner-Kirche in Indien. U. a. arbeiten dort Schw. Monika Schützka/Berlin (links), Schw. Marianne Koch/Berlin (rechts).





Frl. Marlies Gründler / Oberursel (links) und Herr Hardugan Horo in der Verwaltung (rechts)



Aber vielleicht machen wir nicht systematisch Besuche, schon gar nicht bei Menschen, deren Atmosphäre uns anekelt. Vielleicht haben wir die Methode erwählt, unser Amt vom Schreibtisch und Kanzel aus in sicherer Distanz und mit sicherem Zugriff zu managen. Vor Luthers Bibelübersetzung hieß es nicht „Amt“ sondern Dienst, diakonia.

Ist es nicht genug, wöchentlich beim Sterben von drei, fünf oder mehr Menschen (darunter zu früh oder tot geborene Kinder) dabeizusein, wo die Kasualpraxis der Beerdigungen uns alle in Atem hält und wir unsere Toten oft nie lebend gesehen haben. (Es gehört zu meinen Aufgaben im Krankenhaus, die Gestorbenen in ihrem Totenbett in den Keller zu fahren, auf eine Pritsche umzubetten und in den Kühlraum zu schieben. An den Wochenenden, wenn die Sektionsabteilung, in denselben Räumen, nicht arbeitet, sind zwölf bis fünfzehn Leichen dort keine Seltenheit.)

Die Parochie

Ich arbeite weiter in der Parochie: Verwaltung und Gesamtplanung; Seelsorge, Hausbesuche und Kasualien in einer der beiden Bezirke, in die die Parochie aufgeteilt ist; Mithilfe bei Kinder- und Erwachsenengottesdienst, in der Bibelstunde und in der Zeitung des Kindergartens. Diese Arbeit geschieht in der vierstündigen Mittagspause und nach Feierabend; außerdem habe ich bei 47 Wochenstunden 1½ Tage, wechselnd über die Woche verteilt, frei.

Diese Doppelfunktion ist in dieser Konzentration über längere Dauer nicht durchzuhalten. Aber für die Zukunft werden wir unserer kirchlichen Arbeitsformen auch in dieser Richtung suchen. Bei einer Delegierung der kirchengemeindlichen und pfarramtlichen Aufgaben an ein Team und dessen sachgemäßer Arbeitseinteilung ist es möglich, gleichzeitig Arbeitnehmer der Landeskirche und eines zweiten Unternehmens zu sein.

Ich habe vor fast zwei Jahren den Sonntagsgottesdienst im Krankenhaus geleitet. Anwesend war eine

Frau. Es war eine meiner ersten kirchlichen Tätigkeiten in Frankfurt. Ich habe jetzt wieder den Gottesdienst besucht, anwesend waren außer dem Pfarrer 3 Menschen: die Seelsorgehelferin, eine Frau und ich. Ein Mann kam noch hinzu. Hinten saß eine Frau röm. kath. Glaubens, die auf ihren Gottesdienst wartete. Ob die Gottesdienste über die Mikrofonanlage übertragen wurden, ist nicht sicher. Der Gottesdienstbesuch in den Städten liegt minimal bei 2%. Im Krankenhaus halten sich einschließlich des Personals rund 1000 Evangelische auf.

Bonhoeffer warnt davor, Grenzsituationen für unsere Zwecke auszunutzen; es ist etwas anderes, wenn mich eine verheiratete Frau aus Sindlingen am Ende meines Besuches fragt, ob sie noch kirchlich getraut werden kann, wenn ihre Nachbarin, aus einem anderen Stadtteil, sich nach dem Modus der Taufe erkundigt; wenn ein kranker Mann aus Sindlingen mich zur Tür begleitet und dann erklärt, daß er wieder in die evangelische Kirche eintreten will. Diese Kontakte nehmen in letzter Zeit zu. Sie sind einer der wichtigsten Begründungen für meine jetzige Tätigkeit. Hier ist ein direkter Weg, Menschen ohne den Zwischenschritt der Pfarrgemeinde zu unseren kirchlichen Aktivitäten einzuladen. Sie kommen. Aber sie werden nur bleiben, wenn wir sie erwartet haben, d.h. wenn wir unsere Gottesdienste nach ihren Vorstellungen feiern, wenn wir unsere Kreise nach ihrem Programm abwickeln, wenn sie ihre Überzeugungen und Rollen behalten dürfen. Die Chance einer neuen Glaubwürdigkeit der Kirche durch ihre dienende Gegenwart in der neuen, in ihrer Gesellschaft ist der erste und letzte Grund für mein Tun. Eine „Theologie des Dienstes“ als Grundlage der neuen Sozialethik ist noch nicht geschrieben. In der Botschaft der Konferenz für „Kirche und Gesellschaft“ 1966 in Genf heißt es:

„Wenn die Kirche wirklich als Dienerin lebt, mag sie ihren einzigartigen Auftrag in dieser unserer Zeit entdecken.“

Ffm.-Sindlingen

Gottfried Bickel

DIAKONIE ÖKUMENE MISSION

Begegnungen mit Christian Berg

112 Seiten — zahlreiche Fotos —
Paperback DM 7,80

Dieses Bändchen ist aus Anlaß des 60. Geburtstages von Missionsdirektor Dr. Christian Berg erschienen.

Hier wird ein anschauliches Bild von der Vielfalt der Arbeit in Diakonie, Ökumene und Mission gezeichnet, daß manchen Leser zum Nachdenken zwingen wird.

Unter anderen haben hier mitgearbeitet:

Bischof D. Kurt Scharf — Prof. D. Heinrich Vogel
Missionsdirektor D. Gerhard Brennecke — Prof.
D. Martin Fischer — Willy Fries — Pfarrer D. Heinrich
Hellstern/Zürich — Oberkirchenrat Heinrich
Lohmann — Missionsdirektor i. R. D. Hans Lokies
Kirchenpräsident i. R. D. Martin Niemöller — Dr. Bernhard
Ohse — D. Heinrich Puffert/Genf — Superintendent
Dr. Julius Rieger — Missionsinspektor
Martin Seeberg — Pastor Horst Symanowski

Die hier besonders angezeigten Bücher — wie auch jedes andere gewünschte Buch — liefern wir Ihnen schnellstens. Wir bitten Sie um Ihre Bestellung und danken Ihnen dafür.

BUCHHANDLUNG DER GOSSNER - MISSION

1 Berlin 41, Handjerystraße 19-20 — Telefon (0311) 85 29 20

Marlene Maertens

EUGENE CARSON BLAKE

Der neue Generalsekretär des Ökumenischen Rates

112 Seiten — 8 Fotos — Paperback DM 7,80

Der Nachfolger von Dr. Visser't Hooft als Generalsekretär des Ökumenischen Rates in Genf, Dr. Blake ist in Deutschland nicht unbekannt. Wer irgendwie das ökumenische Geschehen verfolgte, ist in bestimmten Zusammenhängen auf seinen Namen gestoßen. Aber sicher gilt auch dies, daß in unseren Gemeinden und unter ihrer aktiven Mitarbeiterschaft kaum jemand davon weiß, woher Dr. Blake kommt, wofür er steht und welche Erfahrungen und Überzeugungen ihn entscheidend geprägt haben. Wer aber der Mann ist, der an diesem bedeutungsvollen Platz in der Genfer Zentrale steht, das sollte wirklich viele auch in der deutschen Christenheit in hohem Maße interessieren!

Frau Marlene Maertens tut uns den Dienst, in lebendiger Weise genau davon zu erzählen und auch in fünf für Dr. Blake sehr charakteristischen Reden, die sie übersetzt hat, sein leidenschaftliches Brennen für die Sache Jesu Christi heute aufzuzeigen. Wie lebendig steht der Bote des Evangeliums Eugene Carson Blake vor uns!

Unser Gästeheim

im „Haus der Mission“ steht den Freunden und Bekannten der Gossner-Mission zu Berlin-Besuchen seit dem 1. April 1968 zur Verfügung. Bitte, teilen Sie rechtzeitig Ihre Unterbringungswünsche mit an: Frau W. Reuter, Haus der Mission, 1 Berlin 41, Handjerystraße 19-20

UNSERE GABENSAMMLUNG

Reichlich und täglich

kommen die Überweisungen der mit der Gossner-Mission verbundenen Gemeinden und Einzelpersonen. Wir pflegen jedem mit unserem Dank zu antworten, aber an dieser Stelle soll unsere Freude über alle diese Hilfe noch einmal zum Ausdruck kommen.

	Nach unserer Planung erwarteten wir	wir erhielten
	1968	tatsächlich
Januar	27 000,— DM	37 788,77 DM
Februar	27 000,— DM	18 191,04 DM
März	27 000,— DM	22 359,53 DM
	81 000,— DM	78 339,34 DM

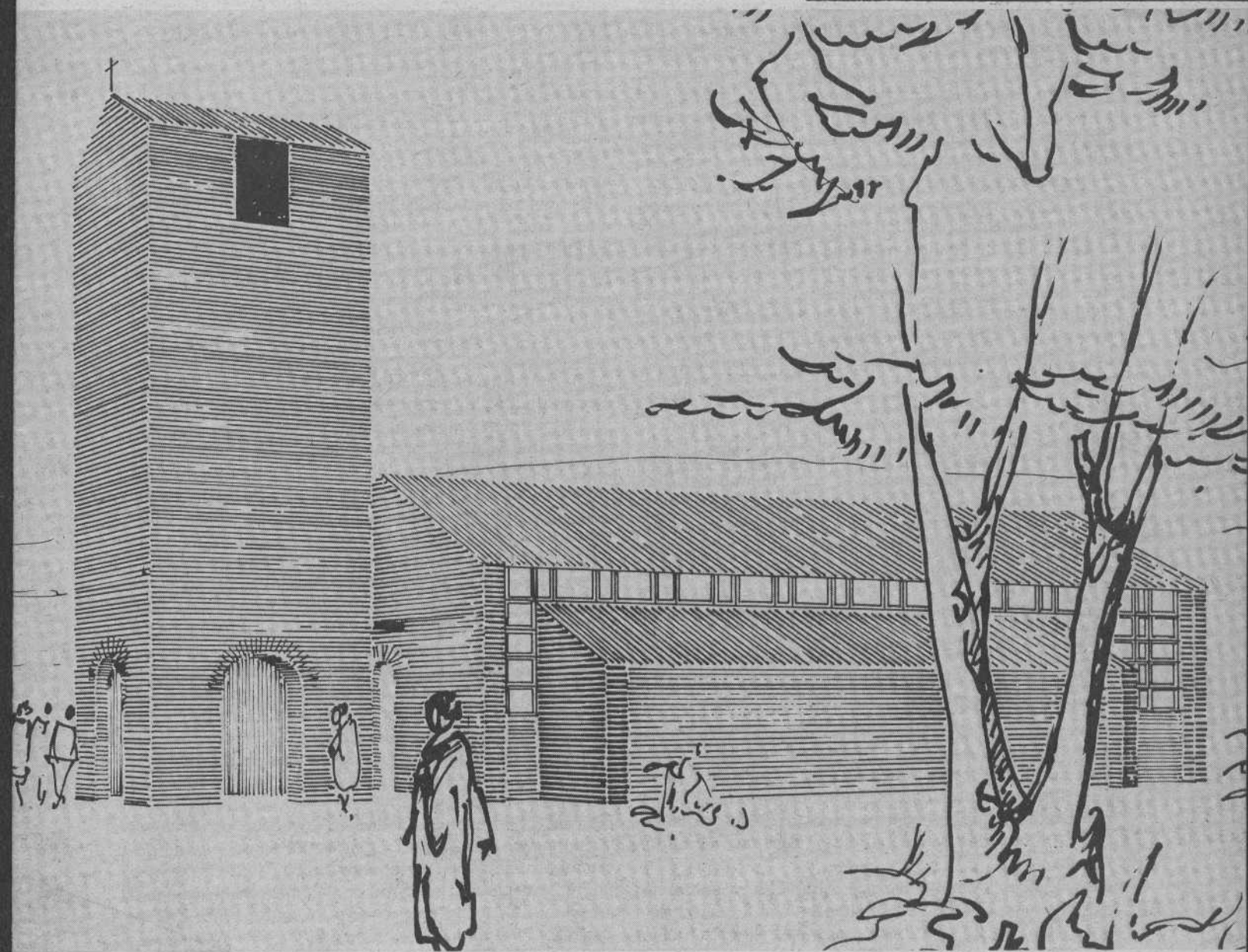
Indien-Arbeit: Gossner-Mission, 1000 Berlin 41, Handjerystr. 19-20. Postscheckkonto Berlin West 520 50
Bankkonto: Berliner Bank, Dep.-K. 4, 1 Berlin 41, Konto Nr. 7480

Industrie-Mission Westdeutschland: Gossner-Mission, Wiesbaden-Kastel, Johannes-Gossner-Straße 14
Postscheckkonto: Hannover 1083 05

Lettner-Verlag GmbH, 1 Berlin 41. Einzelpreis 0,20 DM / Druck: Buchdruckerei Walter Bartos, 1 Berlin 61
Bildnachweis: Gossner-Archiv (14), Kampert (2), Wolf und Tritschler (1).

Die Gossner-Mission

A 20 759F



Neue Kirche in Lohardaga / Indien, 1968
Zeichnung: Indische Lehrlinge TTC Fudi

INHALT

Das Evangelium kommt nach Europa	Seite 2
Von Westfalen nach Chotanagpur	Seite 4
Besuch in Rourkela	Seite 10
Mehr Verantwortung, liebe Brüder	Seite 11
Mission in Chotanagpur	Seite 13
Die Gossner-Kirche im Frühjahr 1968	Seite 15

Berlin • Juli 1968

3

DAS EVANGELIUM KOMMT NACH EUROPA

Eine Missions-Predigt von Dr. Christian Berg

Apostelgeschichte 16, 9-40

Liebe Gemeinde!

Dieser ganz und gar von der Sendung Jesu Christi erfüllte Bericht ist deshalb so bewegend und einzigartig, weil er nicht nur ein persönlicher Erlebnisbericht des Lukas ist — eine konzentrierte Reportage, würden wir heute sagen —, sondern als der allererste Schritt der Missionierung unseres Erdteils Europa frisch und lebendig vor uns steht, Europa und das Christentum — vor über 1900 Jahren hat es hier in der thrasischen Landstadt Philippi begonnen. Alfred Rosenberg, der Chefideologe in der schrecklichen Hitlerzeit, hätte zornig gesagt: So also kam die „Fremdreligion“ aus Asien auf unseren Kontinent. Wir bekennen, daß eine Segensgeschichte begann, in der eine lange Kette von Generationen in tiefster Seele geprägt wurde durch das Evangelium von Jesus Christus.

Die Grunderfahrungen der Mission werden hier klassisch deutlich. Ob wir gestern und heute z. B. an Indien denken, wie das Licht der Welt dort zum Leuchten kommen kann und welcher Widerstand ihm dabei begegnet — letztlich wird es heute und morgen ähnlich gehen wie im heidnischen Europa um das Jahr 50 nach Christi Geburt. Laßt mich knapp die bis heute im Missionsdienst wiederkehrenden Elemente nennen.

1.

Paulus erhält einen klaren Ruf. Es ist der Ruf um Hilfe durch das Evangelium vom Heiland der Sünder und Retter der Verlorenen. Wie geheimnisvoll, mißdeutbar durch andere dies nächtliche Gesicht gewesen sein mag, der Missionar Paulus ist von großer Gewißheit erfüllt: Mazedonien wartet auf mich; Gott selbst will mich dort haben. So begann es für Europas Menschen licht zu werden durch die Frohbotschaft.

Ein klarer Ruf und ein darauf antwortender Gehorsam, der von Gewißheit geprägt ist, sind wahrhaftig ein Grundelement christlicher Mission.

2.

Der Beginn ist so klein und unscheinbar, daß niemand hinter den Gesprächen am Flußufer vor der Stadt Philippi mit ein paar gottesgläubigen Juden den Anfang der Christwerdung Europas vermuten könnte.

Gewiß also, klein, ja winzig! Aber Gott selbst ist am Werk. ER tut der Besitzerin eines Kaufladens das Herz auf. Sie hört, fragt und glaubt. Sie ist so ergriffen von dem, was sie sich zum Heil vornimmt, daß sie die Boten Christi in ihr Haus aufnimmt. Dies persönliche Bewegt- und Erfülltworden von Gottes Hauch und Hand, es ist das Eigentliche und Innerste im Christusglauben, in Europa und in allen Ländern.

Wenn ihr heute und morgen erschrecken wollt darüber und trauern, wie sich Christentum und Kirche

darbieten, habt vor Augen, das auch heute immer noch dies geschieht: Und hörte zu — Gott tat das Herz auf — und ließ sich taufen.

3.

Denn es wird auch dies deutlich: Christus schafft eine Gemeinde. Das Wort, die frohe Botschaft begründet sie. Das Gebet ist Mittelpunkt. Das Sakrament der Taufe wird als Siegel der Zugehörigkeit gespendet, Tischgemeinschaft als Form urchristlichen Abendmahls sicherlich geübt. Es ist alles da, was Kirche Christi bildet und begründet.

Ob hier die Gemeinde in Philippi oder später die machtvolle Kirche Roms oder auch eine heute durchorganisierte deutsche evangelische Landeskirche mehr dem gleicht, dem entspricht, was Christus gewollt hat — diese Frage kommt allerdings auf und braucht nicht unterdrückt zu werden.

Die Mission jedenfalls preist Gott gerade auch darüber, wenn sie in Indien oder Afrika Instrument und Zeugin solcher kleinen Anfänge sein darf, in denen die Fülle des Lebens in Christus sichtbar wird, wenn Gemeinden wachsen.

4.

Die Wellen aber schlagen weiter — zum Heil wie zum Tumult. Wie Jesu Botschaft von seinen Zeichen begleitet und unterstrichen war, so gehört heilendes Handeln auch zum Tun seiner Jünger, von Anfang bis heute. Hier ist es nicht nur pflegerischer Liebesdienst, sondern Vollmacht, dunkle Mächte von Besessenheit und Ausnutzung zu allerlei Wahrsagerei bei einem armen Mädchen auszutreiben. Der Geist der Tiefe gehorcht dem Geist von oben sofort: das arme Geschöpf wird befreit und ist wieder gesund. Wer kann die endlosen Scharen zählen, die in Europas Völkern in ihrem Elend gesucht, in ihrem Jammer gepflegt, von ihrer Versklavung befreit und in ihrem dunklen Lebensschicksal getröstet, umfassen und aufgerichtet wurden! Was heute als humanitäre und soziale Hilfe geübt und gepriesen, gefordert und geordnet wird, hat seinen Quellort darin, daß die Boten des Evangeliums allezeit zum heilenden, hilfreichen Handeln gedrängt wurden und damit die umfassende Gotteshilfe am ganzen Menschen deutlich machten.

Darum hat heilendes Handeln die Mission in allen Landen von Anfang an begleitet. Es sind Zeichen geschehen, und sie geschehen noch heute, es wird Hilfe und Liebe geübt an den Armen, Hilflosen und Kranken. Das Christuszeugnis ist umfassend. Er läßt Seele, Geist und Leib gesunden.

5.

Es ist offenkundig falsch, zu sagen, das Tun der Christen sei willkommen, ihre Botschaft nebensächlich und wenig begehrt. Widerspruch und Aufruhr, ja Gewalt und Rechtsbeugung entspringen auf dem ersten Saatacker der christlichen Verkündigung in Europa gerade aufgrund der Wohltaten der Missio-

nare. Denn eine zweifelhafte und schamlose Ausbeutung der Krankheit des Mädchens und des Aberglaubens der Leute wird verstopft. Wenn Christus und seine Jünger in ein Volk kommen, sind sie ganz und gar nicht einfach beliebt; sie kommen zunächst als Störung von skrupellosem Egoismus und unverhüllter Gewinnsucht.

Es wird freilich zugleich offenbar, wie brüchig Rechtsordnung und Obrigkeit sind. Diese beugen sich dem Pöbel, feige und servil, obwohl sie doch für Gerechtigkeit eintreten sollten. Es findet sich in der ersten Pflanzstätte des Christentums in unserem Erdteil jener immer wiederkehrende Vorwurf, der eine teuflische Verkehrung der Wahrheit ist:

Christen verwirren, so sagen die, die im Banne des ‚Diabolos‘ von Anfang sind; und dieser Vorwurf eingewickelt in nationalen Stolz; „sintemal wir Römer sind“.

Schläge — nicht ordentliches Verhör; harter Kerker — nicht etwa Schutzhaft! So werden zum ersten, wahrhaftig nicht zum letzten Mal Christen in Europa behandelt: von Paulus in Philippi bis Paul Schneider in Buchenwald. Das ist die Kreuzes- und Leidenslinie, die Europas Christusjünger begleiten wird. Ohne sie kann die Mission auch in keinem anderen Erdteil getrieben und beschrieben werden.

6.

Aber nun: Der machtvolle Eingriff Gottes! Es ist also all das wahr, was die Psalmisten beten und die Propheten bekennen: Daß Gott eine Burg und ein Fels sei denen, die auf ihn trauen; daß ER aus Banden und Dunkelheit, aus Stricken und Gruben erretten kann. Weg hat ER allerwegen — warum nicht, indem ER die Erde bewegt, Schrecken und Erschütterung sendet? Die Gottesboten dienen einem mächtigen Herrn, der Löwen den Rachen verschließt und menschlicher Grausamkeit und Willkür Halt zu gebieten vermag. Gott, der Vater Jesu Christi, ist nicht eine fromme Einbildung religiöser Schwärmer und armer Irre, die ihren Wunschträumen zum Opfer gefallen sind; so wird freilich in Europas Ländern wie schon bisher durch 19, so in allen kommenden Jahrhunderten gespottet werden. Aber das Gegenteil ist wahr: Wir haben einen Gott, der mächtig ist, die Seinen zu erretten. Es ist gut, daß die Mission der Kirche Christi aller Zeiten um diese Überlegenheit weiß, wenn sie in das Reich des Herrn aller Herren einlädt.

7.

Aber vor dem befreienden Erdbeben, während dieses Ereignisses und danach, wird noch eine andere, nicht minder große Macht sichtbar: Daß das Lob Gottes auch in Banden erklingt, und getrostes und fröhliches Leiden möglich ist. Es ist darum nicht verwunderlich, daß diese Kraft und Überlegenheit der Gefangenen in dem Augenblick bedeutsam und eine Lebenswende bewirkend hervortritt, als den Gefängnisdirektor die Verzweiflung packt und er Selbstmord begehen will. Der Mann, dem so viele Gefangene auf Gnade und Ungnade ausgeliefert waren, fragt in höchster Not nach seinem Heil und seiner Rettung. Wunderliche, wundervolle Nacht in Europas erster Christengemeinde! Wer ist Samariter, wer heilt, verbindet und tröstet? Paulus und Silas, die einen Verzweifelten vom Rand des Todes an das Gestade der Gnade Gottes zurückholen? Oder die-

ser Mann, der die Striemen und Wunden der Missionare verbindet, zum Glauben kommt und getauft wird? Von dem Werden der ersten Christengemeinde in Europas erster Stadt her mag es nicht verwunderlich erscheinen, welche seltsamen Wege voller Größe, welche verborgenen Pfade das Evangelium gehen wird, durch Höhen und auch durch Tiefen in diesem Erdteil!

8.

Wie antwortet die Obrigkeit auf dies Geschehen? Zugleich dreist und hilflos. Sie verordnet Aufenthaltsverbot für die Missionare in Philippi. Die Leute sind ihr unheimlich. Sie will sie loswerden.

Das Repertoire der Regierenden ist also alt und wohlbekannt. Wir Älteren erinnern diese Praxis noch aus der Hitlerzeit. Schon in der frühen Morgenstunde von Europas Christenheit hat es also das gegeben: Rechtsbeugung und Hilflosigkeit der Verantwortlichen gegenüber dem Evangelium.

Sollten die Jünger Christi, wissend um die Macht Gottes, nicht deshalb sehr frei, sehr gelassen und unabhängig, sehr freimütig und überlegen gegenüber allen unfreundlichen irdischen Mächten sein?

Deshalb ist der christlichen Mission und Botschaft dieser Anfang in Europa zur Mahnung, Tröstung und Beherzigung geschrieben.

9.

Die Reaktion der Missionare ist überraschend. Es ist nicht in erster Linie menschlicher Stolz, wenn sie die Aufforderung, die Stadt still zu verlassen, ablehnen. Paulus verweist darauf, daß auch er menschliches Recht beanspruchen könne — er ist sogar römischer Bürger.

Um seiner eigenen Ehre willen hätte er wohl auf diese Demonstration personhafter Würde verzichten können. Boten Christi müssen durch gute Gerüchte und böse Gerüchte gehen können.

Aber der Gedanke an die Zukunft der verbleibenden kleinen Gemeinde läßt sie ihr irdisches Recht verlangen. So wird aus der Ausweisung eine höfliche Bitte der Stadtoberen. Und ihr entsprechen die Missionare erst, nachdem sie im Haus der Lydia die Schlußversammlung in der Gemeinde — sicher unter Einschluß der Familie des Gefängnisdirektors — gehalten haben.

Von ihr begleitet ziehen sie dann weiter, um an der nächsten Stelle das Christusfeuer zu entzünden. In Philippi aber wird man sich hüten, von dem Vater der Gemeinde in Zukunft als einem gefängnisreifen Hausierer und Sektierer zu reden. Und so wird die Gemeinde in Stille und Frieden wachsen, gewiß nicht ohne Anfechtung, aber noch gewisser unter der Führung des Heiligen Geistes.

*

Was für ein reiches Leben haben doch die Boten Jesu; reich an Tumult, aber auch an Krafterweisungen Gottes und seiner Bewahrung! Wie es in Europa begann, ist es fortgegangen bis auf diesen Tag!

Seid gewiß, nicht viel anders ist es auch in Afrika und Asien, wenn Jesus Christus im Zeugnis seiner Boten durch die Lande zieht, den Völkern zum Heil! Und darum gedenket — wie gewiß die Christen in Antiochien für Paulus und Silas getan haben — auch heute in Fürbitte und Opfer Eurer Missionare! Amen.

Von Westfalen nach Chotanagpur

Der Vorsitzende der westfälischen Missionskammer, Superintendent Dr. von Stieglitz/Dortmund, besuchte von Mitte Dezember 1967 bis Anfang März 1968 die Gossner-Kirche in Indien.

Vor 150 Jahren begann das westliche Westfalen zum Industriegebiet zu werden. Heute hat diese Entwicklung zum „indischen Ruhrgebiet“ in vollem Maße in Chotanagpur eingesetzt. Es ist darum besonders reizvoll, wenn ein Missionsmann aus dem älteren seine Brüder und Schwestern im jüngeren Land von Stahl und Kohle besucht, um das Band der Gemeinschaft in Jesus Christus zu festigen. Dankbar für die Erlaubnis dafür, bringen wir ausgewählte Abschnitte aus den Rundbriefen unseres Dortmunder Freundes.

6. Januar 1968

Liebe Freunde daheim!

Gestern sind wir gegen mittag erfreut und ermattet von unserer ersten Runde heimgekehrt. Nun sind zwei Tage Rast, die wir zum Sortieren der Eindrücke, Briefschreiben, Wäschewaschen und Vorbereiten der zweiten Runde und zum Schlafen sehr brauchen. Dieser Brief folgt dem bisherigen Zeitablauf. Nachholen müssen wir noch den Anlaß dieser Reise. Zwischen der Gossner-Kirche in Indien und der Gossner-Mission in Berlin ist eine Vereinbarung getroffen worden, daß jedes Jahr ein deutscher Theologe einen Besuch im Gebiet der Gossner-Kirche machen soll. Dadurch soll die Verbundenheit bekundet werden. Aus unserer Sicht erscheint der Besuch für den Besuchenden wichtiger als für die Besuchten. Es gibt außerordentlich viel zu erkennen und zu lernen. Viele Erfahrungen und Erlebnisse werden sich unmittelbar auf die Arbeit in Deutschland auswirken können. Aber wir bemerken doch auch immer mehr, wie der Besuch für die Besuchten gute Bedeutung hat. Viele Gespräche ergeben sich. Man kann bei der Verkündigung mithelfen. Auch ein Rat kann hier und da gegeben werden. Die besuchten Gemeinden und Amtsbrüder freuen sich, ihre Arbeit und ihre Probleme darstellen zu können. Und einfach das Faktum, daß man Verbundenheit sichtbar durch Fahrten in entlegene Orte bekundet, darf nicht unterschätzt werden. — Meine „Vorfahren“ sind Landessuperintendent Peters aus Celle/Hannover und Professor Vogel aus Berlin. Diesmal ist Westfalen dran.

Begegnung mit Gemeinden

Am Morgen wird der am Vorabend ausgefallene Empfang durch die Gemeinde Tokad nachgeholt (wir hatten vier Stunden Verspätung). Diesmal ist die Grußadresse besonders gut und umfangreich. Wir hören wieder von Dr. Nottrot, der hier in den 70iger Jahren des 19. Jahrhunderts Entscheidendes geleistet hat. Der Text spricht von viel Armut im Lande, von der Unmöglichkeit und doch dem Willen, aus eigenen Mitteln eine neue Kirche zu errichten. Die Pfarrgemeinde hat 4859 Glieder, die in 27 Einzelgemeinden wohnen. 23 Pracharaks sind tätig. Der Gruß schließt mit dem Wunsch, daß Gott uns sicher und gesund



Dr. von Stieglitz beim Gemeindetreffen in Chaipur

bewahren möge und wir die Hände im Gebet füreinander falten möchten. Der Tag gilt dann der Pfarrgemeinde Tujur. Etwa zweistündiger Weg durch den Dschungel. Dann endet die im Bau befindliche Straße. Ein Bote der Gemeinde sitzt auf und weist uns den Weg. Empfang mit Trommeln und Badjans. In einem Geviert, das durch Kirche, Pfarrhaus und Schule gebildet wird, ist die Versammlung. Grüße, Reden, Geschenke. Anschließend Gespräche mit den Pracharaks. Zwei sind zur Ausbildung in Govindpur vorgesehen. Wir kehren relativ früh nach Tokad zurück. Vor dem Abendessen darf meine Frau die Küche besuchen und sehen und lernen, wie Reis vom Feld bis zum Tisch behandelt wird. Währenddessen habe ich ein Geplauder mit Kindern. Auf die Frage, was ich den Kindern in Deutschland von ihnen sagen solle, antworten sie: Wir haben oft nicht genug zu essen.

Neujahrsgottesdienst mit Einweihung einer neuen Schule in Jamshedpur. Predigt über die Losung von Uppsala: Ich mache alles neu. Glücklicherweise ist Dr. Singh als Dolmetscher von Ranchi gekommen. Unter einem riesigen Zeltdach ist vor der Schule eine vielhundertköpfige Menge versammelt. Alles hat schon einen Hauch von Stadt. Die Grußadresse wird mit Durchschlägen verteilt. Die Kränze sind auf kunstvoll gebogenen Ästen aufgezogen. Ein Lautsprecher macht die Stimme raumfüllend. Wir sind in einem erstklassigen Hotel untergebracht. Aber zwischen ihm und den städtischen Unterkünften der Gossner-Christen ist immer noch ein großer Unterschied. Es ist nicht leicht, ihn gelassen hinzunehmen. Immerhin können wir die leitenden Brüder zu einer behaglichen Teerunde ins Hotel einladen. Jamshedpur steckt voller Probleme. Vermutliche Einwohnerzahl bei 500 000 Menschen. Die Stadt ist beherrscht von den Tatawerken, die ein weitblickender Inder im 19. Jahrhundert begründet hat. Mehr Menschen als

Arbeit. In meinem Gruß erzähle ich von den Problemen der Berg- und Stahlarbeiter in unserer Gegend. Es erstaunt viele, daß in Europa doch nicht alles golden ist. Die Gossner-Gemeinden sind hier wiederum nahezu ausschließlich für die Adivasi aus dem Bergland von Chotanagpur da, die — um Arbeit zu finden — nach Jamshedpur gegangen sind. Zwei kurze wesentliche Gespräche: mit dem anglikanischen Pfarrer Macnaughton (Einheit der Kirchen in Nordindien; die Lutheraner haben bisher an den Einheitsgesprächen nicht teilgenommen) und dem deutschen Lehrer-Ehepaar Lamey (Situation der deutschen Mitarbeiter von Mercedes-Benz / an vielen Bussen und Lastautos sieht man den guten Stern auf allen Straßen / allgemeine Lage der Industrialisierung, deutsche Auslandsgemeinde).

Zurück nach Chaibassa. Dann ist in Kathbari der Grund für eine neue Kirche zu legen. Sie steht 200 Meter entfernt von der anglikanischen Kirche. Die anglikanischen Christen und Pfarrer nehmen an der Grundsteinlegung teil. Kathbari befindet sich im Gebiet der Ho, einem Volksstamm, der mit den Mundas verwandt ist. Die Missionsarbeit konnte unter den Ho wegen Mangel an Geld und Menschen bisher nicht stark betrieben werden. Am Abend haben wir in der Kirche von Chaibassa eine lange und schöne Begegnung mit der Gemeinde. Es werden Fragen gestellt: Finden Sie, daß die Unabhängigkeit der Kirche (Autonomie) zu einer geistlichen Stärkung geführt hat? Meinen Sie, daß Christen aus Indien und aus Deutschland an einem Ort außerhalb von Deutschland und Indien eine neue Mission anfangen könnten? Wie steht es um die Jugendarbeit und um den Kindergottesdienst in Deutschland?—In Beantwortung der ersten Frage versuche ich zu zeigen, daß die Selbständigkeit zur Entfaltung der eigenen Kräfte geführt hat und weiter führen muß. Sofort füge ich an, daß Autonomie aber niemals Isolation bedeuten kann und darf.

12. Februar 1968

Dulare bhai babinaro!

Auch das heißt „Liebe Brüder und Schwestern“. Haga oro misiko — das war Mundari. Nun reden wir Euch in Oraon an, weil wir im Nordwest-Anchal der Gossner-Kirche waren, wo die Mehrzahl der Christen aus dem Stamm der Oraon stammen. Es geht dabei nicht nur um eine Abwechslung. Es geht um den Hinweis auf eine der Hauptaufgaben der Kirche hier: Die Einheit zwischen den Mundas und den Oraons ist zu erhalten, stellenweise erst noch zu schaffen, überall zu befestigen. Zu den beiden genannten Gruppen kommen noch Christen aus den Stämmen der Kharia, der Santal und der Ho. Wie überall kann hier die Einheit der Kirche nur geschaffen werden und erhalten werden durch die Erkenntnis: Wir haben alle den einen Herrn. Dieser Herr braucht eine dienstbereite und dienstfähige Kirche, um in der nichtchristlichen Umwelt das Evangelium glaubhaft zu bezeugen. Jeder Hochmut, der in Erinnerung an die jahrhundertelangen Fehden, Kriege und Eifersüchteleien zwischen den deutschen Stämmen bei uns gar nicht erst aufkommen sollte, wird völlig geduckt durch eine Folge der so gut und ernst gemeinten Mission: Nun gibt es lutherische, anglikanische und katholische Mundas usw. Nur sehr langsam, aber hoffentlich stetig geschieht eine Bewegung aufein-



Frau von Stieglitz während der Begrüßung in Lohardaga

ander zu. Wie sehr die Einheit der Ökumene und die Wirkung der Mission zusammenhängen, ist uns hier besonders klar geworden. Also: Dulare bhai oro misiko! Wir sind wieder viel gereist und haben Einblick gewinnen können in eine große Zahl von Gemeinden.

Verfahren?

Weitere Stationen der Runde: Lohardaga, nochmals Khuntitoli, Jokbahar, Kunkel. Kunkel — ein ganz kleines Dorf — lag bereits wieder am Wege nach Ranchi zurück. Als wir von der Hauptstraße abbogen, waren keinerlei Anzeichen von Wegbereitung und lebendigen Wegweisern zu sehen. Sollte die Nachricht von unserem Besuch die Gemeinde nicht erreicht haben? Wir fuhren immer tiefer in den gerodeten Dschungel hinein. Der Weg wird zum Pfad. Der Pfad verliert sich, taucht zwischen Feldern wieder auf, sehr wenig jeepable. Und dann stehen wir in einem Dorf, dessen eng zusammengebaute Häuser die Durchfahrt verbieten. Kunkel? Durchaus nicht, sondern ein Dorf, vier Meilen davon entfernt. Halan wendet den Jeep. Wir stehen fragend vor den Leuten. Nur Nichtchristen um uns herum, Animisten, nicht Hindus oder Muslims. Erwachsene und Kinder tragen Amulette. Die Bekleidung ist spärlich und elend. Man nimmt uns freundlich auf, bringt zwei Stühle für die Frauen (die Frau von Pastor Hanukh Minz ist auch mit uns) und Popeia-Früchte als Gastgeschenke. Verfahren? Durchaus nicht, wenn man etwas tiefer sehen will. Entgegen dem Programm standen wir mitten unter freundlichen Nichtchristen, fragend, ob wir ihnen sagen dürften, was uns indische und deutsche Leute im Glauben eint. Sie nickten. Das war dann die erste Heidenpredigt, ganz unvorbereitet, ganz aus dem Augenblick kommend, versuchend, die Klarheit des Evangeliums und die Zusammengehörigkeit aller Menschen miteinander zu verbinden. Erfolg? Wir wiesen darauf hin, daß im Nachbardorf Christen wohnen, die genau und gern über das Evangelium und das Leben der Christen Auskunft geben könnten.

Durch Schuljungen hatte sich die Meldung: Eure Gäste kommen! bis ins Dorf herumgesprochen und überrascht nahmen uns Pracharak und Gemeindegälteste in Empfang. Wir sahen eine Gemeinde im Alltag, ohne Tore und Girlanden. Wir nahmen dieses neue Erlebnis sehr gern an und machten mit den erreichbaren Einwohnern des Dorfes das allerbeste daraus: Wir freuten uns aneinander. Ich hing das Flanelltuch auf. Unser Text für Bilder und Erklärung war die Berufung des Petrus, Lukas 5, 1-11.

Jeepable

Das ist sicher auch für Euch ein neues Wort. Wenn man näher hinsieht, besteht es aus zwei alten Bekannten und ist sehr einleuchtend. Jeep—able—jeepfähig—mti dem Jeep befahrbar. Auf dem Reiseplan durch den Nordwest-Anchal stand, daß der zuständige Synod-Sanchalak prüfen solle, ob die Straße von Kinkel nach Baghdega jeepable sei. Jeepable ist für uns zu einem Kennzeichenwort für die dritte Runde geworden, die uns wiederholt ohne Weg und Steg fahren ließ. Das ging gleich hinter Khuntitoli los, nachdem wir in Simdega die gute Straße verlassen hatten. Der Weg versank in den Sankh-Fluß. Aber Halan und der Jeep brachten uns trocken hinüber.

Jeepable war die Straße nach Nettehat. Unsere Gastgeber gönnten uns einen halben Tag ohne Dienst und hatten in ihr Programm die Fahrt zu einem Gebirgsplatz eingefügt. Höhe 1200 Meter. Wir sahen Sonnenuntergang und nach kurzer Nacht Sonnenaufgang. Am Abend hatte uns ein Kaminfeuer behaglich zusammengebracht. Die Gedanken wendeten sich der Zukunft zu. 1969 will die Gossner-Kirche weitgehend auch die finanzielle Selbständigkeit erreichen. Die Gossner-Mission bleibt mit ihr verbunden, besonders sich konzentrierend auf die Missionstätigkeit der Jungen Kirche, die dann (1969) 50 Jahre lang bereits rechtlich selbständig ist. Eine Missionsgesellschaft ist auf die Dauer nicht dazu da, eine entstandene junge Kirche zu stützen und dadurch ihre Eigenständigkeit und Gehfähigkeit zu behindern. Die Gossner-Mission will sich—möglichst in Zusammenarbeit mit Christen aus der Gossner-Kirche—neuen Aufgaben zuwenden, die zahlreich und brennend vorliegen. So fällt unser Besuch in eine entscheidungsreiche Zeit. Ein neues Kapitel Missionsgeschichte soll geschrieben werden. Bisher kennt man bestenfalls die Überschrift. Nach meiner Teilnahme an den Verhandlungen der Kirchenleitung der Gossner-Kirche—als willkommener Berater dazu traf Missionsinspektor Seeberg aus Berlin ein—ist zu sagen: Es ist richtig, daß Gossner-Kirche und Gossner-Mission dieses neue Kapitel beginnen. Daß man so handeln muß und kann, wird sich durch dieses Beispiel in Indien auf viele Missionsgesellschaften und Kirchen in der Welt auswirken.

So geht es am Kamin. Da die Sonne auch in Europa aufgeht, wenn auch 4½ Stunden später, will ich ihren Auftritt—so schön er war—nicht ausführlich beschreiben. Indisch war daran und gossnerisch, daß unser Fahrer Halan einen neuen Badjan sang, neue Worte auf eine alte Melodie, und auf seine Weise den Schöpfer und seine Geschöpfe pries.



Der Fahrer Halan verteilt kleine Mitbringsel

28 Februar 1968

Wie in den Zeiten des Anfangs

Zweifelloos etwas vom Schönsten waren die Stunden in Pathalgaon und Lureg. Es fing aber schon in Jaspur an, besonders schön zu sein. Wir sind in Madya Pradesh, der Zentralprovinz Indiens. Hier liegen Missionsgebiete der Gossner-Kirche. Deutsche Missionsgaben machen die Arbeit möglich. Leitender Mann ist Dr. Paul Singh. Jedes Feld hat überdies einen eigenen Leiter am Ort. In Jaspur gibt es keine Kirche. Die Christen versammeln sich in den Häusern. Wie in den Zeiten des Anfangs. Es ist Abend. Auf der Veranda eines Hauses sitzen dichtgedrängt etwa 200 Menschen. Fröhlich und ungestört schnupern Hunde durch die Reihen, bis sie ihre Leute gefunden haben. Unsere Anrede beenden wir hier mit einem kleinen Spiel. „The plane ist late today“ (Das Flugzeug hat heute Verspätung). Halan ist Flugplatzbeamter. Er meldet einem Touristen (mir) und einer Besucherin von Gemeinden (meiner Frau) die Verspätung. Die beiden Reisenden füllen die Zeit mit einem Gespräch. Was haben Sie gesehen? Der Tourist prahlt von Bombay und Calcutta, von Delhi und Taj Mahal. Die Besucherin nennt Orte wie Umbulbaha, Nakti, Tujur, die der Tourist nie gehört hat. Und wen haben Sie gesehen? Der Tourist war natürlich bei Indira Ghandi, einigen Ministern und füh-

Nichtchristliche Kindergruppe im Gottesdienst in Nakti



renden Wirtschaftsleuten. Die Besucherin erzählt von Christodas, dem Koch, von Merhka, der Blume des Himmels, die kürzlich die Taufe und den neuen Namen empfangen, von den Pracharaks, die trottend in die Dörfer ziehen. Der Tourist kann nur staunen. Nun packt er als Trumpf seine Einkäufe aus: Teppiche, Elfenbeinschnitzereien. Stolz nennt er die Preise. „Ich bringe nur Geschenke mit“ erwidert die Besucherin und zeigt ihre Silberteller, Waffen, Trommeln, Musikinstrumente, Stoffe und Saris. Der Tourist hört zum erstenmal von Christen in Indien. Da kommt Halan und meldet die Ankunft der Maschine. Der Tourist: Ich sage meinen Flug ab. Ich bleibe hier. Ich muß Indien erst noch kennenlernen. — Unsere kleine Uraufführung machte der Hausgemeinde offensichtlich Freude. Später versuchten wir noch eine weitere Szenenfolge: Nur Einigkeit macht stark. An Uneinigkeit und Mißklang in einem kleinen Chor wollten wir zeigen, wie nur gemeinsame Verabredung, gegenseitiges Rücksichtnehmen und zielgerichtetes Leben in der Gemeinde zum Ziel führen.

Auch Pathalgaon hat keine Kirche. Wir sitzen in einem kleinen Raum, die Frauen und Mädchen vor uns, die Jungen und Männer im Hof. 35 Menschen sind versammelt. Ich lege Apg. 2, 42 aus. Die Texte aus den Zeiten des Anfangs sind hier unmittelbar. Das ist ein Sinn unseres Besuches, diesen kleinen Gruppen erkennbar machen: Die Gemeinschaft, in der ihr beständig bleibt, umspannt die Welt. Am Abend sitzen wir mit Paulus und Merhka zusammen, der Blume des Himmels. Beide sind neue Glieder der Gemeinde. Wir fragen, ob ein bestimmtes Wort der Bibel sie berührt habe. Die Antwort lautet: Wir sahen, daß die erleuchteten Leute anders leben. Wir sahen die Sauberkeit, wir sahen und erlebten, wie sie mit uns und untereinander reden. Sie gebrauchen nicht die üblen Worte, die in unserer alten Religion herrschend sind, besonders über die Beziehung zwischen Mann und Frau. Wir haben jetzt eine bessere Gemeinschaft als früher. — Ist uns diese Antwort zu wenig geistlich, nicht christozentrisch genug? Seid mit uns bitte leise und lernt mit uns! Das Leben der Christen ist die Bibel der Heiden. Die Gruppe am Abend bestand in der Menge aus Pracharaks. 36 Katechisten sind hier an der Arbeit, von zwei Pastoren angeleitet. Wir fragen nach ihrer Arbeitsweise. Sie stehen zu den Antworten auf, stoßen mit den Köp-

Freude am Wort



Trommler in Umbubaha

fen fast an die Decke des niedrigen Raumes. Auf dem wackeligen Tischaltar steht eine Petroleumlampe, die die Gesichter erhellt. Der schwarzbärtige Feldleiter hat gerade das Wort. Wir hören von der Arbeit in Koldhorhi. 1966 besuchten zwei Pracharaks das Dorf. Sie machen sich mit den Leuten bekannt, singen zur Trommel Bajans, bitten um Einlaß in die Häuser und fragen, ob sie den Bewohnern das Evangelium sagen dürfen. Wo Zustimmung kommt, geben sie eine Schriftauslegung, die oft von Joh. 3, 16 ausgeht: Also hat Gott die Welt geliebt ... Der Ton der Verkündigung liegt weniger auf der Rechtfertigung zunächst als auf der Errettung aus der Macht des Bösen. Die Nichtchristen in den Dörfern leben in ständiger Teufelsfurcht. Krankheit und Unglück werden auf Anläufe des Satans zurückgeführt. Die erste Form des Evangeliums lautet: Jesus ist stärker. Auch das ist wie in den Zeiten des Anfangs im Neuen Testament. Erst nach der Taufe dringen die neuen Glieder der Gemeinde unter dem Hören des Wortes tiefer in die frohe Botschaft ein und erkennen deutlicher Sünde und Gnade. Die Pracharaks bieten zugleich eine Abendschule für Lesen und Schreiben an. Die Leser bekommen Bibeltexte. Bei weiteren Besuchen wird nachgefragt, ob alles verstanden sei, was unklar geblieben wäre. So haben die beiden ein Jahr lang in Koldhorhi gearbeitet. Dann meldeten sich von den 15 Familien neun zur Taufe. — Es gibt auch ganz andere Entwicklungen, wo der Widerstand wächst, wo die Saat nicht aufgeht. — In Lureg ist das Arbeitszentrum unseres barmherzigen Freundes. Ein Schneider hat sein Haus für Gottesdienste und für die Wohnung des Pfarrers zur Verfügung gestellt. Unentgeltlich. Man zeigt uns das Grundstück für den Kirchenbau. Auch in Pathalgaon sahen wir den Kirchbauplatz. Vermutlich soll die Geldgabe, die wir namens der Westfälischen Landeskirche mitbringen, für diese beiden Kirchen verwendet werden.

In der kleinen Wohnkirche von Pathalgaon fragen uns zwei junge Lehrer: Wie können wir in unserem Beruf Christus deutlich dienen? Markha sagt: Ich habe Christus für mein Leben angenommen. Ein Mann tritt zu uns und sagt, seine Frau sei durch das Gebet der Christen gesund geworden. Nun gehört auch er zur Gemeinde. Wie in den Zeiten des Anfangs. Zeiten des Anfangs sind überall da, wo Christus der Herr wird.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer)

Die Bildseite der Gossner-Mi



1

1 Eine große Gemeinde in Chaipur freut sich über den Besuch von Dr. von Stieglitz und Frau/Dortmund

2 Der Gast übt sich im Trommeln

3 Nichtchristen in Amgaon hören die Geschichte vom verlorenen Sohn (mit Flanellbildern)

4 Familie von Dr. Bage, dem Landessuperintendenten in Orissa



2



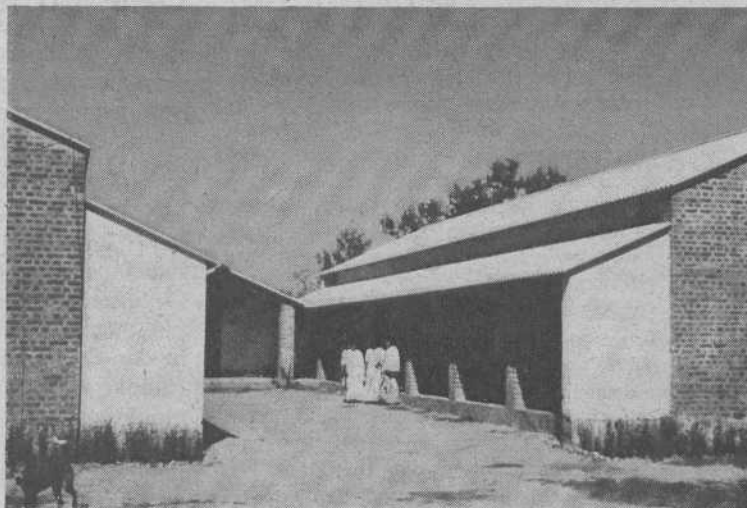
3



4

Mission

- 5 Mädchengruppe in Lohardaga
- 6 Kinder in Fudi
- 7 Schriftenverkauf beim Gottesdienst in Jamshedpur
- 8 Frauen auf dem Weg zum Reisstampfen
- 9 Die neugebaute Schule für die Ausbildung von Lehrerinnen in der Gossner-Kirche in Ranchi



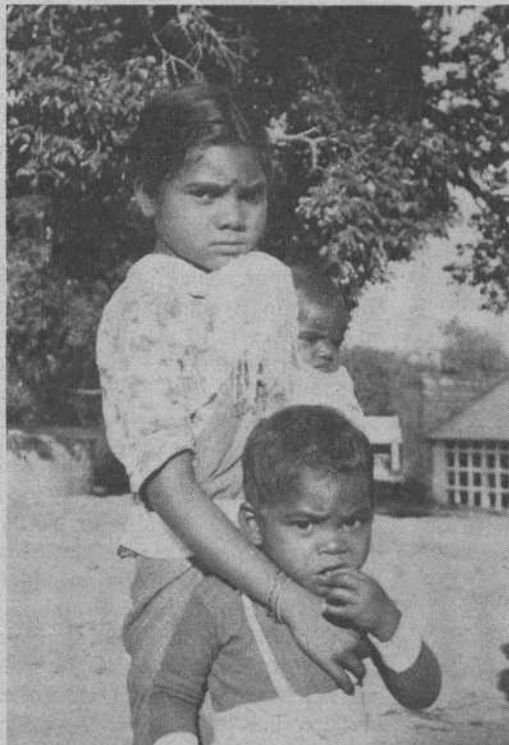
9



8



5



6



7

Amgaon-Schwester in Deutschland

Ende 1967 mußte Schwester Marianne Koch wegen einer ernstlichen Nieren-Erkrankung ihren Dienst in Indien unterbrechen und nach einer gründlichen Untersuchung im Tropengenesungsheim Tübingen operiert werden. Sie befindet sich jetzt auf dem Weg der Besserung, und die Ärzte hoffen, ihr im Herbst wieder die Ausreise nach Amgaon gestatten zu können — wie sie selbst es wünscht und wir es erhoffen und erbitten.

Die Missionsleitung hat mit herzlichem Dank das Anerbieten von Schwester Ursula von Lingen und Frl. Marlies Gründler angenommen, bis Ende dieses Jahres über die vereinbarte Zeit hinaus noch in Amgaon zu verbleiben. Das war umso wichtiger, als es dadurch der Leiterin des Hospitals, Frl. Doktor Annie. Bage möglich ist, die Zeit ihrer Fortbildung im Hospital Nowrangapur im Jeypurland nicht vorzeitig abbrechen zu müssen.

Präsident Aind, Teilnehmer in Uppsala

Zu der 4. Vollversammlung des Ökumenischen Rats der Kirchen in Uppsala vom 4. bis 20. Juli entsendet der Verband evangelisch-lutherischer Kirchen in Indien zwei Delegierte. Einer von ihnen ist der Präsident der Gossner-Kirche, unser Bruder Pfarrer Aind.

Da er auch die Gelegenheit wahrnimmt, vom 11. bis 16. August an der Jahreskonferenz der „Kommission für Weltmission des Lutherischen Weltbundes“ in Kopenhagen teilzunehmen, folgt er gern in der Zwischenzeit einer Einladung der Gossner-Mission nach Berlin. Wir werden unseren Freund also Ende Juli / Anfang August bei uns willkommen heißen dürfen.

Neuer Direktor für TTC Fudi

Das Kuratorium der Gossner-Mission hat beschlosen, Herrn Dipl.-Ing., Dipl.-Wirtsch.-Ing. Helmut Hertel / Bad Hersfeld als neuen Leiter für technische Ausbildungszentren der Gossner-Kirche in Fudi zu entsenden. Er tritt die Nachfolge von Dipl.-Ing. K. Schwark an, der nach 5jähriger Dienstzeit aus familiären Gründen im Dezember 1968 nach Deutschland zurückkehrt.

Herr Hertel (29 J.) ist seit 1963 verheiratet mit Frau Irmtraud geb. Schäfer. Ehepaar Hertel mit Sohn Jan (3 J.) wird voraussichtlich August / September ausreisen. Bisher ist das Aufenthaltsvisum von der indischen Regierung noch nicht erteilt worden.

Besuch aus Indien

Herr B. F. Tirkey, der sich beim Aufbau des Technical Training Centre Fudi Verdienste erworben hat, weilte zu einem achtwöchigen Besuch in Deutschland. Herr Tirkey ist in Fudi für Verkauf und Werbung verantwortlich und leitet das Informations-Zentrum des TTC in Ranchi. Er hatte Gelegenheit, die Gossner-Mission kennenzulernen und studierte Geschäftspraktiken und Werbemethoden in Deutschland.

Besuch in Rourkela

Als der Kellner im Restaurant in Calcutta die Rechnung bringt, wird mir klar, daß ich mit einem normalen, eher bescheidenen Mittagssmahl fast zwei Tagesverdienste eines Arbeiters im Stahlwerk von Rouerkele verzehrt habe.

3,50 Rupees verdienen die ca. 20 000 Stahlarbeiter durchschnittlich am Tag, 180–200 Rupees im Monat. Der offizielle Wechselkurs lautet: 1,— DM = 1,75 Rps. Über 4 Milliarden DM sind bisher in diesem modernsten Stahlwerk und der dazugehörigen Wohnstadt investiert. Stadt und Werk sind von Deutschen geplant und in der Zeit von 1955 bis 1962 gebaut worden, mitten in den Dschungel. Eine ursprüngliche Bevölkerung von ein paar Hunderten in einigen Dschungeldörfern ist inzwischen in einer modernen Siedlung mit zum Teil vierspurigen Straßen schnell auf 100 000 Einwohner geklettert. Bis zu 800 Kinder werden monatlich in dieser Stadt geboren. Menschen aus ganz Indien sind an diesen Ort gekommen. Stammes-, Sprach- und Religions-eigenarten waren weniger stark als der Sog, in einem großen Industriewerk einen gesicherten Arbeitsplatz und Lebensunterhalt zu finden. Fünf Hauptsprachen sind zu hören: Englisch, Hindi, Oriya, Malayalam und Deutsch. Deutsch vor allem in dem großzügig ausgestatteten Indo-Deutschen Club und im Werk. 180 Deutsche sind als Berater und Fachleute in dem hochmechanisierten und zum Teil automatischen Werk tätig. Die Zahl der Deutschen steigt ein wenig, weil die Produktion des Werkes von augenblicklich ca. 1,2 Mill. t im Jahr auf die mögliche Kapazität von über 2 Mill. t gesteigert werden soll. Zeitweise hat das Werk schon mit Profit gearbeitet. Das 40–50 Meilen entfernt im Tagebau (I) gewonnene 55–60 % Eisenerz wird zu Stahlblechen und Trägern verarbeitet.

Dann und wann werden um der Devisen willen 10 000 t Stahl in die USA oder in afrikanische oder asiatische Staaten exportiert. Die Masse der Produktion jedoch wird im Lande dringend benötigt.

Rourkela — Wolfsburg, eine interessante Vergleichsmöglichkeit. Beide Städte aus dem Boden gestampft, beide von einem riesigen Werk beherrscht und in ihrem Auf und Ab völlig dadurch bestimmt, beide nach strenger Trennung von Wohn- und Arbeitswelt strukturiert. Was der Kanal für Wolfsburg ist, bedeutet die Hügelkette für Rourkela. Die vierspurige Verbindungsstraße zwischen Werk und Stadt führt durch die Hügelkette hindurch und gleicht zur Zeit des Schichtwechsels den Wolfsburger Straßenverhältnissen. Allerdings ist das Verhältnis von Fahrrädern und Autos in Rourkela umgekehrt zu dem in Wolfsburg.

Im Vergleich mit den etwa gleichzeitig entstandenen Stahlwerken und Städten Bihlai und Durgapur — von den Russen und Engländern gebaut — schneidet Rourkela im Urteil der Inder gut ab. Am Bahnhof werde ich von Herrn Pramanik abgeholt, 30 Jahre alt. Nach dem Studium in Indien und USA ist er seit fünf Jahren in Rourkela tätig. Mit seiner Frau und Tochter bewohnt er wie viele der Ingenieure und Arbeiter eines der Zwei- oder Mehrfamilienhäuser. Die Deutschen haben auf Wunsch der Inder die Stadt so geplant und gebaut, daß leitende Angestellte und Arbeiter nicht separat, sondern in bunter Abwechslung miteinander wohnen.

Im Garten des Ingenieurs finden sich statt Steine faustgroße Eisenerzstücke mit 25–30 % Erzgehalt. Die Salzgitteraner würden sich freuen! Ein gelegentliches Telefongespräch unterbricht unser Gespräch. Herr Pramanik wechselt von Hindi über Englisch in Oriya. Das Telefongespräch gibt mir Zeit, den Bücherschrank zu betrachten. Günter Grass' Blechtrommel neben Somerset Maugham und anderen westlichen und indischen Schriftstellern.

Herr Pramanik ist mit 30 Jahren der verantwortliche Ingenieur für Planung und Entwicklung. Die freie Zeit wird wesentlich von der Tätigkeit als Präsident des Rates der Christlichen Kirchen in Rourkela beansprucht.

Alle Kirchen in Rourkela arbeiten zusammen. Sie bauen zusammen eine Kirche für alle Konfessionen. Die ökumenische Luft auf lokaler Ebene ist so frisch und erfrischend wie in Kenya. An diesem Sonntag findet der Gebetsgottesdienst für die Einheit aller Kirchen statt. Erstmals beteiligt sich auch die römisch-katholische Kirche. Bischof Westermann, ein wegen seiner ausgezeichneten Hindi-Kenntnisse von den Indern als Pandit verehrter Deutscher, hat eingeladen, den Gottesdienst unter freiem Himmel auf dem Hof des katholischen kleinen „Vatikans“ durchzuführen.

2000 Christen sind gekommen. Die Frauen und Kinder links, die Männer rechts erheben sich, als die Prozession durch die Menge schreitet, Fahnen voran, Eingeborenentrommeln üben eine elektrisierende Wirkung aus. Die zahlreichen Hunde lassen sich auch von so viel Würde nicht stören und klaffen fröhlich weiter. Hinter dem Kreuz und vor dem am Schluß gehenden Bischof von Sambalpur gehen Laien, Pfarrer und Priester, Inder und Europäer, aus der Mar-Thoma-Kirche, der Jakobitenkirche, der Baptisten, Anglikaner, katholischen Gemeinde und der lutherischen Gossner-Kirche. Dazu die Vertreter des Rates der christlichen Kirchen in Rourkela. Es trifft sich gut, daß ich neben Dr. Bage gerate, Landessuperintendent der Gossner-Kirche und mir aus der Zeit seiner Berliner Studien gut bekannt. Für mich ein schöner Auftakt für den später erfolgenden Besuch in der Gossner-Kirche. Wir haben beide zu sprechen in diesem Gottesdienst, er in Hindi, ich in Englisch. Das sind nicht die einzigen Sprachen dieses Gottesdienstes. In Oriya und Malayalam wird ebenfalls gesungen und gebetet. Gelegentlich übersetzt mein bischöflicher Nachbar für mich aus dem Hindi. Alles in allem ein glaubhaftes Zeugnis christlicher Einheit und der Absicht, gemeinsam unter den Bedingungen modernster Großindustrie und in religiöser Hinsicht langsam immer gleichgültiger werdender Umgebung als Christen zu leben.

P. R. Dohrmann-Wolfsburg

Missions-Zeitschrift in neuer Form

„Das Wort in der Welt“, das zweimonatlich zum Jahresabonnement von 6 DM in Hamburg erscheinende zentrale Organ des „Deutschen Evangelischen Missions-Rates“ und der „Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Weltmission“, ist mit Beginn des Jahres 1968 erweitert worden und hat ein neues Gesicht bekommen. Es informiert umfassend über die Aufgaben und Fragen der Weltmission heute und hat besonders durch einen 16-seitigen Nachrichtenteil an Wert gewonnen.

Wir möchten unseren Freunden, die dazu in der Lage sind und auch die Zeit zur Lektüre haben, sehr empfehlen, sich das Blatt zu bestellen. Wir bekennen auch freimütig, daß wir im Kuratorium der Gossner-Mission ernstlich erwägen, ob es nicht an der Zeit ist, auf ein eigenes Organ zu verzichten, um an einer weiten Verbreitung von „Das Wort in der Welt“ an unserem Teil mitzuhelfen. Unsere Freunde würden dann, wenn das Kuratorium in dieser Richtung zu einem endgültigen Entschluß kommt, regelmäßig wesentlich kürzere Nachrichten aus der unmittelbaren Arbeit der Gossner-Mission erhalten. Doch darüber ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Unser Hauptanliegen auch in dieser Frage muß sein, daß nur Christus und Sein Reich auf die wirksamste Weise verkündigt wird.

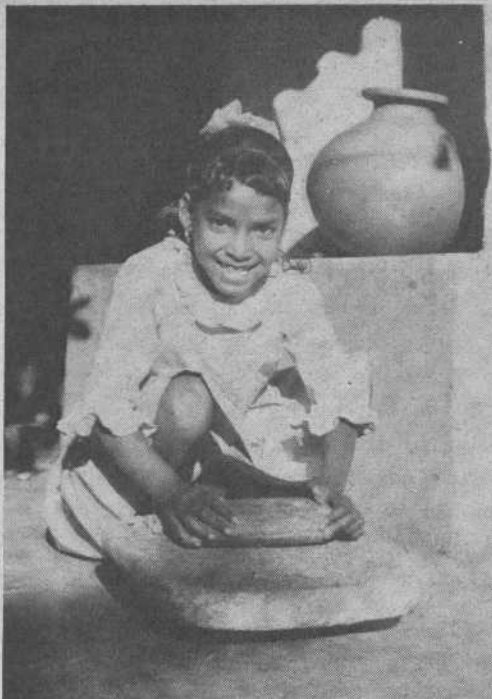
Mehr Verantwortung liebe Brüder!

Die christlichen Führer haben es versäumt, Ehrlichkeit und christliche Verantwortung in Chotanagpur zu lehren. Oder denken wir etwa, daß es die Kirche nichts angeht, wenn viele Mitglieder der Kirche den Kredit nicht zurückzahlen, den sie vom Staat genommen haben? Dies geht schon seit ungefähr 10 Jahren so. Ich muß sagen: jeder, der ein Darlehen oder einen Kredit nimmt und den Betrag nicht zur rechten Zeit zurückzahlt, ist ein Dieb. Er nimmt nicht nur der Regierung das Geld weg, sondern er hindert die Regierung daran, ihre Entwicklungspläne auszuführen aus Mangel an Geld. Die Kirche muß diese sich ständig verschlimmernde Situation sehr ernst nehmen. Wo sind die Pastoren und Pracharakas, die dem Dorfbewohner sagen, daß es schlimmer als gewöhnlicher Diebstahl ist, wenn das Vieh die Felder anderer Bauern abgrast? Wenn man von den Feldern anderer Leute stiehlt — gleichgültig ob durch Menschen oder Vieh — wird die Nahrungsmittelproduktion unterbrochen. Da es in Indien nicht genug Lebensmittel gibt, ist das beinahe schon Mord.

Pastoren und Pracharakas haben es versäumt zu predigen, daß jedes kultivierbare Stück Land, das jahrelang nicht gepflügt worden ist, eine Sünde ist und eine Schande für die Gemeinde. Es ist sogar eine noch größere Sünde, wenn die Kirche Land-

Die Pflüge ruhen bis zur Regenzeit



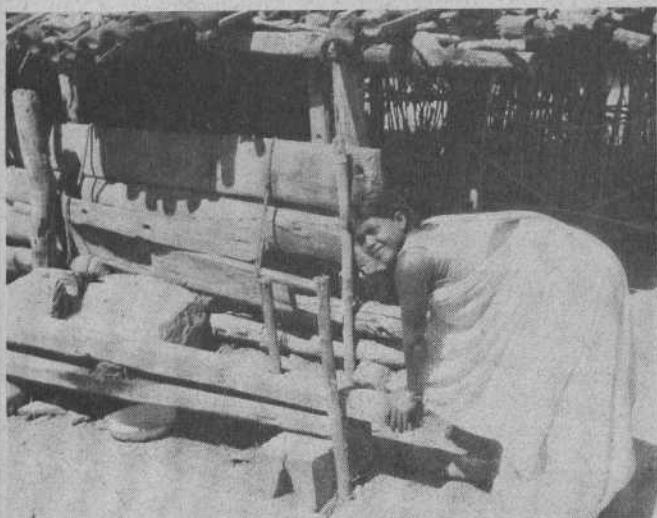


Gewürzmühle



Reisstampfen

Ölprese



besitz hat, der nicht für irgendeinen vernünftigen Zweck genutzt wird, da unsere Kirchenführer eine gute Erziehung genossen haben und es von ihnen erwartet werden kann, daß sie die Folgen dieses Verhaltens verstehen.

Wo sind die örtlichen Führer — und als solche müssen unsere Pastoren und Pracharaks angesehen werden —, die genug Mut haben, die Hindu- und Moslem-Beamten zu unterstützen und mit ihnen zu verhandeln? Oft gelingt es denen nicht, das Vertrauen der Ortsansässigen zu gewinnen, weil sie von den Adivasis nicht als Führer akzeptiert werden.

Gerade auf dörflicher Ebene liegt eine große Aufgabe für die Kirche, sich in die Entwicklung des Landes einzuschalten. Ein Block ist nichts anderes als das Hauptbüro für ungefähr 20 Panchayats. Ein Panchayat in Chotanagpur besteht aus fünf bis zehn Tolas (Dörfer). In einer Tola und sogar in einem Panchayat findet man sehr wenig gebildete Menschen. Die meisten Landwirte können nicht lesen und schreiben. Vielleicht sind die Söhne auf einer höheren Schule, aber niemand hört auf diese jungen Menschen. Aus diesem Grunde verdächtigen die Landwirte die gebildeten Beamten, daß sie sie betrügen, denn sie haben keine Möglichkeit, sich selbst zu schützen. Manchmal kommt es wirklich vor, daß Landwirte betrogen werden. Oft behandeln die Beamten die Landwirte nicht wie Gleichgestellte, sondern wie Untergebene, die man herumstoßen kann. Zu viele Beamte denken, sie seien die Herren der Dorfbewohner, anstatt daß sie als Vertreter des öffentlichen Dienstes arbeiten.

In einem demokratischen Staate wie Indien sind die vom Volk gewählten Gemeinderäte die Führer und der Muthya (Bürgermeister) ist der Vorsteher. Deshalb ist es sehr wichtig, daß nur fähige und vertrauenswürdige Personen als Gemeinderäte gewählt werden. Es ist nicht entscheidend, zu welcher Religion, Kaste oder zu welchem Stamm dieser Mann gehört. Es ist nicht genug, wenn man ein Panchayat-Komitee nur wählt; die gewählten Vertreter brauchen auch guten Rat und Unterstützung der Gemeinde.

Im allgemeinen muß festgestellt werden, daß die Panchayats ihre Autorität im Hinblick auf die Entwicklung der Gemeinde nicht ausüben, da alle Entscheidungen nur von einigen Beamten getroffen werden. Warum sollte man den Block oder die Beamten beschuldigen, wenn die Dorfbewohner ihre Verantwortung im Block nicht übernehmen?

Ich denke, auf diesem Gebiet der Selbstverwaltung in all diesen Dörfern sollten die Kirchenführer eine wichtige Rolle spielen, indem sie erziehen, beraten und die ungebildeten Dorfbewohner organisieren. Alle Träume der Bauern und besonders alle Träume der Adivasis werden nur Träume bleiben, solange die Dorfbewohner nicht in geeignete Verwaltungseinheiten eingeteilt werden. Die kleinste Verwaltungseinheit ist die Tola. Von hier aus sollten alle Pläne und Entwicklung beginnen. Zur Frage der landwirtschaftlichen Entwicklung scheint es notwendig zu sein, Tola-Komitees zu bilden, die im Panchayat-Komitee repräsentiert werden.

Jede Ausdehnung der Arbeit erfordert eine gewisse lokale Selbstverwaltung. Wenn diese nicht vorgesehen oder in einer bestimmten Gegend, einer Provinz, oder einem Land zugesichert wird, dann müssen alle Entwicklungspläne fehlschlagen. Die lokale Selbstverwaltung ist wichtiger als eine Menge Geld, große Gebäude oder das technische Wissen.

Dies sollen nur einige allgemeine Richtlinien für die landwirtschaftliche Entwicklung sein. Ich habe das Gefühl, daß in unserer Kirche — deren Mitglieder zu mehr als 90 % in Dörfern wohnen — die geistigen Führer vortreten und überall auf allen Gebieten bei der landwirtschaftlichen Entwicklung einschließlich der örtlichen Selbstverwaltung mitarbeiten sollten.

(A. Bruns vor einer Pastorenkonferenz in Ranchi
Februar 1968)

Mission in Chotanagpur aus einem Jahresbericht von Dr. Singh

Nachdem Dr. Paul Singh am 1. März 1967 das Amt als Missionsdirektor der Gossner-Kirche in Indien übernommen hatte, legte er im Februar 1968 der Kirchenleitung seinen ersten Jahresbericht vor. Dort wurde der Bericht ausführlich besprochen. Er enthält eine Fülle von Einzelheiten, die wir nicht abdrucken können. Sie beweisen dem Leser, daß Mission in täglicher Hingabe durch viele kleine Aktionen geleistet wird. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, geschieht diese Arbeit in abgelegenen Dörfern, hauptsächlich in drei Regionen.

Überall muß zäh und in harter Arbeit um jeden einzelnen Nichtchristen gerungen werden; nirgendwo kommt es zu Massenbekehrungen. Voraussetzung für den Beginn einer örtlichen Mission in neuen Gebieten ist ein fester Stützpunkt: Entweder eine kleine Kapelle oder wenigstens eine Hütte, in der der Missionar wohnt. Im Gebiet Sambalpur „haben wir 30 solcher Plätze, und dort ist die Hoffnung für einen guten Fortgang. Aber an anderen Orten — Chanda, Sargidih, Niktimal — können wir im Augenblick nicht erkennen, wie es weitergeht.“

Im Gebiet Singhbhum „sind viel Dorfbewohner von Hunger und Krankheit so mitgenommen, daß sie ihre Häuser verlassen und nach Kalkutta oder anderen Industriegebieten auswandern, um dort als Arbeiter ihr Brot zu verdienen.“ In der dritten Region — Udaipur — wird an 37 Plätzen gearbeitet, und hier wurden 1967 „84 Erwachsene getauft.“ Weil das Gehalt unserer Missionare ungenügend ist, haben sie Sorgen, wie sie ihre tägliche Nahrung bekommen. Sie haben keine Vorräte, auch können sie ihre Kinder nicht in die Schule schicken.

Überall, wo Dr. Singh die Missionare aufsuchte, stellte er fest, daß noch weit mehr getan werden muß, mit größeren Mitteln, mit besseren Methoden, mit mehr Menschen. Einige weitere — höchst bescheidene — Bauten sind bereits geplant, Schriftenmaterial gedruckt und einige Instrumente eingekauft. Die Zurüstung der Missionare ist entscheidend wichtig. In jeder Region finden in regelmäßigen Abständen Zusammenkünfte der Missionare statt, jeweils für drei bis vier Tage. Hier werden Erfahrungen ausgetauscht, Schwierigkeiten besprochen und neue Methoden erörtert. Hier sind dann auch Vertreter der Kirchenleitung anwesend, die mit größtem Interesse sich über den Fortgang der Arbeit informieren. Durch ihre Initiative beteiligen sich mehr und mehr die älteren Gemeinden an der Aufbringung von Mitteln für die Missionsarbeit.

Am Schluß des Berichts schreibt Dr. Singh: „Ich habe während meiner Reisen, durch Berichte und Briefe sowie durch persönliche Gespräche mit vielen Freunden erfahren, daß in und entlang dem Bereich der Gossner-Kirche große evangelistische Aufgaben warten. Bisher wurden sie ohne generelle Planung angepackt, und doch kamen Menschen zu uns. Wenn die Arbeit planmäßiger vorbereitet wird, sind größere Erfolge zu erwarten. So habe ich z. B. den Bericht aus der Gegend von Nimdih durch einen Lehrer Ekka, daß dort für die Mission eine große Verheißung besteht, ja daß die Leute geradezu fragen, ob jemand kommt, um das Evangelium zu verkündigen. Ähnlich ist dies der Fall im Palamau-Distrikt und bei Baghima.“

Mission unter Adivasis geschieht seit vielen Jahren, aber es gibt keinen Zugang zu anderen Kasten in der Bevölkerung, weil die Adivasis zu wenig Kenntnis der religiösen und sozialen Probleme haben. Ich zweifle deswegen, ob zu diesem Zeitpunkt unsere Kirche — wie vorgeschlagen — außerhalb Indiens oder auch nur außerhalb Chotanagpurs Mission treiben kann. Wir haben einfach nicht genügend qualifizierte Mitarbeiter. Ich würde also lieber sehen, daß wir unsere Arbeit in den nächsten 5–6 Jahren in Chotanagpur konzentrieren.“



Dr. Paul Singh, Ranchi

Betroffenheit und Anteilnahme im Weltluthertum

Gewiß nicht nur in den Lutherischen Kirchen der Welt — aber in ihnen besonders — hat das schreckliche Urteil über 32 Glieder der aus finnischer Missionsarbeit erwachsenen Ovambo-Kirche in Südwest-Afrika durch die Regierung in Pretoria tiefes Entsetzen hervorgerufen. Lebenslängliche bzw. hohe Gefängnisstrafe (bis zu 20 Jahren) sind wegen Verstoßes gegen die Apartheid-Gesetze von südafrikanischen Gerichten verhängt worden. Die lutherischen Gemeinden in Afrika hatten hohe Geldbeträge durch ihre Kirchenleitungen zur Verfügung gestellt, um den angeklagten christlichen Brüdern einen Anwalt zur Verfügung zu stellen. Das Urteil hat weltweit bis in die „Vereinten Nationen“ (UNO) hinein seine Wellen geschlagen, und seine Folgen sind noch nicht abzusehen. Wir können hier nur die Tatsache selbst festhalten und nicht auf die Einzelheiten eingehen. Aber vom Auftrag der Weltmission her sind wir zutiefst miterschrocken.

Gesetz gegen Bekehrung

Der Staat Orissa in der Indischen Union hat ein Gesetz verabschiedet, das Bekehrungsversuche durch „Gewalt, Verführung oder Betrug“ unter Strafe stellt. Auch wenn im Text nicht ausdrücklich erwähnt, richtet sich das Gesetz eindeutig gegen die christliche Mission. Da Verführung und Betrug nicht klar definiert sind, muß befürchtet werden, daß jegliche Bekehrungsversuche auf diese Weise verhindert werden sollen. In der Erläuterung dieses Gesetzes wird behauptet, daß durch Bekehrungen zwangsläufig der Glaube einer anderen Religion untergraben wird. Der Präsident der Indischen Union, der das Gesetz unterzeichnen muß, wird sehr ernsthaft erwägen, ob dadurch die Religions- und Gewissensfreiheit in Indien nicht erheblich eingeschränkt wird. Die Kirchenleitung der Gossner-Kirche hat im Februar 1968 gegen dieses Gesetz in einem Telegramm an den Präsidenten Dr. Hussein heftig protestiert.

Sprachengesetz verabschiedet

Heftige Unruhen im Norden und im Süden des Landes verursachten die Verabschiedung des Sprachengesetzes im Dezember 1967. Nach dem grundsätzlichen Beschluß vier Jahre früher ging es jetzt um eine Ergänzung.

Die neue Regelung geht davon aus, daß Englisch neben Hindi Amtssprache in Indien bleibt. Im Schriftverkehr zwischen der Zentralregierung und jenen Bundesstaaten, in denen Hindi nicht Amtssprache ist, soll Englisch verwendet werden.

Für das Erziehungswesen wurde den Bundesstaaten empfohlen, für alle Schulen neben der Muttersprache eine weitere indische Sprache und Englisch vorzusehen. Eine solche Dreisprachenformel ist sehr klug, jedoch wird das jetzige indische Schulsystem damit zweifellos überfordert.

Das Sprachengesetz hatte eine maßlose Agitation zur Folge, im Norden protestierten viele Gruppen gegen die Beibehaltung der englischen Sprache, im Süden gingen die Anti-Hindi-Anhänger auf die Straße.

Fast 2000 Deutsche leben und arbeiten in Indien

Nach den Unterlagen der Fremdenpolizei (Stand vom 1. 11. 1966) leben in Indien 1936 Deutsche, vorwiegend Techniker, aber auch Missionare, Missionsärzte und Ordensschwestern. Unter den insgesamt 64837 polizeilich registrierten Ausländern (ohne Commonwealth-Angehörige) nehmen die Deutschen die siebte Stelle ein. Vor ihnen rangieren 22075 Tibeter, 7965 Chinesen, 4307 Iraner, 3908 Amerikaner, 2270 Sowjetrussen und 2256 Afghanen. Kleinere Ausländergruppen stellen die Burmanen mit 1911, die Franzosen mit 1255 und die Tschechoslowaken mit 983 Personen.

Missionsdirektor Dr. Berg nach Afrika

Das Kuratorium der Gossner-Mission hat den Leiter seiner Arbeit gebeten, im Blick auf etwaige zukünftige Aufgaben im Lauf des Sommers Kenia, Uganda und Zambia zu besuchen. Vor allem auch aus Lusaka, der Hauptstadt des früheren Nordrhodesien, liegt eine dringende und herzliche Einladung an die Gossner-Mission vor, dort ab 1970 tätig zu werden. Alle Freunde werden gewiß in ihrer Fürbitte der bevorstehenden Entscheidungen herzlich gedenken, daß Gottes Ruf nach dieser oder jener Richtung hier klar erkennbar werde und unter Seinem Segen ein neues Blatt in der reichen Geschichte unserer Mission aufgeschlagen werden möchte.

Welthandelskonferenz in Neu Delhi

In Indiens Hauptstadt hat während der Monate Februar/März 1968 eine der wirklich großen und bedeutenden Konferenzen stattgefunden, wo über 1400 Vertreter aus 135 Ländern über die wirtschaftliche Zukunft in unserer klein gewordenen Welt beraten haben. Man hat vor Beginn dieser Begegnung gesagt, daß sie schlechthin entscheidend für das Zusammenleben der Weltgemeinschaft sein werde.

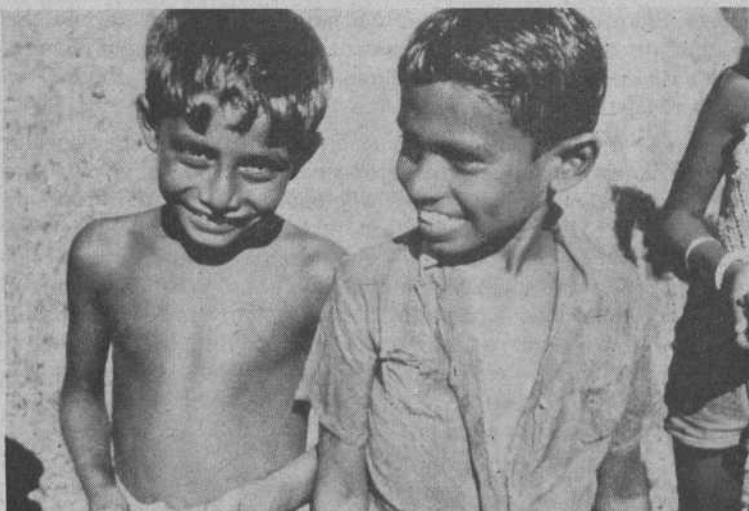
Wir können über die komplizierten Probleme hier nicht im einzelnen berichten, weil es um Rohstoffe, Absatzmärkte, Industrieprodukte und dergleichen ging, wollen aber drei Stimmen hören, die die Sorgen bei Beginn, vor allem die tiefe Enttäuschung nach Abschluß der Konferenz wiedergeben.

Frau Indira Gandhi bei der Eröffnung am 1. Februar: Sie sprach davon, wie sehr der wachsende Gegensatz zwischen den armen und reichen Ländern eine ernste Gefahr für den Weltfrieden darstelle, und forderte die Delegierten auf, dem Begriff der Weltgemeinschaft verstärkt eine reale Bedeutung zu geben. In Indien sind alle Probleme der Entwicklungsländer gleichsam auf eine riesige Leinwand projiziert. Was immer in diesem Land für den wirtschaftlich-sozialen Fortschritt getan werde, müsse in 560 000 Dörfern geleistet werden. Die wenigen Resultate der ersten Welthandelskonferenz von 1964 in Genf seien Anlaß zu großer Besorgnis, daß auch die jetzige Gelegenheit, sich über eine umfassende internationale Zusammenarbeit zu verständigen, verpaßt werden könnte.

Der Vatikan in Rom hatte eine Delegation nach Neu Delhi gesandt. Ihr Mitglied, der Dominikaner Henri de Riedmatten, hat das weiterhin geringe Maß an Hilfe der reichen Nationen für die Entwicklungsländer scharf kritisiert: „Die für die Entwicklungshilfe bereitgestellten Summen sind widersinnig niedrig im Vergleich zu denen, die für die Rüstung und Weltraumforschung eingesetzt werden.“

Unter den Beobachtern des Ökumenischen Rates in Delhi befand sich auf Dr. Klaus Lefringhausen vom Sozialethischen Institut der Rheinischen Landeskirche in Velbert, der kurz vor der Abreise nach Indien auf der Synode der Evangelischen Kirche der Union in Berlin zu dem Thema einen der Hauptvorträge gehalten hatte. Er sagte nach seiner Rückkehr: Die Vertreter der „Dritten Welt“ hätten das Verhalten der westlichen Industrienationen auf der Welthandelskonferenz als „zynischen Realismus“ und das der sozialistischen Länder als „skrupellose Zurückhaltung“ bezeichnet. Daß die sozialistischen Staaten nur wenige Rohstoffe von der „Dritten Welt“ abnähmen und ausschließlich an zweiseitigen Hilfsmaßnahmen interessiert seien, führe zu einer „Balkanisierung der Entwicklungsländer.“

Werden Eigennutz, Selbstsucht und ungehemmte Profitgier der einen und daraus entstehender revolutionärer Geist der Gewalt der anderen unsere Welt sehenden Auges und wissenden Verstandes ins Verderben stürzen? Ist das Wort und Beispiel der Christenheit zu schwach und ohnmächtig, Unglück und zunehmende Erschütterung und Friedlosigkeit zu verhindern? Ch. Berg



Zwei Schuljungen in Calcutta

Pfarrer Horst Symanowski

25 Jahre im Dienst der
Gossner - Mission

Von D. Hans Lokies, Anderten b. Hannover



An einem Februartag des Jahres 1943 tat sich für uns beide, Bruder Horst Symanowski und mich, eine Haustür gleichzeitig auf, durch die wir zusammen eintraten. Dabei stellten wir uns gegenseitig vor, da wir uns persönlich noch nicht kannten. Diese Begegnung hat für mich symbolische Bedeutung behalten. Als wir uns später in guter Arbeitsgemeinschaft immer neuen Aufgaben zuwandten, war es so, als ob sich jedesmal für uns eine Tür öffnete, durch die wir gemeinsam hindurchschritten — gleichviel wer zuerst geklingelt hatte: er — wie bei jenem ersten „zufälligen“ Zusammentreffen vor der Tür des Haberberger Pfarrhauses in Königsberg/Ostpreußen — oder ich. Damals suchten wir beide den Vertrauensmann der Gossner-Mission für Ostpreußen, Pfarrer Ernst Müller auf, der während des Krieges bei einem Ausgang auf solch tragische Weise ums Leben gekommen ist, daß niemals festgestellt werden konnte, ob er das Opfer eines Unfalls oder eines Verbrechens geworden war. Im Gespräch zu dritt stellte es sich heraus, daß Bruder Symanowski, wegen seiner schweren Kriegsverletzung eben aus dem Heeresdienst entlassen, von einer Unterredung im Evang. Konsistorium in Königsberg herkam. Man hatte ihn dort als einem der illegalen jungen Brüder, die nicht mehr das Konsistorium, sondern den Bruderrat der Bekennenden Kirche als ihre Kirchenleitung ansahen, das Angebot gemacht, sich (mit fester Anstellung, Gehalt und Pension) legalisieren zu lassen — aber unter Bedingungen, die er kompromißlos ablehnte. So hatte er im Augenblick keinen kirchlichen Auftrag. Bruder Müller und ich, die wir gleich ihm zur Bekennenden Kirche gehörten, machten ihm darauf den Vorschlag, hauptamtlich als unser Mitarbeiter in den Heimatdienst der Gossner-Mission zu treten. Er erklärte sich dazu bereit, das Gossnersche Kuratorium in Berlin gab seine Zustimmung: Und so kam Horst Symanowski zur Gossner-Mission.

Vielleicht war es unsere gemeinsame Auffassung von Mission, die ihm diesen Schritt leicht machte: Mission nicht als Spezialistentum, sondern als totale Sendungsaufgabe der Kirche in der Welt. Oder wie wir es später oft formuliert haben: Mission Verkündigung des Evangeliums nicht nur nach draußen an die Nichtchristen, sondern auch nach drinnen an die der Kirche Entfremdeten in unserem eigenen Volk; und endlich in einer dritten Dimension nach vorne an die zukünftige Generation. Aus diesem Grunde hatte ich schon 1934 die Arbeit des „Bundes für christliche Erziehung im Haus und Schule“ mit der Gossner-Mission verbunden.

Dazu kam die notorisch gebrochene Stellung der Gossner-Mission zu sich selber als Verein oder Gesellschaft. Schon vor mehr als hundert Jahren hatte sich ihr Gründer, Johannes Gossner, ausdrücklich dazu bekannt, daß allein die ganze Kirche verantwortliche Trägerin aller Missionsarbeit sein sollte. So genügte es uns als seinen gleichgesinnten Nachfahren nicht,

daß sich die Missionsgesellschaften fast krampfhaft abmühten, die Missionsverantwortlichkeit wie einen seidenen Faden um jeden einzelnen Arbeitszweig der Kirche (Kindergottesdienst, Jugendarbeit, Frauenhilfe, Männerwerk und die Kirchenbehörde selbst) dichter und dichter zu wickeln. Statt dessen sollte — so stellten wir es uns vor — die Mission als der ursprünglich erste Trieb und stärkste Zweig am Baum der Kirche wie ein abgebrochener Ast in ihn wieder aufgepfropft werden und mit ihm zusammenwachsen. Die Stunde für eine solche Strukturveränderung schien uns in der Zeit des Kirchenkampfes gekommen zu sein, als die Kirche wieder der Kirche wurde. Die Vorbehaltlosigkeit und Entschiedenheit, mit der sich die Gossner-Mission an die Bekennende Kirche von Anfang an anschloß, hatten auch unter diesem Aspekt ihre Begründung.

Mit alledem sollte hier der Wurzelboden aufgedeckt werden, aus dem in der jüngsten Vergangenheit alle, auch die neuesten Arbeitszweige der Gossner-Mission in Ost und West herausgewachsen sind. Als mich darum Bruder Symanowski kürzlich bei unserem letzten Zusammensein fragte, wie ich zu seiner Arbeit in Mainz-Kastel stünde, konnte ich mich nur mit ihm solidarisch erklären und antworten: „Du weißt ja, Horst, daß wir aus einer Wurzel stammen.“ Auf dieser breiten Basis nahm denn auch Horst Symanowski mit voller Handlungsfreiheit und Eigeninitiative seine Arbeit in Ostpreußen auf. In einer unermüdlichen Reisetätigkeit setzte er sich für die Bekennende Kirche ein, hielt in den Gemeinden die Missionsliebe wach und tat auch auf dem katechetischen Gebiet, was kräftemäßig möglich war, insbesondere für die Betreuung der von Berlin nach Ostpreußen evakuierten Schulen, in denen die Lehrer die Erteilung des Religionsunterrichtes niedergelegt hatten. In solchen Zeiten kann ein einzelner Fall große Wellen schlagen. Mir ist jene junge Lehrerin unvergeßlich geblieben, die an einer dieser Schulen unterrichtete. Weder getauft, noch konfirmiert, kam sie durch eine von Bruder Symanowski beauftragte Katechetin (meines Wissens eine Vikarin) zum ersten Mal mit Gottes Wort in Berührung und ließ sich im Gemeindegottesdienst taufen — öffentlich vor der Schülerschaft, dem Kollegium und, was mehr wiegt, vor der Partei: eine Erwachsenentaufe auf dem deutschen Missionsfeld.

Aber die Zeit für eine Entfaltung seiner Arbeit war Bruder Symanowski nur kurz zugemessen. Schon brachen die deutschen Fronten im Osten, eine nach der anderen, zusammen. Bald überrollte die russische Offensive Ostpreußen, sie überrollte auch Bruder Symanowski, der mit seiner Familie zuletzt auf einer Kolchose bei Köslin festgehalten wurde, ehe er wieder zu uns stieß: in Berlin 1945. Hier hatte inzwischen die Bekennende Kirche die Kirchenleitung übernommen. Diese berief mich, obwohl ich hauptamtlich im Dienste der Gossner-Mission blieb,